Jud. 25 c

<36611391310017

<36611391310017

Bayer. Staatsbibliothek

Der

Jude mit dem Barte,

oder

Lebensläufe eines Judenknaben.

Aus

den hinterlassenen Schriften

eines Convertiten

mit erläuternden Noten herausgegeben.

Wien 1848.

In Commission bei Peter Rohrmann.

31. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seinem theuern Oesterreich

und somit auch dem

gesammten großen

deutschen Vaterlande

zur Beherzigung

gewidmet

von dem Verfasser.

Jud. 25 c

34 LG

Die Zioniden.

I.

Ein Wort zur Beherzigung,

welches nicht zu überhören man schön gebeten wird.

Nicht überhören, sonderbare Zumuthung. In einer Zeit wo so viel gelärmt, geschrien, geredet, gesprochen, gebrummt, gejubelt und gejohlt, und auch gestöhnt und geseufzt wird, aus diesem Gewirre etwas besonders herauszuhören, ist rein unmöglich.

Seh's ein, und muß doch um Vergebung bitten, wenn ich wiederholt bitte, nicht zu überhören. Ist etwas von der zähen Hartnäckigkeit meiner Bauern auf mich übergegangen.

Wenn ich meinen Bauern daheim hinter den Bergen nach stundenlangem Wortwechsel haarscharf bewiesen zu haben vermeine, daß dieß was sie verlangen unmöglich sei, ist gewiß immer das letzte Wort: „Wir sehen schon, daß es unmöglich ist, wir bitten doch noch einmal, vielleicht ist's doch möglich."

Also vielleicht ist's doch möglich, daß ich nicht überhört werde.

Und jetzt zur Sache wenn's beliebt.

Als der Ruf der gewährten Preßfreiheit bis zu mir daheim hinter den Bergen, wo auch Leute wohnen, gedrungen war, hielt ich anfänglich das Ganze für einen schlechten Fastnachtspaß, den sich jemand machen wollte, die Leute hinter den Bergen zu mystifiziren. Indessen die Leute, die hinter den Bergen wohnen, die sind nicht so dumm, als

man glaubt. Die halten öfter, was öfter sehr gescheidt ist, hinter den Bergen; jedenfalls sind sie sehr bedächtig, und sitzen, wie man zu sagen pflegt, nicht so leicht auf.

Nachdem ich also zuerst etwas mißtrauisch, mich zuletzt doch überzeugt hatte, daß die Sache mit der Preßfreiheit wirklich ernst sei, nahm ich auch die Sache ernst. Hat doch jedes Ding zwei Enden und zwei Seiten, eine Vorder- und eine Kehrseite, eine Licht- und eine Schattenseite. Als ich das bedachte, fiel mir unglücklicher Weise ein, daß bei jeder Preße, der Bengel ein unentbehrliches, wie soll ich sagen, Objekt oder Subjekt sei. Da ich aber zeitlebens einen ungeheuerlichen Respekt hatte, vor Allem was Bengel heißt, so machte mich, ich gestehe es offen, die Freiheit der Preße mit ihrem unentbehrlichen Bengel etwas stutzig.

Indessen hatte ich nicht lange Zeit mich zu besinnen. Die Dinge überstürzten sich, und es war in unglaublich kürzester Zeit so unglaublich Vieles, und vieles Unglaubliche geschehen, wogegen die Angelegenheit mit dem Preßbengel eine Kinderei ist, und noch kindischer die Furcht wäre vor dem Bengel. Es war eine Zeit hereingebrochen, wo einem zu Allem, nur nicht lange zum Schwanken, Zeit gelassen wurde. Hohls der und der dachte ich mir, sauve qui peut, profitire jeder vom Augenblicke, was zu profitiren ist. Daß dieß das Prinzip des gegenwärtigen Augenblickes sei, konnte ich, nach dem zu schließen, was ich wahrgenommen, ohnedies keinen Augenblick zweifeln.

Rief mir doch so Manches und so Mancher zu: Mach's wie ich, greif keck zu.

Und ich hatte nach etwas zu zugreifen, was mir lange vorenthalten worden, und worauf ich ein gegründetes Recht hatte, insofern ein jeder Vater auf seine Kinder ein Recht hat. Allerdings wollen dieses in unserer freiheitstrunkenen

Zeit viele Kinder den Vätern abstreiten. Indessen in diesem Punkte bin ich ein Reaktionär, und vertheidige den Vätern ihr Recht, aus dem zu allen Zeiten triftig gültigen Grunde, weil ich dabei selbst interessirt bin.

Doch dem sei wie es wolle.

Frage ich aber, ob es nicht schlecht von einem Vater sei, sein Kind zu verläugnen, wird gewiß jeder antworten, ja. Noch weit schlechter für einen Vater ist es, gezwungen zu werden, sein liebes Kindlein verläugnen zu müssen.

Da hatte ich nun vor Jahren unter den traurigsten Verhältnissen ein Geisteskind gezeugt. Besagtes Kindlein war mir ein Benoni, ein wahres Schmerzenskind, und mir deshalb um so theurer. Ist es doch so natürlich, daß ein Vater sein Kind liebt. Indessen hatten auch Fremde in deren Kreis ich das Kind eingeführt, den Kleinen nicht uninteressant gefunden. Ist es da der Vaterzärtlichkeit zu verargen, wenn sie in ihrem Sprößlinge einen hoffnungsvollen Jungen erblickte, der in der Welt sein Glück machen dürfte?

Da, als ich eben entschlossen war, mein geliebtes Kind in die Welt hinaus zu senden, damit es sein Glück versuche, und Sicherheitshalber bei der Zensur um den nöthigen Reisepaß ansuchte, wurde mir dieser verweigert. Nicht genug, die zärtlich besorgte Zensur warf sich bei lebendigem Leibe des Vaters zum Vormunde des Kindes auf, und sprach in dieser eigenmächtigen Eigenschaft das Wort aus, welches in das Vaterherz wie mit Messern schnitt: „Dein Kind ist ein schlechter Bastard, mit welchem du dich vor der Welt nicht zeigen darfst. Es sei bei mir versorgt und aufgehoben."

Leider war dieß eine Findelhausversorgung mit der Bestimmung, daß der Findling in irgend einem Winkel in Staub, Moder und Qualm, wie so viele andere seinesgleichen, durch Sorglosigkeit und schlechte Wartung, dahin sieche,

und zuletzt gänzlich verkomme. Kräht doch kein Hahn darnach nach einem solchen illegitimen Kinde der Liebe.

Doch so war es nicht bei mir gemeint. Mir beliebte es nicht, wie es Rousseau beliebte, trotz der Vaterschaft des preisgekrönten Emils, seine leiblichen Kinder, im Findelhause vergessen, verderben und sterben zu lassen. Ich gedachte öfters mit gar sehnsüchtiger Wehmuth meines armen, mir entrissenen Benonis.

Ahnte es mir, daß die Zeit kommen werde; die Gottlob, zensurlose, meine Sehnsucht zu stillen, mein für unehrlich schuldlos gebranntmarktes Kind zu legitimiren, und es wieder zu Ehren zu bringen, so es Gottes Wille ist, daß das Kind in der Welt zu Ehren komme?

Nun, die Zeit war gekommen. Jubelnd widerhallten von dieser Kunde meine Berge, und jubelnd im Herzen verließ ich meine lieben Berge, in eigener Person mein vorenthaltenes Kind von der Zensur zu reklamiren.

Es war höchste Zeit, daß ich gekommen war. Zwei Tage später, und ich hätte das Kind meines Geistes mit keinem Auge mehr gesehen. Es wäre gestorben des grausamsten Todes in den Flammen. Sie räumten eben auf bei der Zensur unter den verschollenen Kindern des Geistes, welche bis jetzt noch nicht reklamirt worden waren, selbe einem Monster Auto da fe zu überliefern. Auch der Schatten der selig zu Grabe getragenen Zensur ist nicht dumm. War dieß der kürzeste Prozeß so in Bausch und Bogen, auf solche Weise das Prävenire zu spielen und zu verhindern, daß wenigstens diese Geisteskinder nicht erzählen möchten wessen Geisteskinder sie selber seien, und wessen Geisteskind die Zensur war, welche sie gebannt, ad acta gelegt, und weiß Gott wie lange hinter Schloß und Riegel gehalten hatte.

Dieß die Geschichte eines ehrlichen Geistesfindelkindes.

Nun, vor dem Feuertode hätte ich mein Kind glücklich gerettet.

Wie aber, wenn es meiner Vaterschaft erginge, wie es dem Patriarchenvater dem alten Jakob ergangen ist? Wenn ich zuletzt doch trostlos jammern müßte: Ein wildes Thier hat mein Kind zerrissen? Nicht weniger grausam als die Zensur kann die Kritik mit den ihr mißliebigen Kindern des Geistes umspringen.

Und in der That vorliegende Blätter werden nicht ohne bange Besorgniß, arg mißverstanden zu werden, der Öffentlichkeit übergeben. Oder besser gesagt, der Herausgeber fürchtet, gehäßig verdächtigt zu werden.

Aber nein. Jetzt ist so wenig der Zeitpunkt etwas zu fürchten, als es an der Zeit ist zu schwanken. Furchtlos auf seinen eigenen Füßen fest zu stehen, mitten in den Stürmen, die einem von allen Windstrichen her, umtosen, ist die Losung. Mag vieler Orten traurig die Komödie aufgeführt werden: „Alle fürchten sich," ich fürchte mich nicht. Frei will ich ein freies Wort sprechen, wozu wäre sonst die Freiheit da? Wohl kann es keine Freiheit geben ohne Gefahr und gefährdete Zustände. Dieß ist es eben, was die Mühe lohnt, frei zu sein. Ich zittere nicht, im Bewußtsein des Rechtes in der rechtlosen Zeit.

So sei's denn gesagt, und wer mich verdammen will, mag mich verdammen. Ich werde wissen Rede zu stehen.

Vor erst dies:

Für die Wahrheit dessen was diese Blätter enthalten, in der Hauptsache, steht der Herausgeber ein. Sie haben eine breite historische Basis. Dichtung hat an dem hier mit Freimüthigkeit behandelten Gegenstande nur formell Antheil, lügnerische Erdichtung dessen was nicht war, ist, und sein kann, ist kein Wort darin. Der Bekräftigung des Gesagten

darf auch dieß keinen Eintrag thun, daß der Herausgeber auf dem Titelblatte sich nicht genannt hat. Wenn es nöthig sein sollte, wird er sich nennen, und für den Kampf, für seine Sache, unerschrocken, mit offenem Visir in die Schranken treten.

Übrigens ist es seine Gesinnung, ein für Allemal, es für höchst unedel anzusehen des Unglückes zu höhnen, und sei dieses noch so sehr selbst verschuldet. Um so mehr sieht er es für ein Verbrechen an, dem Versuche des Unglückes, sich zu einer besseren Stellung wieder empor zu arbeiten, hindernd entgegen treten zu wollen. Diese Gesinnung nur im mindesten zu verläugnen, bei und durch die Herausgabe der Zioniden, ist der Herausgeber keineswegs gewillt.

Allein was anders ist es das Unglück verhöhnen, und was anderes Sündern, seien sie auch einer Konfession die nichts weiß, weder von der öffentlichen noch von der Ohrenbeicht, einen Beichtspiegel der Schuld vorzuhalten. Wollen sie selber nicht sehen, womit sie ihr Unglück verschuldet haben, mögen es Andere erfahren, damit diese ihre Barmherzigkeit dahinkehren, wo sie am Platze ist. Schonung, Mitleid, Bedauern und thätige, liebevolle Hilfe dem Irrthume, aus welchem das Unglück entsprang. Aber Barmherzigkeit dort, wo Gerechtigkeit sein soll, ist Theilnahme an der Schuld.

Nun sind die Zioniden in letzterer Zeit nachgerade interessanter geworden, als just zum Heile der Zeit nothwendig ist. Auch versäumen die Zioniden nicht sich auf alle erdenkliche Weise angenehm zu machen in höchst unangenehmer Art. Bereits sind wir schon gesegnet, mit einer kleinen Zionidenliteratur von Zioniden und nicht Zioniden im Interesse der Zioniden bearbeitet. Dieß möge ihnen gegönnt sein, und sie sollen darin nicht behelliget werden. Wir wünschen den Zioniden nichts Böses; ja, dieß sei theuer versichert, wir wünschen den Zioniden nur das Beste.

Wenn wir jedoch den Zioniden das Beste wünschen und das Beste für sie beabsichtigen, ist es doch noch eine höhere Pflicht für uns, so viel es in unsern Kräften liegt, beizutragen, daß den Christen das Beste, was sie noch haben unverkümmert und ohne zersetzende Beisätze verbleibe, und erhalten werde.

Man hat sich in neuester Zeit im Jubelrausche großer Errungenschaften zu einem Festessen zusammengethan. Wohlbekomme es Allen, die an der Tafel sitzen. Mir selber gefiele die Sache sehr wohl, wenn ich nur voraus wüßte, wer zuletzt die Zeche bezahlen werde. Zu dem verdirbt mir an dem Leibgerichte d e r Gedanke den Appetit, zu wissen, daß gar viele Köche die Suppe angerichtet haben. „Viele Köche aber versalzen die Suppe" ist ein bekanntes Sprichwort.

Dieß wäre noch das Geringste.

Das weitere ist, daß es mich bedünkt, unser liebes, früher zu sehr ideeles unpraktisches, deutsches Vaterland sei auf einmal jetzt zu sehr praktisch materiell geworden. Gar zu vieles von dem, was geschieht und angestrebt wird, und anderseitig von dem, was feindlich weggestoßen wird, als vermottetes Gerümpel, sieht darnach aus, als wollen sich die Menschen so auf der Erde einrichten, als wäre die Erde ihr bleibendes Vaterland.

Dies sieht schon bedenklicher aus.

Uebrigens will ich nichts gesagt haben, und soll einem bei diesem Maulwurfswühlen in blos irdischen Angelegenheiten gar nicht bange werden, wenn in dem ganzen, lieben großen deutschen Vaterlande, das westliche Rheinufer auch dazu gestoßen, auch die Todtengräber nur auf zwei Jahre aus gänzlichem Mangel an Beschäftigung, zu dem brotlosen Proletarierate zählen sollten.

Was endlich am Meisten das Herz bedrückt, ist dies.

Als ich noch jung war — die Geschichte ist schon lange her — wurde, wie bekannt, etwas griechische und römische Mythologie in den untern Schulen getrieben. Dabei war natürlich die Rede von dem alten Chronos, der seine eigenen Kinder verzehrte. Uns kam diese Mythe wunderlich vor. Wie dankten wir Gott, daß unsere Väter keine kinderfressenden Väter gewesen. Wir trugen ihnen seitdem in unserer kindischen Unbefangenheit selbst dieses nicht nach, daß sie uns zwangen im Schulstaube aufzuwachsen. Ließen sie uns doch leben. Dagegen erschien der Papa Chronos der seine Kinder zu Leibe nahm, uns Philistern als ein wahrer Heidenpapa. Wir äußerten diese unsere Ansicht laut, und unser Professor nahm keinen Anstand sie beifällig gut zu heißen.

Doch kaum hatte der gute Herr den Rücken gewandt, da erhob sich ein Neolog und Ideolog, der, ich weiß nicht wie, sich unter uns gemischt hatte, und sprach uns also an:

„Ihr Tröpfe und Zöpfe! was faselt ihr von einem Heidenpapa Chronos? Die ganze Geschichte ist durchweg nicht heidnisch. Den Quark hat ein verkappter Jesuite vor Jahren erfunden und unterschoben. Jetzt beten ihm das sippide Mährchen die Andern getreulich nach. Riecht ihr Bähnhasen die Fastenpredigt nicht heraus? Merkt ihr nicht die Bußpredigt der Weltninive gehalten, auf daß sie ins Bockshorn gejagt, in Sack und Asche zu Kreuze krieche. Paßt auf, und merkt's euch, was das sagen soll: „Was die Zeit zeugt, von dem muß sich die Zeit auch wieder nähren. „Dergestalt soll die Zeit das Grab sein, welches alle von, und in der Zeit geborne Kinder verschlingen muß. Nach dem ist alles von der Zeit gezeugte, der erhabene Zeitgeist nicht ausgenommen, ein todtgebornes Kind. Das Ganze ist weiter nichts,

als eine Paraphrase des Abgedroschenen. „O Eitelkeit der Eitelkeiten!" Unsinn."

Wir übrigen schauten verdutzt drein. Nur einer wagte zu bemerken, daß auch der Professor unserer Meinung sei.

„Das ist auch so einer, entgegnete der weise Thebaner giftig. Was weiß der, was heidnisch ist. Nehmt doch Raison an. Ich will es euch sagen. Wollt ihr das Heidenthum in seinem innersten Lebenskerne kennen lernen, wollt ihr das Heidenthum in seiner noch unerreichten Größe erschauen, und in dem was es so groß gemacht, und so hochgestellt, so müßt ihr eure Nasen tiefer in die Geschichte des klassischen Alterthumes stecken, als ihr es bis jetzt gethan, und dieß euch bis jetzt gestattet worden. Könnt ihr aber auch Blut riechen? Könnt ihr aber auch Blut riechen? ich frage noch einmal. Scheut ihr nicht zurück vor dem Blutgeruche, nicht anders wie der Ochse der auf die Schlachtbank geführt wird. Stehts so um euch ihr blutlosen Würmer, dann haltet euch die zärtlichen Nasen zu, und sterbet und verderbet in eurem Schulstaube; aber mit dem wundervollen Alterthume macht euch nichts zu schaffen. Seine Größe schoß aus einem Boden auf, der mit dem edelsten Herzblute der Völker getränkt war. Nur in einem solchen von purpurrother Lebensquelle aufgeweichten Grunde mochte sich der Altar tief einsenken, auf welchem der Gott der Götter stand, der das Universum beherrscht, „die Nationalität." Aus dem Haupte dieser das All beherrschenden Gottheit sprang vollständig gewappnet und gerüstet, mit bebuschtem Helme, Schuppenpanzer, Schild, Lanze und zweischneidigem Schwerte, die andere Gottheit „der Nationalsinn." Zärtlichkeit aber kennt der Kult dieser Gottheiten allerdings nicht. Haß, blutiger Haß allem Fremden, das ist sein offen ausgesprochenes Credo. Sein Paternoster kennt nur

drei Bitten: „Mord, Brand und Verwüstung.“ Davor zittern nur Weiberherzen, die keinen Anspruch haben auf männlichen Ruhm. Des Mannes unsterblichen Ruhmes Licht dagegen sind aufsteigende Feuersäulen, und sollte drin auch eine Welt verkohlen und zu Asche brennen.“

„Thut ab, euer verdunstetes Christenthum, das alle Köpfe unter einen Hut der Liebe bringen möchte. Was könnt ihr aus dem Evangelium des Judenentsprossenen Gottes lernen? Die linke Backe hinhalten wenn euch einer auf die rechte geschlagen hat, um des lieben Friedens willen. Der Mann duldet keine Beleidigung ungerächt. Das ist Männersinn, das ist Heldenzorn. Aus Liebe sich geduldig schinden lassen, mögen nur spindelbeinige Kirchenheilige.“

Nun, die Liebe darf auch euch nicht fehlen. Liebe ist gut; aber nur zu der Scholle, auf der eure Wiege gestanden; zu der Sprache, die euere Ahnen gesprochen; und lieben müßt ihr vor Allem die Freiheit. Frei jedoch ist nur der, welcher abgeschüttelt jegliches Vorurtheil, daß auf Schonung und Milde auch der Anspruch habe, welcher nicht denkt wie ihr denkt, der nicht spricht wie ihr sprechet, der nicht das Glück hatte geboren zu werden, dort, wo ihr das Licht der Welt erblickt habt. Wer außerhalb der Grenzen eures Vaterlandes geboren worden, in dem seht nur euren gebornen Todfeind, einen solchen mit warmer Bruderliebe zu umfassen, auch ihm nur ein Titelchen Menschenrecht zugestehen, das ist Hochverrath an eurem theuren Vaterlande, darauf steht der Tod des Verbrechers und der Verachtung. Seht, das hat den Griechen groß, den Römer zum Weltherrscher gemacht. Das sei fortan euer Evangelium, darauf schwört im Namen des deutschen Michels, des Vaters, und des Ziegenhainers, und des Bierkruges. Diese allerheiligste Dreizahl in eins, der echten deutschen Gesinnung, die schon 18

Jahrhunderte, den Stein der Weisheit, „die deutsche Einheit" sucht, die soll die Welt regieren. Und daß ich die Hauptsache nicht vergesse: Moritz Arndts, des edlen deutschen Michels edlen Großpapas: „Was ist des deutschen Vaterland," und kein anderes, muß euer Kirchenlied sein.

So sprach in gewaltigem lufterschütternden Predigertone der Neolog und Ideolog.

Daß wir Zuhörer sehr erbaut davon gewesen wären, könnte ich gerade nicht sagen. Klang es uns doch wie bömisch, und verstanden wir doch das Wenigste davon. Nur dieß merkten wir, daß der Redner die sich gestellte Aufgabe gründlich und vollkommen gelöst, daß er gut heidnisch trotz einem gebornen Heiden uns gepredigt.

Seitdem ist der Neolog meinen Augen entschwunden. Wohin er gekommen, blieb eben so unbekannt, als keiner wußte, woher er gekommen, just so wie Melchisedek, wenn auch dieser unheimliche Patron nichts weniger als ein König von Salem (Frieden) war.

Inzwischen hatte ich mehr als die Hälfte der Lebenszeit überschritten, die gewöhnlich dem Menschen gegönnt ist. Viel trübes hatte ich zu erleben und zu sehen bekommen. Das trübste aber was ich zu sehen bekam, ist, daß mein verschwundener Neologe, sehr glücklich gewesen sein müsse im Propaganda machen. Der gute alte Einigungs- und Einheitsglauben der alten guten Väter: „E i n Christus, e i n e Taufe e i n Glaube, e i n e Kirche, wie so Vielen, ja den Meisten war er abhanden gekommen. Von dem guten alten Glaubensmuthe der Kämpen der streitenden Kirche, der sie kugelfest machte gegen jede Versuchung zum Schlechten, und gegen allen Anprall des Lebenssturmes und der Leiden dieser Welt, fast keine Spur. Einerseits hatten sie dafür den Popanz des Volksthums auf den Altar erhoben, und anderseits, jenem Gö-

tzen die Herrschaft streitig zu machen, die Polizei auf den Altar der Kirche gesetzt. Als aber eine hehre Gewalt die Polizei mit Macht von dem entweihten Altare herabstürzte, wurden sie von dem erschütternden Falle alle betäubt und verdummt, verloren sie alle sammt und sonders die Köpfe und die Besinnung.

Die aber das Bewußtsein verloren, die kann man für nichts verantwortlich machen.

Wollen also die guten deutschen Brüder in dem sich einigen, daß sie die Nationalität zum alleinherrschenden Gott haben wollen, laßt sie nur gewähren. Sie werden es schon durch eigene Erfahrung lernen, wie dieser Moloch, vor dem auch andere Völker anbeten, in seinem Kulte verlangt, daß die Kinder aller andern Nationen, die nicht zur Sippe der herrschenden Nation gehört, ihm zu Opfer durch das Feuer geführt werden. Welche Nation die herrschende und opfernde sein werde, und welche Nationen geknechtet die Kinder zum Opfer werden liefern müssen, das liegt noch im dunklen Schooße der Zukunft.

Doch ihr Kinder Zions! unberufen so geschäftig, in Rede und Schrift, in Sang und Klang das Feuer zu schüren, welches dem Nationalitätsmoloch angezündet worden, läßt euch warnen, euch ferne zu halten vor den convulsivischen Bewegungen in welchen jetzt die Welt krampfhaft zuckt. Am ehesten dürftet ihr euch selber die Pfoten verbrennen bei dem perfiden Versuche, mit Christenpfoten euch die Kastanien aus der Gluth zu holen. Was geht denn euch Hekuba an. Was habt ihr mit der Nationalität zu thun? Ihr seid in Deutschland, Deutsche; in Böhmen, Tschechen oder Deutsche, je nachdem der Wind weht; in Ungarn eine Stunde Magyaren, die andere Slaven; die dritte Raizen; in Polen, Polen; in Italien Italiener; und in der ganzen Welt, christlich,

mahomedanisch oder heidnisch, seid ihr doch nur Juden. Ihr schart euch darum gar so gern um die Freiheitsfahne, weil sie bunt, vielfärbig ist. Weh' euch, sollte die herrschende Fahne nicht ohne euere Einmischung, je einfärbig, blutig werden.

Darum ihr Kinder Zions! laßt euch ein wohlgemeintes Wort zu eurem Heile sagen.

Daß die neueste Zeit außerordentliche Anstrengungen gemacht hat, die unschätzbarsten, unveräußerlichsten, lange ungerecht vorenthaltenen Güter zu erringen, und auf Kosten gar edlen Herzblutes wirklich errungen hat, wer wird das läugnen, und darob sich nicht höchlich freuen wollen? Der Kampf, für wahres Licht, wahre Freiheit, und wahres Recht ist er nicht ein heiliger? Ist er nicht ganz derselbe Kampf in welchem die Prediger des Evangeliums durch die Bluttaufe des Märtyrerthums geheiliget worden?

Doch die Sprache sie ist euch fremd, die versteht ihr nicht.

Allein dies werdet ihr doch verstehen, daß das Werk lange noch nicht zu Ende ist, an dem jetzo mit aller Kraft gearbeitet wird. Nein, es sieht vielmehr so aus, als wolle der Herr sein Volk aus der egyptischen Finsterniß, so mancher Irrthümer, in welchen die Gemüther zur Zeit noch befangen sind, zu dem Lichte wahrer Aufklärung durch das rothe Meer der Trübsale vorerst führen. Daß alle trocknen Fußes durchkommen werden, ist kaum zu hoffen. Ueber diejenigen, welche die Wogen zusammenschlagen werden, nicht bloß die Pharaonen, und der Pharaonen Roß und Reiter und der Pharonen Troßknecht werden diese sein. Wird mancher edle Held, würdig eines besseren Looses darunter sein. Solche werden deswegen nicht ausgeschlossen sein von dem Einzuge in das gelobte Land, in dasjenige gelobte Land, wel-

ches das Vaterland ist aller jener, die es redlich und ehrlich meinen.

Einstweilen Geduld, und nur ein Wunsch, daß keiner derjenigen, deren Väter mit Moses durch das rothe Meer gewandert sind, sich vordrängen wolle, bei der heutigen Wanderung den Führer machen zu wollen. Ist schon lange her, daß sie des Weges gezogen sind. Seitdem möchten sie den geraden Weg zwischen den aufgestauten Wassermauern vergessen haben, und dürften gewaltig in die Irre gehen. Mögen sie doch wie gestern und ehegestern, gleichwie ihre klugen Väter bedenken, das Wasser hat keinen Balken.

Zu dem haben jene unter Moses Führung, nach dem Durchzuge durch das rothe Meer, vierzig, sage vierzig Jahre gebraucht bis sie in das gelobte Land einziehen konnten. Vierzig Jahre, das ist eine schöne lange Zeit. So lange können wir jetzt nicht warten. Sind eben gewöhnt, mit Dampf-Roßen dahin zu brausen, heutzutage muß alles mit Blitzesschnelle gehen; die Ereignisse überstürzen sich, jede Stunde ein ganzes Buch Weltgeschichte. Die Sohlen in brennendem Wüstensande auf langen Kreuz-, Quer- und Winkelzügen sich versengen zu lassen, hat von den jetzigen Menschen kein Mensch die unmenschliche Geduld.

Ihr Kinder Zions! laßt euch das gesagt sein zur Warnung, von einem, der es euch so gut meint, als er euch gut kennt.

Und damit ihr seht, wie gut er euch kennt, will er euch die Geschichte erzählen: „Die Zioniden."

II.

Der Zeitgeist.

Wenn am Charfreitage der Himmel grau umzogen ist, und die Stimmung deines Herzens, die düstere Farbe des regnerischen Gewölkes trägt, fragst du da warum? Wenn am Charfreitage dir ein Tropfen im Gesichte brennt, untersuchst du da, ob es eine Zähre des weinenden Himmels sei, ob es eine Perle deines eigenen trauerkranken Herzens sei? Wenn am Charfreitage die Natur trauert, und du dich selber vor Weh ins Grab legen möchtest, wirst du dir, das dir vielleicht sonst fremde Gefühl nicht erklären können?

Wenn Christus todt im Grabe liegt, wie soll da der Himmel verklärt im Sonnenglanze freudig strahlen, wie da die Freude dir lebendig sich im Herzen regen?

Darum wußte ich gar wohl warum, und was mir im Herzen blutete? Aber warum der Himmel so heiter lachte am letzten Charfreitag, was die Menschen hatten, daß sie aussahen, als wäre die Sünde gestorben, und als wäre in alle Herzen der Friede wirklich schon eingezogen, von dem der Herr sprach: „Meinen Frieden hinterlasse ich euch?“ Dies blieb mir unklar.

Ich trat in den Dom ein.

Die Dreizehn Kerzen brannten während der Mette auf der Pyramide im Sanctuarium. Eine nach der Andern wurde ausgelöscht.

So stirbt auch ein Edler nach dem Andern hin, und was bleibt zurück? dachte ich mir.

Ich schaute hinab in das Schiff der Kirche. Eine unzählbare Menge wogte in demselben kommend und gehend, drängend und stoßend, als wären sie auf offenem Markte.

„Glüht diesen nur ein Funke wahrer Andacht im Herzen? Sind diese ergriffen von dem Bedeutungsvollen der hohen Weihe dieser Stunde? Kann auch das Heiligste profanirt werden. Haben die Tempel des Herrn ihre Würde gänzlich schon verloren!? „Ach," seufzte es mir im Herzen in Hinblick auf die Ereignisse und Errungenschaften neuester Zeit, „ach, scheint es doch, als wenn der Mensch jeden Bruchtheil Errungenschaft auf der Erde mit dem Verluste eines unendlichen Raumes seines Antheiles an dem Himmelreiche bezahlte. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

„Jerusalem, Jerusalem, wie liegst du so verödet," klagte es vom Chor herab. „Verödet" klang es mir im Herzen dumpf nach. Ich weiß nicht wie mir geschah'. Die Augen standen mir weit offen, wie einem der in einen bodenlosen Abgrund hinabschaut, und vor dem schrecklichen Larven da drunten die Augen schließen möchte, und nicht kann. Was ich aber sah, es war grausenvoll. Die Brust stand allen die da waren klaffend offen, und das Herz hing drin, eine halb verglimmende, halb schon erstorbene Kohle.

„Schau da hinein," grinste es hinter mir, „in diesen Mischling von halb Schlake, halb unheimlich zehrender Gluth."

Ich schaute um, und sah hinter mir eine Gestalt mit einem riesigen Chamäleonskopfe und Fledermausflügeln, im übrigen wie ein Mensch geformt, doch von übermenschlicher Länge, auf Füßen, dünn wie Bohnenstäbe, daß sie schlotternd unter des aufgedunsenen Körpers Last zusammen zu brechen drohten.

„Wer bist du Entsetzlicher?" fragte ich.

„Der Zeitgeist bin ich, antwortete das Gespenst, und selbst wenn sie sich vor ihrem Schöpfer demüthigen sollen, können diese zwischen Nichts und Etwas schwebenden Halb-

kreaturen vom modernen Geschlechte, mich nicht einstweilen zu Hause lassen.“

„Was drängst du dich aber an mich?“ —

„Hinauspressen will ich dich von hier. Da hab ich keine Macht über dich. Doch draußen, draußen, will ich dir aufs Herz treten, daß dir der Athem vergehen soll, du unmächtiger Wurm, der du meiner Herrschaft dich nicht beugen willst.“

Ich sank in die Knie und seufzte schwer auf zu meinem Gotte, daß er sich erbarme und mich schütze gegen die Gewalt des bösen Geistes.

Aber der Unhold beugte sich herab und grilzte mir ins Ohr.“ Schau mich nur an, wie mein Haupt in allen Farben schillert. Ganz nach dem Geschmack der tausendfältig zersplitterten buntscheckigen Jetztzeit. In so viel buntgefärbten Violen reiche ich meine Zaubertränke denen, die darnach verlangen, und sie werden viel und begierig gesucht.“

„Zu bachantischer Wildheit reize ich den Einen auf, in entmannender Weichlichkeit schmachtet mir der Andere dahin; und ein Rausch ists, der Allen die Sinne betäubt. Zucht und Sitte fliehen vor mir, und Frivolität wuchert unter meinen Tritten. Das gemeine Interesse hilft mir die Moralität austreiben, und die wahre Weisheit, habe ich aus der Welt verwiesen in die Herzen nur weniger Gramgebeugten. Die Geschichte steht dabei mit verhülltem Haupt, trauernd, daß sie es nicht ändern kann: Höre, noch viel Kreuz Noth und Elend wird über dieses Geschlecht der Gegenwart hereinbrechen müssen, ehe der brandige Samen gänzlich ausgegangen und verdorrt, einer bessern und verjüngten Nachkommenschaft Raum gibt. Bis dorthin gehört auf Erden mir und noch einem die Gewalt der absolut-despotischen Herrschaft, von der sie glauben, daß sie dieselbe schon völlig abgethan hätten. Was

willst du Pygmäe also jetzt gegen meine Gigantenmacht an-
kämpfen mit deinen verdünstenden Ideen?"

So sprach das Ungethüm; dagegen kräftigte ich mich
mit dem Herrn, dem Herrscher der Heerschaaren und entgeg-
nete: „Hebe dich von dannen du scheußliches Phantom einer
fieberhaften Phantasie, eines wundgedrückten Herzens. Heute
liegt Christus im Grabe, und hat gesprochen: Es ist voll-
bracht". Und es bleibt vollbracht in alle Ewigkeit zur Herr-
lichkeit, gegen welche die Pforten der Unterwelt nichts ver-
mögen. Ohne Sünde wäre keine Erlösung, und das Brausen
und Wallen und Gähren unserer Zeit ist mir ein sicheres
Zeichen der ihr innewohnenden Kraft, die sich einer schö-
nen Zukunft entgegen reinigt."

„Wohl ist noch nicht alles wie es sein sollte, und wie es
sein könnte; aber der Herr ist nicht in die Welt gekommen,
um den Frieden zu bringen, sondern ein zweischneidig Schwert
zu sein. Wer mit dem Schwert sich gürtet, ist ein Kämpe
um glorreichen Sieg."

„Meinst du?"

„Nun so schau, welcher glorreiche Kampf gekämpft
wird. Schau wer Sieger in dem Streite bleiben wird, den
ich mit geschäftiger Hand entzündet."

Und ich schaute.

Bis durch die Wolken ragend mit dem Stamme sah ich
ein Kreuz aufgerichtet, von einem Ende bis zum andern mit
den Querbalken die Welt überschattend. Um das Kreuz herum
war ein großes Gewühle und ein emsiges Treiben von Men-
schen aus allen Gegenden der Erde, in die verschiedensten
Trachten gekleidet, in allen Zungen sprechend — die Einen
wühlten, die Andern gruben, die Einen bohrten, die An-
dern hämmerten; die Einen stemmten sich mit dem Rücken an
das Kreuz, die Einen zerrten und zogen, die Einen schnitten

Späne davon ab; die Andern sägten, feilten und hobelten daran, der Eine ergoß sich in Schmachreden, der Andere hohnlachte, und Alle machten sie riesenmäßige Anstrengungen die zu verjagen, welche dieses gotteslästerliche Treiben nicht dulden wollten, und alle strengten sich gewaltig an das Kreuz aus dem Boden zu heben, in welchem es festgewurzelt stand, und in den Staub zu stürzen. Es widerstand lange. Endlich hörte ich eine Lache aufschlagen, daß die Erde dröhnte. Ein Donner, als stürzte ein Berg ein. Das Kreuz lag zu Boden. Nur Nacht, finstere Nacht umgab mich. —

Es war wieder Licht geworden. Ich sah das Kreuz noch auf der Erde liegen. Es war das Kruzifix, welches, wie am Charfreitage geschieht, die Priester zur Verehrung auf die Erde hingelegt hatten. Die Menge hatte sich verlaufen. Nur einzelne Bether saßen zerstreut in den Kirchenstühlen, oder knieeten vor dem heiligen Grabe. Auch diese entfernten sich nach und nach. Einer oder der Andere ging noch hin, kniete nieder, beugte sich über das Kruzifix, welches auf der Erde lag, und küßte es gar inbrünstig andächtig.

„Sind die Verehrer des Kreuzes so zusammengeschmolzen?" — —

„Kleinmüthiger!" zürnte es mir entgegen, „wie schwach ist dein Glaube. Ist auch in dir die Kraft des Wortes erstorben: Wo zwei oder drei in meinem Namen vereint sind, bin ich mitten unter ihnen. Die Kirche ist nicht der Markt, den erst das volkreiche Gewühle auf dem Platze zum Markte machen muß. Hat denn der Herr selber, als er unter den Menschen auf der Erde pilgerte, aus der großen Menge die ihn umgab, mehr als e i n e n Fels und die eilf Gesellen des einen Grundfelsens in seine göttliche Hand genommen, den Bau der Kirche aufzuführen? Hat dieß keine Bedeutung? Ei, die zwölf, der eine Fels und die eilf Gesellen, sie haben nicht

blos eine Kirchen- sondern die Weltgeschichte gemacht! Dort steht es deutlich verzeichnet, was es bedeute, daß es so Wenige und Kleine sein sollten, die so Vieles und Großes schufen. Meinst du nicht daß es bedeute, eine Lehre, welche den Gläubigen aufrichtet, und die Ungläubigen peinigend zu Schanden macht, sammt den Pforten der Hölle, die schon 19 Jahrhunderte an der Kirche rütteln, ohne zu ihrem Endziele zu gelangen?"

„Was zagst du?"

„Wenn sich auch wirklich wie du fürchtest, der wahre, kirchliche Sinn in die Herzen von nur zweien oder dreien zurückgezogen, ist deßwegen schon die verheißene Ewigkeit der Kirche auf vier oder sechs Augen gestellt? Ist der Herr im 19. Jahrhunderte ohnmächtiger geworden als im ersten, daß er nicht wieder dieses Senfkörnlein nehmen könnte, es in den Boden zu legen, auf daß es sich entfalte zu dem mächtigen Baume, in dessen Gezweige die Vögel des Himmels nisten? Übrigens was 18 Jahrhunderte überdauert hat, das kann in der ersten Hälfte des 19. nicht so spurlos verschwunden sein. Was du nicht siehst, hat deßwegen nicht aufgehört zu sein. Sei getrost, noch leben in Israel 7000, die ihr Knie vor Baal nicht gebeugt haben."

Dieß richtete mich wieder auf.

Mag sein, es ist nicht „etwas in Dänemark", es ist ganz Dänemark durch und durch faul. Aber der Herr ist der Gott des Lebens. Er kann aus den Würmern der Fäulniß lebendige Seelen schaffen, aus dem Tode Kinder des Lichtes. Und er wird es, getreu seinem Worte. Er wird kommen und wird sich hinstellen vor das Grab der Welt, in welchem der Glaube ein todter, verwesender Lazarus liegt, und wird sagen: „Hebt den Stein des Unglaubens weg von dem gleißend übertünchten Grabesherzen der Welt. Dann wird er rufen

mit mächtiger belebendem Rufe: Lazarus komm hervor;" und der todte verfaulte Lazarus wird zu frischem Leben auferstehen, und aus dem Grabe gehen an das Licht der Himmelssonne. Es wird der Geist, der göttliche Tröster kommen, und in die Zeit dringen und ein Ende wird nehmen das Reich des bösen Zeitgeistes.

Und wahrlich es wird schon jetzt mehr denn ein todter Lazarus zum Leben erweckt.

Auch davon will ich wieder den Gläubigen zum Troste eine Geschichte erzählen in den Zioniden.

III.

Tischebow.

> Wenn einer dein Leid dein Weh kennt Europa, wenn einer sich versenkt hat in deines Grames Furchen, so bin ich es, der träumerische Knabe, dem in der Seele glüht ein Hauch, vom Geist seiner machtbegabten Ahnen, dem früh vergönnt war zu schauen, zu prüfen und Sinniges zu entdecken.
>
> J. Jakobi.

Wenn der Mann im Monde, nicht der von Klauren-Hauff, sondern der leibhaftige, urplötzlich an einem gewissen Juliustage aus den Seleniten auf die Erde herabgestürzt wäre, und das Absteigquartier nach seiner Luftreise in einem gewissen Hause in halb gothischen, halb alongeperücken Style des 17. Jahrhundertes am äußersten Ende des Städtchens B*** in der Markgrafschaft M** genommen, der würde sich groß verwundert haben. Wäre ein blaues Wun-

der gewesen, wenn er sich nicht verwundert hätte, über das, was da zu schauen war.

Da saß eine beträchtliche Anzahl Leute unbeschuht auf der Erde, alle dem starken Geschlechte angehörend, von einem Gesichtsschnitte, der weder im Monde noch auf der Erde eine Verwandtschaft findet. Vielen von ihnen, umspannte, dazumal eine große Rarität, das Kinn von einem Ohre zum Anderen ein langer Bart, der einzelnen bis auf den Gürtel herabfloß. Uebrigens hätten auch die Andern, welchen die heutzutage so beliebte Zierde der martialischen Mannheit fehlte, keiner Akademie Veranlassung gegeben, die hochwichtige, äußerst interessante Preisfrage zu stellen, ob diesem Mangel eine natürliche Ursache der Bartunfruchtbarkeit der Haut zu Grunde liege, oder aber ob diese Bartlosigkeit eine künstliche sei, erzielt durch Ausrupfen der Bartkeime. Auch ihnen stach borstenartig aus Kinn und Backen dicht, und Zoll lang, ein netter Bartanflug hervor, der zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigte. So gesegnet stand die Bartsaat auf den Halmen, nach erst kurzer dreier Wochen Wachsthume, daß der respektable Bartstand eines französischen Sapeurs, über dessen Kinn das Schermesser erst drei Monate nicht gekommen war, dagegen gleich Gelbschnabelflaume zu achten wäre. Diese Bartzierde benebst einem Filzdeckel auf dem Kopfe von Gestalt und Größe jenes Stückes des Hausrathes, welches Gourmands das liebste Möbel ist, des Holztellers nemlich, auf welchem der Braten zerlegt wird, war ein Unterscheidungsmerkmal der Stände. Nur die Männer dieser ehrwürdigen Versammlung, die als Familienväter einen eigenen Herd besaßen, waren langbebartet, und ausgezeichnet durch jene geschmackvolle Kopfbedeckung. Die unverheiratheten Männer und Jünglinge hatten auf jenes kleidsame Stück des Anzuges, und auf den wallenden langen

Bart so wenig Anspruch, als die römischen Männer und Jünglinge, selbst aus den Patriziergeschlechtern, auf die purpurumsäumte Toga der Senatoren.

Im Übrigen war vollkommne Uniformirungsfreiheit gewährt. Der eine war angethan mit einem Leibrocke der schon im siebenjährigen Kriege gedient hatte, der andere steckte in einem Jagdrocke, welcher wenigstens von dreien Herren zu erzählen wußte, zu denen er im vertrautesten Verhältnisse gestanden hatte. Dem einen schlotterten die Glieder in einer Jacke, welche dem königlichen Recken Agog nicht zu kurz gewesen wäre, der andere prangte in einem Kapot, der schon lange den unersetzlichen Verlust seiner Schöße beklagte, die zu einem Kamisol zugeschnitten worden. Jeder der Herren bekannte sich, in Bezug der Körperbedeckung, zu dem Prinzip, welches bei den Zinikern als Axiom der Lebensweise galt. Sie durften nicht heiklicht sein in der Auswahl. Was einem eben der Zufall in die Hand spielte, das war eben auch gut. Ob es paßte, war nie ein Gegenstand der Frage; nur ob es mit möglichst wenigsten Geldauslagen zu erlangen war, das allein durfte in diesem Stücke den Ausschlag geben.

So seltsam das Äußere eben so sonderbar auch das Gebahren jener originellen Versammlung. Vor jedem lag ein umgestürztes Gestelle, welches mit einem Notenpulte die größte Aehnlichkeit hatte.. In der Hand hielt jeder ein Buch in krausen Charakteren, aus welchem er näselnd und mäckernd in nie gehörter Weise sang, und dabei sich wiegte und mit dem Oberleibe hin und her wackelte wie eine chinesische Pagode. Dem unterlegten Text aber zu diesen harmonisch melodischen Weisen, hätte selbst die lebendige Polyglotte, der weltberühmte Sprachkenner, Kardinal Mezzofanti schwerlich verstanden. Zwischen den Männern im beengten freigelassenen Raume sprang eine hoffnungsvolle kriegslustige Ju-

gend, Knaben bewaffnet mit Bogen und Pfeil. Die Armatur dieser kleinen Telle war freilich sehr unschuldiger Natur, keineswegs geeignet, mit todtbringendem Pfeile aus dem Hinterhalte in gut gezieltem Schuße irgend einen Geßler oder sonstigen Tyrannenvogt zu erlegen. Ein Stück Faßreif, der Bogen, ein Bindfaden, der Bogenstrang, der Pfeil ein dünnes Stäbchen unbefiedert, an dem spitzigen Ende Alles entbehrend, was nur die entfernteste Verwandtschaft mit dem mörderischen Stahl und Eisen hat, sieh da, die fürchterliche Wehr der sichertreffenden jungen Scharfschützen. Damit wurde wacker in die blaue Luft hineingefeuert. Wahrlich nicht ohne Wirkung, da selbige nur eine kraftvolle Demonstration war, wessen sich der unsichtbare Feind in den Lüften zu versehen hätte, wenn es ihm einfallen sollte, den jungen Helden auf den Leib rücken zu wollen. Schon weniger unschuldiger Natur war das schwere Wurfgeschoß dieses fliegenden Corps, ganze Hände voll Kletten und unreifer Roßkastanien in stachlichter Schale, mit denen die Rangen mit unter auf die Anwesenden bombardirten; eine Waffenübung an der auch einzelne Muthwillige der schon erwachsenen Junggesellenschaft lebhaften Antheil nahmen.

Wenn, was übrigens noch keine maßlose, an Weibervorwitz streifende Neugierde der Mondmänner verrathen hätte, wenn der auf die Erde herabgestürzte Mann im Monde, um Auskunft über das, was er eben auf der Erde sah, sich mit den höflichsten Worten an einen der Knaben gewandt hätte, welche wäre ihm geworden? Nun, der Junge hätte ihn angeglotzt, und ihm mit einem ohrzerreißenden Kauderwälsch ungefähr so lautend: „Ä Kriee soll me noch der trogen, is ä wade ä n'Ohrl, was der Porsche nit as heunt is Tische b'Ow" [1]), eine Hand voll Kletten oder Kastanien, was eben zur Hand gewesen wäre, an den Kopf ge-

worfen. Zwar nicht ganz so schlimm wie bei den Gassenbuben, doch nicht viel besser, wäre es hinsichtlich der gewünschten Notiz dem Mondmanne ergangen, wenn er nach der Reihe herum bei den anderen Anwesenden angefragt hätte. Schon durch die gestellte Frage, als einen Fremden, zu dem Stamme nicht gehörig, sich verrathend, hätte keiner sich bewegen lassen, „mawsig" [2]) zu sein, und Bescheid zu geben. Der gute Mondmann also wäre für den Augenblick nicht im Stande gewesen, den erläuternden Text zu liefern, wenn ein Hogart neben ihm gestanden wäre, jene Szene bildlich darzustellen.

So wollen denn wir es statt seiner thun.

Der gute Mondmann hätte, wenn er aus dem Monde stürzend auf jenem Flecke, in jenem Hause auf den Kopf gefallen wäre, welches uns beliebt hatte ihm als erstes Absteigquartier nach seiner Luftreise aus dem Monde, auf der Erde anzuweisen, sich in einer jüdischen Synagoge aufraffen müssen, so es ihm gefällig gewesen wäre, sich wie die Erdenkinder auf seine Beine zu stellen. Unter die Juden aber als ungebetener Gast hineingerathen, wäre er gerade, als sie das Trauerfest der Zerstörung Jerusalems auf so erbauliche herzergreifende Weise feierten.

Lassen wir jedoch den Mann im Monde, Mann im Monde sein, und schauen wir selber in die andächtige Versammlung der B***er Judengemeinde hinein, wie sie ganz trübselig den Tische b'Ow begeht. Uns macht das weniger Umstände, als dem Manne im Monde. Einige Stunden auf der Eisenbahn, und wir sind, wenn kein Malheur passirt in B***, und können uns selber umschauen.

Versuchen wir's.

Wenn, wie ich hoffe, die Gemeinde noch in der Synagoge sitzt, den Fall Jerusalems beweinend, wird uns mitten unter den Alten sitzend, ein junger Mensch auffallen, auf

der Grenze zwischen Knaben und Jüngling. Schauen wir uns das Bürschchen an, mit dem interessanten, bleichen, fast kreideweißen Gesichte, und den dunklen träumerischen Augen. Es ist der Held unserer Erzählung.

Benützen wir den Moment ihn fester ins Auge zu fassen, er schielt gerade verstohlen über das Buch hinweg, welches er in Händen hält, und mustert mit verächtlichem Blicke seine Umgebung. Sieht man ihm nicht den Zwang an, unter dem er leidet, diese Zeremonie mitmachen zu müssen? Das ist noch das Geringste seiner Leiden. Merkt ihr nicht den verbissenen Ingrimm in seinen Mienen? Was zürnt er? Der Heuchelei seiner Glaubensgenossen grollt er. Er denkt eben: Da sitzen sie, und thun als trauerten sie um Jerusalem, welches im Staube liegt. Welche Sehnsucht haben sie nach dem alten Glanze ihrer Ahnen? Ihr Dichten und Trachten beschäftigt gänzlich was Anderes. Wenn der Befreier jetzt käme, die wären gewiß nicht in seinem Gefolge über das Meer zu ziehen? Welcher Profit wäre da zu machen? Selbst der alte Rabbi würde Schwierigkeiten machen, so knall und fall mitzureisen, sich entschuldigend mit der Unveräußerlichkeit seines Rabbi-Leibgedinges, seines Leibschadens, jener Realität, deren Besitz im Abendlande ihm Niemand anstreitet, und deren Transport in das Morgenland gewiß große Beschwerden verursachen würde. Nicht zu gedenken, ob nicht die Frachtspesen auf der großen Route den Werth des Frachtgutes weit übersteigen würden. Verkommenes Geschlecht."

Sind dies nicht gotteslästerliche Gedanken, für einen Judenjungen auf der Neige des vorigen Jahrhunderts? Wie kam der dazu?

IV.

Wir lernen unseren Helden etwas näher kennen.

In der Synagoge ist's so dunstig, die Luft mit, ich weiß nicht, welchen Düften geschwängert. Riecht es nicht nach der Würze der ägyptischen Fleischtöpfe? Wollen wir uns nicht einen mehr einladenden Ort suchen, uns bei dem Helden, und den Helden bei uns einzuführen?

Nun gut. Der Vormittag des Trauerfestes ist verstrichen. Es ist ein heißer Sommernachmittag. Den Rest der Zeit des strengen Festtages so gut es gehen will todt zu schlagen, hat sich unser Held auf eine Rasenbank im Schatten eines Baumes hingestreckt im luftigen Garten seines väterlichen Hauses.

Seht da kommt ein anderer junger Jude gegangen und spricht:

„Was machst du da? Wenn dich der Bocher (Lehrer) sieht, dann dürfte dein Leder etwas weniges gegerbt und echtfärbig blau gebeitzt werden.“ —

„Was ich da mache Lebelle leben! (mein theurer Leopold) entgegnete der Angesprochene die Sprachweise seiner Glaubensgenossen spöttisch nachahmend, „was ich da mache? Nichts. Da liege ich auf der Rasenbank, das herrlichste Gras und Kraut genug um mich her, und beneide nur für heute jeden vierbeinigen Ochsen — zweibeinige beneide ich nie, und wären sie noch so glücklich, — der zu seinem Salate auf der Weide weder Essig noch Öhl braucht, um ihn genußreich und wohlschmeckend zu finden. Mich hungert gewaltig erschrecklich.“ —

„Nu, je mehr dich heut hungert, desto größer ist die Mizwe (Verdienst um die Erfüllung des Gebothes), und desto

größer wird dein Antheil sein von dem köstlichen Lewiathan, der auf dich kommen wird bei der großmächtigen Sude (Gastgeboth) wenn 'mal der Meschiech (Messias) kommt." —

„Wirklich, glaubst du? Warte ich trage dir einen Handel mit hundert Perzent an. Schau, ich trete dir meine Ansprüche auf den zu hoffenden Antheil von dem gar wunderköstlichen Lewiathan ab, wenn du mir jetzt dafür ein Paar gemeine Semmeln zustecken kannst."

„Du bist ein loser arger Spötter, mit dem nichts anzufangen ist. Doch im Ernste, du betrübst mich sehr. Denn wohin soll das endlich führen?" —

„Wohin das endlich führen soll? Geduld, ich werde es dir sagen. Ich bin ein schlechter Jude, und was ich schlecht bin, mag ich lieber gar nicht sein. Ich bleib kein Jude."

„Benjamin, Benjamin hast du schon die Züchtigung verschmerzt, die jüngst über dich ergangen, wegen eines solchen vorschnellen Wortes?"

„Eben weil ich noch die Spuren jener unmenschlich grausamen Strafe, wegen eines in kindischer Unvorsichtigkeit ausgesprochenen Wortes an meinem Leibe trage, sage ich dir heute, an dem sinnlosesten Feste des Judenthums, ich bleibe kein Jude. Jetzt geh hin und verrathe mich." —

„Ich bin kein so schlechter Mensch, wie der Jakob, und werde dein redlich Vertrauen nicht mißbrauchen, dich zu verrathen. Aber weh thut es mir, deinem Vetter, dich so an der Kette rütteln zu sehen, die du doch nicht sprengen kannst." —

„Die du doch nicht sprengen kannst, die du doch nicht sprengen kannst; ich werde sie aber sprengen diese schmählichen Ketten," sprach der Jüngling, heftig von der Rasenbank aufspringend, und stampfte auf den Boden. —

V.

Luftschlösser.

Benjamin war eines der sogenannten Wunderkinder. In dem Knaben kam ein sehr reiches Talent sehr früh zum Durchbruch. Er hatte ein äußerst glückliches Sachgedächtniß, dem einmahl Gesehenes oder Gehörtes, in den Hauptpunkten wenigstens, nie mehr entfiel, ein sehr leichtes Fassungsvermögen, feurige Phantasie, das Erbstück orientalischer Abstammung, ohne daß es ihm an einem, für sein Alter mehr als gewöhnlichen, kalt und besonnenen, sondernden, richtig unterscheidenden und klassificirenden Verstande fehlte.

Würde dieses Talent eine analog zweckmäßige Erziehung genossen haben, es hätte wirklich etwas Ausgezeichnetes aus ihm werden mögen. So aber wurde unter die Wurzel des jungen Bäumchens Kalk gelegt, wodurch der Trieb unzeitig forcirt, und das Lebensmark vor der Zeit verdorben wurde.

Er ward Benjamin geheißen, weil er dem Vater noch in dessen spätereren Tagen geschenkt worden war. — Der hebräische Name Benjamin ist seiner Bedeutung nach „Sohn des Alters" und der alte Mann glaubte er habe keine Zeit zu verlieren, wolle er sich noch des Anblickes der Früchte erfreuen, die er sich von dem jungen Sprößlinge hoffte. Gottes Wunder, sprach man in der Gemeinde, was ist des alten Roschekohls (Vorsteher der Gemeinde, Judenrichter) Rebb Jude, Rebb Jossels jüngstes Jüngel, unbeschrieen[3]) für ein gescheites Kind. Dos is ä Köppel (ein Köpfchen) hundert Johr soll er leben, und sich vermehren wie der Sand am Meere. Dos is ä Schie „(Gnad.)" — Natürlich, der Kleine war ja des reichen Judenrichters Lieblingssohn, an dem mußten schon Gottes Wunder wirksam sein, wie wars anders möglich, als daß, wo das Geld war, nicht auch der Segen Gottes gewesen wäre? — Solche Reden verfehlten

nicht dem alten Rebb Jude zu Ohren zu kommen. Wurden sie doch gesprochen, daß sie das Gemeindeoberhaupt ja gewiß hörte, und kitzelten nicht wenig des Alten Eitelkeit.

Dieser Dämon trieb ihn an, rast- und erbarmungslos zu wuchern mit dem fremden ihm anvertrauten Talente. Trug doch nur das Söhnlein selber, der das Kapital hergab, das Risiko. Das arme Kind wurde über seine Kräfte angestrengt, die ohnedieß nicht im Übermaße bei ihm vorhanden waren, da desselben physische Kräfte hinter den geistigen weit zurückgeblieben waren. Was Wunder, daß bei des Alten Erziehungsmethode, der Kleine früher geläufig lesen und schreiben konnte, als laufen und seiner schwachen Beine sich bedienen. Der hochgelahrte Doktor aller jüdischen Rechte, der ehrenfeste Rebb Jude Rebb Jossels hatte nur gelesen was in sein Fach einschlug; mit dem Emil und Pestalozzis Schriften hatte er keinen Augenblick verloren.

Was hätte er auch von diesem Heidenvolke lernen können, das nicht besser in seinem Talmund stand, zumal er noch einen triftigeren Grund hatte jene Heidenschriften nicht zu lesen? Er verstand nur nothdürftig deutsch zu lesen, wie hätte er erst zu dem Französischen kommen sollen. Von dem nothwendig sich entwickeln lassen der körperlichen Kräfte der Kinder, ehe ihre geistigen in Anspruch genommen werden dürfen, wußte er also kein Sterbenswörtchen; dagegen stand in seinem Talmud geschrieben, es sei ein probates Mittel gegen Kopfweh, nur einen Perek (Abschnitt) aus dem Mischne (Fundamentalsätze des Talmuds) zu lernen. Um wie viel mehr mußte nach seiner Meinung der ein Riese an Leibes- und Geisteskräften werden, der von seiner zartesten Kindheit an, den ganzen lieben Tag lernte? Daher Benjamin, als er noch kaum Aleph (jüdisches A) lallen konnte, schon wieder Beth (jüdisches B) stammeln mußte; und so fort, worauf es dann an ein ruheloses Lernen ging, daß dem armen Kleinen der

Kopf brummte. Daß bei dieser Treibhaus-Geisteskultur das Söhnlein nichts weniger als ein Riese zu werden versprach, weil er fort und fort durchsichtig wie eine Mazze blieb. (Mazze, Osterbrot der Juden, große, runde, ungesäuerte Flecken, dünn wie ein Blatt Papier) und fast immer kränkelte, das hätte wohl ein Halbblinder sehen müssen, beirrte jedoch den Vater nicht. Dieß kümmerte ihn so wenig als er nur im Mindesten besorgte, er könnte in dem mißhandelten Kinde schon bei Zeiten den Keim zu jener wenig kernhaften Frühreife legen, an der immer ein innerer Wurm nagt. Die Kräfte meinte er werden mit Gottes Hilfe schon kommen, wenn das Kind nur erst mit Talmud vollgestopft worden; und wenn die Kräfte nicht kämen, was weiter? Was braucht ein Rabbi, das Höchste was aus Benjamin werden konnte, und werden sollte, was braucht ein Rabbi Mark in den Knochen und Gesundheit in dem Leibe? Das ist gut für einem gemeinen „Pünkeljuden," der den schweren Waarenpack auf dem gekrümmten Rücken schleppen, und bei Wind und Wetter und brennender Sonnenhitze dem Handel nachgehen muß? Ist es nicht süßer Lohn für den Handeljuden, wenn er den Rabbi von seinem Schweiße ernähren kann? — Also ihm Kraft und Gesundheit, und dem Rabbi seine Gemohre (Talmud) und sein Siechthum. So will es Gott. Gegen diesen Willen Gottes anzustreben vermaß sich Rebb Jude nicht, so ihm Gott nur wieder s e i n e n Willen that, Benjamin sich zum Rabbi zu erkiesen. Mochte des Knaben Leib verdorren, brachte er es mit ihm nur dahin, daß er hoffen durfte, ihn zu befähigen an seiner Barmizwe zu droschenen [3]).

Nur erst die Barmizwedrosche [4]), ein Königreich um eine Barmizwedrosche. Ja, die Drosche, die Drosche, die war einmal der unerläßliche Unterbau, auf dem der alte Rebb, selbst ein Merene [5]) die Luftschlösser lustig baute, in denen sein Benjamin sein Lebelang walten und schalten sollte.

War Benjamin vorerst so hochbegnadigt, auf seiner Barmizere in der „Schul" [6]), Angesichts der ganzen Kihle koidisch [7]) B**** mit einer Drosche von seiner höchsteigenen Konzepzion am ersten Tage seiner Großjährigkeit zu debutiren, dann hinaus mit ihm in die große Welt, hinaus mit ihm als fahrender Schüler in die Jeschiwe [8]), da sollte er sich versenken in die Tiefen talmudistischer Weisheit. Getränkt und genährt und gestärkt mit dieser Lebensmilch, und mittlerweile „Schmoinosser" Lechuppe [9]) geworden, war ihm schon die Kale mit reicher Nedan [10]) ausersehen.

Von dem Fette seiner Frauen Morgengabe konnte er zehren, umgeben von zahlreichem Ehesegen, ohne jegliche Sorge für das Irdische, nur das eine große Ziel im Auge, Tag und Nacht im Talmud forschend, sich zum Row (Rabbiner) zu qualifiziren.

Darum hieß es jetzt schon ihn zum Lernen anhalten, zum Lernen ohne Ziel und Maß. Was ein Haken werden soll, muß früh sich krümmen. Nun, früh genug krümmte sich der arme Benjamin, vom frühen Morgen bis spätem Abend über seine Bücher hockend. Die Freude, dieß zu sehen war dem alten Merene schon beschieden. Wog dieß nicht hinlänglich die zerstörte Gesundheit und die geknickte Lebensblüthe seines Kindes auf?

Seien wir indessen gerecht, und wollen wir hierin keinen besondern Anklagepunkt finden gegen Rebb Jude, noch gegen die jüdische Verschrobenheit überhaupt. Rebb Jude wollte ohne Zweifel seinen Benjamin so glücklich als möglich hienieden und jenseits wissen. Das ist nicht mehr und nicht weniger als auch jeder Christenvater will, unbeschadet dessen, daß auch so viele Cristenväter an dem Glücke ihrer Kinder in die Luft hineinbauen, diesen den Lebensberuf im Vorhinein nach ihrem Gutdünken zu bestimmen, ohne zu berücksichtigen,

ob in ihnen die Neigung und die Anlagen zu dem vorgezeichneten Lebensberufe liegen?

Ist dieß etwa im Christenthume eine seichtere Quelle der unendlichen Auswüchse, welche das gesellige und sittliche Leben auf's Häßlichste verunstalten?

VI.

Rebb Jude Rebb Jossel's denkt, und der Tod lenkt.

Rebb Jude Rebb Jossels hatte klug gerechnet, und auch die Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht. Nur schade daß der Wirth jener unheimliche Patron war, der von jedem Leben die Zeche einstreicht, jener Wirth mit dem nur der sich ruhig abfindet, der ihn mit guten Werken auszahlt, und der im Übrigen nicht fragt, ob man satt am Leben oder nicht, von der Tafel aufsteht, um sich für immer zur Ruhe zu legen. Er kommt, klopft an, fragt nicht lange ob Alles in Ordnung sei, die Rechnung zu saldiren. Findet er sonst nichts gutes was ihm ansteht, macht er sich wenigstens mit der Haut des Schuldners bezahlt. Dieser ungastliche Wirth stand auch schon vor Rebb Jude Rebb Jossels Thüre als dieser seine Rechnung machte, sah sie durch, und quittirte dann des Rebb Rechnung, daß er mit Knochenhand und Hippe einen Strich durch die Rechnung machte.

Benjamin zählte kaum sechs Jahre, als sie den Vater auf den guten Ort (Friedhof) hinaustrugen.

Der frühzeitige Verlust eines der Eltern durch den Tod ist an und für sich der schwerste Streich, der das Leben eines Unmündigen treffen kann. Doch dreifach doppelt wurden Benjamin's Seelenschmerzen durch diesen Schlag, weil er in Folge von Rebb Judes Absterben ein Wissen-

der und ein Ausgestoßener aus dem Reiche der Sehnsucht ward. Denn er sollte wie Moses das gelobte Land erschauen und nicht hineinkommen dürfen.

In Rebb Jude Rebb Jossels Erziehungsplan war wenigstens Einheit, Abzwecken eines strengen Judenthums; alles Andere wäre dem jungen Menschen fremd geblieben; nach dem Absterben des Vaters wurde dem Sohne das Bessere von Ferne gezeigt, und an dem Schlechtern, nach seiner Uebeberzeugung, sollte er festhalten.

Benjamin's Mutter war gewiß nicht weniger orthodox in Glaubenssachen, als ihr verstorbener Gatte, dessen dritte Frau sie war, und beinahe um ein Menschenalter jünger als er. Ihr feurigster Wunsch wäre es nicht minder gewesen, Benjamin als hochverehrten Rabbiner, wo möglich in der Gemeinde, in der er geboren war, fungiren zu sehen. Allein die Frau war schon eine halb aufgeklärte, und dabei ziemlich stark eitel und hochmüthig. Zuvörderst meinte sie, Rabbiner sein und etwas auch anderseitig gebildet sein, vertrage sich recht gut mit einander, und dann sollten ihre Kinder andern Kindern in gar keiner Hinsicht uachstehn, ja sie alle in jeder Rücksicht übertreffen. Sie wollte zeigen, daß sie das Erziehen vollkommen inne hätte, und was darauf verwenden könne. Sie spielte ohnedies gerne die kluge Frau im Orte, bei der Jedermann sich mit gutem Erfolge erkundigen konnte, wo Barthel Most holt. Benjamin erhielt also Unterricht in den deutschen Gegenständen von dem christlichen Schulmeister des Ortes, und im Französischen von einem verdorbenen Sprachmeister, der sich, der Himmel weiß durch welche Fata, in dieses abgelegene kleine Provinzialstädtchen verirrt hatte. Das wurde freilich Alles nur als Nebensache betrieben; die Hauptsache blieben immer die jüdischen Studien, und das war von Benjamin's Weh.

Die Mendelsohn-Wolfsohn-Friedländerische Richtung begann dazumal in den Judenschulen die herrschende zu werden. Man fing an, deutsche Sprache und Literatur zu treiben, und der hebräische Text der Tora (Gesetz, die fünf Bücher Moses), Nabiim (Propheten) und Chsubim (Chronisten, Geschichtsschreiber des alten Judenthums) wurde nicht mehr wie früher in dem kauderwälschen Jüdisch-Deutschen interpretirt. Der Urtext wurde in einer deutschen Uebersetzung Mendelsohn's und seiner Schule verdolmetscht und ausgelegt, freilich mit der nie abzustreifenden jüdischen Betonung.

Damit aber der Urstamm nicht gänzlich ausgehe, wurde bei dem erklärenden Vortrage des Talmuds das klassische Jüdisch-deutsch beibehalten, in dem die polnischen und die andern von der Kultur noch nicht geleckten Juden bis auf diese Stunde mauscheln.

Mit diesen Bestandtheilen geistiger Kost sollte Benjamin bei Wasser aufgezogen werden, wie dazumal viele andere seiner Glaubensgenossen.

Wer nun will, kann in diesem Mischmasch der ersten Jugenderziehung den Grund der Halbheit und Verworrenheit selbst vieler gelehrten Juden suchen. Sie haben schon bei dem ersten Anlaufe zum geistigen Fortschritte zu vieles in Angriff genommen, um nur eines fest fassen zu können. Dadurch mußten sie dahin gebracht werden, zumeist auf der Oberfläche zu schwimmen, selten in die Tiefe zu dringen; daher auch die lyrischen Sprünge in ihrem Ideenhüpfen (Ideengang kann man füglich nicht sagen).

Macht nichts, daß unsere Judengenies von heute, nicht einmal die althebräischen Schriftzüge mehr kennen, und von der Existenz eines Talmuds nicht mehr wissen, als was sie aus Jungenglands, D'Israelis Schriften herausgelesen ha-

ben. Indessen, jener Sauerteig, an dem ihre Väter gekaut haben, liegt den Kindern noch immer unverdaut im Magen. Das ist aber nicht ihre Schuld, daß der geistige Sauerteig, den schon Christus bezeichnete, als er vor dem Sauerteige der Pharisäer warnte, anders ist als der gewöhnliche. Dieser hebt den Teig, mit dem er sich vermengt, jener drückt nieder, so daß die hochgebildeten Juden immer zwischen zwei Stühlen auf der Erde zu sitzen kommen. Das Judenthum kann ihnen keine Befriedigung geben, und von was Anderem sind sie zu entfernt stehen geblieben, um auf den wahren Grund zu kommen. So endete es damit, daß sie allen Halt in jedem Positiven, sei es dieses oder jenes, verloren. Nun sind sie weder Vögel noch Säugethiere, und um für Fledermäuse zu gelten, halten sie sich zu wenig versteckt im Dunkeln.

VII.

Wie Benjamin unter dem Drucke des Lehr- und Lernzwanges seufzet und schmachtet.

Bei dieser Erziehungsmethode mußte Benjamin's Unglück damit beginnen, daß gerade in ihn von Natur aus der Drang gelegt war, jeder Sache, die unter den Brennpunkt seines Feuergeistes gebracht worden, auf den Grund zu kommen. Er begnügte sich nie, blos zu hören und das Gehörte in das Reservoir seines Gedächtnisses einzuschachteln. Er wollte überall das Wie, Woher, Warum und Wozu mit in den Kauf haben, und hörte nicht eher auf zu fragen, bis er zu fragen nichts mehr wußte. Dies wäre von Argem gewesen an jedem jüdischen Zögling eines jeden jüdischen Erziehers damaliger Zeit. Jetzt erst bei dem Lehrer, dessen Leitnng der

arme Benjamin anvertraut war! Das war ein Finsterling mit keinem Funken von Liebe im Herzen weder für seinen Eleven, noch für das Erziehungsgeschäft, das er nur nothgedrungen trieb, noch für etwas Anderes, außer seinem schmutzigen Ich. Eine solche Natur ohne alles pädagogische Wissen und ein Benjamin diese zarte Lebenspflanze mit dieser brennenden Wißbegierde zusammengekoppelt! Anfänglich versuchte der Lehrer den wißbegierigen Schüler mit dem Talmudischen: „Ein Thor kann mehr fragen, als tausend Weise zu beantworten wissen", abzufertigen. Doch dieses wollte nicht verfangen, der Knabe wurde deswegen nicht müde zu fragen, und hatte noch mehr seine Noth dabei, als der befragte würdige Herr Lehrer. Dieser hatte sich bei der Uebernahme seines Zöglings dazu verstehen müssen, die Schrift in rein deutscher Uebersetzung durchzumachen. Schon daran ging er sehr ungern, weil er dadurch gezwungen ward, vorerst sich selber mit dem grammatikalischen Bau der deutschen Sprache, der ihm bis jetzt gänzlich fremd geblieben war, etwas vertraut zu machen. Das aber wollte seiner Bequemlichkeitsliebe gar nicht behagen. Schon deswegen warf er seinen Ingrimm auf Benjamin, als wäre dieser Schuld an jenem Zwange. Da kam noch der vertrackte Junge mit seinen Querfragen, Auskunft verlangend über manche Sprachwendung, über die Bedeutung dieses oder jenes zum ersten Male gehörten Nennwortes; da sollte der Herr Erzieher von seiner Armuth geben und wußte nicht woher? So meinte denn der Gute: Sprach- und sonstige Kenntnisse besitze ich nicht, doch was ich habe, davon will ich Dir reichlich geben. Da empfange von der Kraft meines Armes die eindringlichste Antwort auf Deine lästigen Fragen. Ein Vierteldutzend Backenstreiche für des Knaben Vorwitz, ein anderes Vierteldutzend für den Verdruß, die eigene Unwissenheit nicht immer geschickt genug maskiren zu

können, hielt der Mentor so für das rechte Maß. Benjamin hatte sich dabei eben nicht zu beklagen, daß er nicht die rechte Wange hinhalten durfte, wenn er auf die linke geschlagen wurde.

Noch ein anderes Kreuz war folgendes.

Bocher Abraham — so hieß Benjamin's Lehrer — hatte irgendwo aufgeschnappt, daß Verse auswendiglernen eine treffliche Gedächtniß- und Geistesübung für Kinder sei. Die Richtigkeit dieser Ansicht mag dahingestellt sein. Auch Bocher Abraham ging nicht in die Untersuchung der Wahrheit jenes Satzes tiefer ein. Was seinen Schüler frommte oder nicht, war seine geringste Frage. Nützte jedoch die Gedächtnißübung dem Schüler nichts, war sie nichts desto weniger gut für den Meister. Der gewann indessen Zeit, seiner Neigung zum Nichtsthun und zum Kartenspiele nach Belieben zu fröhnen. So bekam denn der arme Junge für eine einzige Lektion ganze Kapitel aus der Schrift mit dem Urterte und der Uebersetzung auf, auswendig zu lernen.

Nun hatte Benjamin gerade ein schwaches Wortgedächtniß, was ihm ohnehin das Memoriren zu einer Sisipusarbeit machte. Zudem widerte ihn jenes gedankenlose Herplappern dieser hohen, ihm zumeist unverständlichen Gesänge bis in die Seele an. Für ihn wäre es gewesen, sich an den Geist jener erhabenen Schönheiten halten zu dürfen, und gewiß, sie hätten bei nur einiger geschickter Erläuterung Anklang gefunden in Benjamin's echt poetischem Herzen. Aber Geist und Herr Abraham! das waren zwei Pole, die sich feindlich abstießen. Schneller war er bei der Hand, seinen Jungen aufs Grausamste durchzuwalken, wenn dieser meinte, er werde nicht bemerkt, und unvermuthet von seinem lieben Meister ertappt wurde, wie er die ihm verhaßten Bücher an die Wand schleu-

derte, oder ihn mit den greulichsten Schimpfnamen zu belegen, wenn er seine Lektion nicht exact kannte.

Ueberhaupt, es grenzt an das Unglaubliche, was noch vor ungefähr vierzig Jahren so ein armer Judenknabe für Torturen in der Schule auszustehen hatte. Jetzt mag's freilich anders sein. Gewiß die Martern, welche sich die spartanischen Kinder während der Zeit der Erziehung mußten gefallen lassen, waren nicht herber, als die Leiden eines jungen Judenschülers; nnr daß der Spartanerknabe im Leiden lernte, Tyrannei nicht zu leiden. Er litt jung Gewalt von spartanischen Alten, daß der spartanische Mann später keine Gewalt leiden mochte von Nichtspartanern, die ein Atentat auf Spartas Freiheit wagen mochten. Er wurde frühzeitig mit dem Schmerze, so zu sagen, vertraut gemacht, um den Schmerz verachten zu lernen, um zu verlernen, was Furcht sei vor der drohenden Pein. Also gestählt an Leib und Herz, wuchs der Knabe zum Jünglinge auf, reifte der Jüngling zum Manne, ohne nur einmal im Leben mit der Wimper gezuckt zu haben vor dem ausgeholten Streiche, der ihn hätte tödten können. So gewann Sparta seine Männer, an denen jeder Zoll ein Mann war. Auf die Herzen solcher Männer mochte Sparta dem Ruhme Altäre bauen. Dagegen mußte der Judenknabe durch die Mißhandlungen, die er duldete, nothwendig zum Feiglinge gemacht werden, und von der Ehre nicht anders denken lernen, wie John Fallstaff, sie sei ein Hauch, ein Dunst. Ohne die mindeste Bewegung in freier Luft, mit 40—50 Kameraden eingepfercht in den engen Schulstall, kam er nie aus dem bangen Gefühle der Furcht heraus, wurde jeder Funke von Ehrgefühl systematisch in ihm erstickt. Saß er ja da von früh Morgens bis spät Abends in stetem Zittern vor dem ohne Unterlaß über ihn aufgehoben gehaltenen Arm seines Lehrtyrannen, hörte er

selten ein anderes Wort als ein Scheltwort, und dies Alles für nichts und wieder nichts.

Die Kinderbewahr-Anstalten sind eigentlich eine Erfindung der Juden. Ihrer los zu werden, schicken die Eltern ihre Kinder in Cheder (Schule). Dort müssen sie den ganzen Tag, nur mit Unterbrechung der kurzen Essenszeit, unter der Aufsicht des Melamed (Triviallehrer) bleiben. Dafür sind ihm die Kinder gänzlich preisgegeben.

Verthiert aber jeder Mensch in der Gewalt, wenn er kann, was er will, so ist es desto begreiflicher, wie so ein Judenmelamed ein Despoteneisenherz wird, wenn man bedenkt, durch welche Fügung er dazu gelangt, das Melamedhandwerk zu ergreifen.

Den Juden treibt immer die Noth, das Schulscepter zu Handen zu nehmen.

Entweder ist er arm geboren, so ertheilt er den Unterricht nur darum, sich ein Paar Groschen zu erwerben, um, wie der Jude sagt, ein Geschäft anfangen zu können. Da ist also das Lehramt nicht Zweck, sondern Mittel zum Zwecke, gerade so wie die bittere Pille, die man einzunehmen sich entschließt, nicht Zweck, sondern Mittel zum Zwecke ist, gesund zu werden. Oder er ist verarmt durch Verluste im Schacher, da ist die Schulmeisterei der letzte Nothanker, das Leben zu fristen, und das bittere Brot der Trübsale all sein Lebtag im Schulstaube genossen, kann natürlich nicht munden. „Er ist nebbech (Gott sei's geklagt) ä Melamed geworden", sagt ein Jude von seinem Freunde, der durch Unglück oder Ungeschicklichkeit das Seinige eingebüßt hat, und mit Schulmeistern sich fortbringen muß, wie man bei uns Christen mit Bedauern von einem honetten Menschen erzählen würde, die Noth habe ihn getrieben, Büttel zu werden.

Wie es bei so bewandten Umständen um die Liebe zum

Fache aussehen mußte, sich eine Vorstellung zu machen, dazu braucht es eben keine allzufeuerige Einbildungskraft. Das wäre so ein Köhlerglaube, wenn Jemand glauben wollte, der Judenmelamed lasse die Kleinen aus Liebe zu sich kommen, weil ihrer das Himmelreich ist. Wie wenig der jüdische Schulhimmel von der Erdenhölle durch eine unübersteigliche Kluft getrennt sei, davon wissen die armen kleinen Lazari, welche im Schooße des Melamed ruhen, ein Lied zu singen. Der Melamed sieht die lieben anvertrauten Kleinen mit denselben zärtlichen Vateraugen an, wie seine eigenen leiblichen zahlreichen Kinder, so diese in Chorus schreien: „Vater, gib uns Brot!“ wenn das Geld ausgegangen ist.

Dies würde übrigens den Kindern die Hölle nicht heißer machen. Der böse Unmuth, der nur in sich selber hineinbeißen darf, so viel es ihm beliebt, nagt den Andern nichts ab. Aber der Melamed kann an seinen Talmudim (Jüngern) seinen Ingrimm auslassen, wie und so viel er will. Sie dürfen nicht mucksen. Er ist ihr unumschränkter Herr; denn nach talmudischen Grundsätzen ist die Autorität des Lehrmeisters die ungemessenste, welche das Ansehen der Eltern noch weit überwiegt. Gar sehr bezeichnend in Bezug auf die hohe Würde des Lehramtes ist die Sage, welche der Talmud bewahrt, erzählend, daß der König David irgend einen jüdischen Knasterbart immerfort Rabbi, mein Meister, nannte, und immerdar ihm mit der größten Ehrfurcht begegnete, blos weil er zwei Worte von ihm gelernt hatte. Solch heiliger Respekt gebührt nach den Talmudisten dem Lehrer.

Nun, die Kinder der Welt sind in ihrer Art klüger, als die Kinder des Lichtes.

Eine Klage, die ein armes, arg mißhandeltes Judenkind zu Hause über seinen Lehrer führte, wurde natürlich nie angehört, der Lehrer nie zur Rede gestellt.

Die Kinder reicher Eltern, die ihre Lehrer im Hause hatten, waren deswegen nicht besser daran. Im Gegentheile, die Thierquälerei ihrer Lehrer — denn nicht anders wie Thiere behandelten im strengsten Sinne des Worts diese Liebreichen ihre Untergebenen — repartirte sich nur auf wenige Köpfe, um so größer war der Antheil, der auf jeden Einzelnen kam. Und Benjamin's lieber Meister hatte nur einen Jünger zu quälen.

Benjamin's Reizbarkeit wollte sich anfänglich diese Tyrannei gar nicht gefallen lassen. Einige Male versuchte er, über seinen Peiniger sich bei der Mutter zu beklagen. Da war er aber immer schön angekommen, und sein Elend wurde noch maßloser, als er auch Herrn Abraham's Schwachkopf immer mehr kennen und verachten lernen mußte, wie er sein schlechtes Herz längst schon verabscheute.

VIII.

Ein Gegenstück zu Bocher Abraham.

Wie sehr Benjamin seinen Bocher anfänglich mit Fragen bestürmte, in selbem Maße weniger getraute er sich, seinen christlichen Lehrer um was zu fragen, was nicht strenge in die Lehrgegenstände einschlug, in welchen dieser ihm Unterricht ertheilte. Die Scheidewand, welche den Juden vom Christen trennt, machte den Knaben befangen, wenn er sich einen Anlauf nehmen wollte, seinen christlichen Meister privatissime anzusprechen. Erst nach längerer Zeit, als der Meister alle seine ihm angeborne Freundlichkeit aufgeboten, den Kleinen an sich zu ziehen, faßte dieser sich ein Herz, Herrn

Ottfried, seinen christlichen Lehrmeister, um Auskunft über einen Gegenstand zu bitten.

Mit der größten Bereitwilligkeit wurde die erbetene Erklärung gegeben, faßlich und erschöpfend. Dies machte dem Knaben Muth. Er fragte wiederholt über dies und jenes. Herr Ottfried fand in dem Knaben, der so oft und über so Vieles Belehrung wünschte, keineswegs einen Thoren. Auch fand er dessen Neugierde keineswegs kindisch. Im Gegentheile, er wurde aufmerksam auf das, was in dem Knaben steckte.

Es war überhaupt dieser Herr Ottfried kein gewöhnlicher Alltags-Ludimagister. Er hatte studiert und wollte sich dem geistlichen Stande widmen. Durch einen unglücklichen Zufall verlor er das linke Auge, und mit dem Geistlichwerden hatte es freilich ein Ende. Rein aus Liebe wandte er sich dann dem Schulfache zu, für welches er so recht eigentlich geboren war. Er war ein inniger Kinderfreund, sanften Herzens, frommgläubigen Sinnes, und festen Willens mit klarem, hellem Verstande.

Nachdem einmal das Eis gebrochen war, und Benjamin sich immer mehr zu ihm hinneigte, gewann der biedere Ludimagister den bleichen, träumerischen, interessanten Judenknaben sehr lieb. Versteht sich, daß Benjamin dabei nicht kalt blieb. Mit feuerigster Gegenliebe hing er seinem väterlichen Freunde an, vertraute sich ihm gänzlich, und schüttete in dessen Busen all sein Weh und all seinen Gram aus.

Wenn nun der Kleine so rührend klagte, wie der Judenknabe so unglücklich sei, weil ihm das Herz der Eltern und Lehrer verschlossen bleibt, wie dagegen die Christenkinder so glücklich sein müssen, die in der schönen warmen Sonne viel spielen dürfen, und so liebe Eltern und Lehrer wie Herrn Ottfried hätten, da konnte dieser oft seiner Rührung

nicht Meister werden, daß ihm mehr als einmal die Augen übergingen. In einem solchen Augenblicke geschah es auch, daß Ottfried, wie mit prophetischem Auge in die Zukunft blickend, seinem klagenden jungen Freunde die Hand segnend auf das gemarterte, brennende, unschuldige Haupt legte, und sprach: „Dulde, mein Sohn! Deine Thränen fließen nicht ungesehen. Ich hoffe zu Gott, daß auch Dir die Zeit kommen wird, in der Du wirst getröstet werden."

Von jenem Momente an war es Ottfried Gewissenssache geworden, alle mögliche Sorgfalt auf die Pflege dieses dankbaren Bodens zu wenden, der die Mühe des Anbaues mit so schönen Früchten reichlich zu lohnen versprach. Da durfte nicht stehen geblieben werden bei dem Bischen Schreiben, Lesen, Rechnen und nothdürftigen Unterricht in der deutschen Sprachlehre, was nach Madame Rachels Schulplane, den sie dem christlichen Meister ihres Sohnes vorgezeichnet hatte, wohl genügen mochte, aus ihrem Benjamin einen „geschickten" Menschen zu machen. Da mußte mehr geschehen, und Ottfried that auch ein Uebriges aus eigenem Antriebe. Erdbeschreibung, Geschichte, Naturlehre und Naturgeschichte, Sittenlehre, und etwas später auch Latein, wurden in mündlichem Vortrag vorgenommen. Wo die Lehrstunden nicht ausreichten, wurde mit anpassenden Büchern nachgeholfen aus der eigenen kleinen, aber gewählten Bibliothek, und der des Herrn Pfarrers, der, zuvorkommend zu dem edlen Werke, dem Leben eine gebildete Seele zu gewinnen, hilfreiche Hand bot.

Denn es hatte Herr Ottfried sich öfter mit seinem würdigen Pfarrherrn über Benjamin besprochen, diesem von dem jüdischen Wunderkinde erzählend, und bemerkend, wie wunderbar räthselhaft es der Herr mit seinen Geschöpfen füge: „Dieses Kind", sagte er mehr als einmal bei solcher Gelegen-

heit, „dieses Kind, wie viel versprechend unter anderen Verhältnissen, was wird unter den seinigen aus ihm werden? Diese so schönen Anlagen, sie müssen auf die eine oder andere Art zu Grunde gehen.“ — „Ueberlassen Sie die Zukunft Gott“, antwortete der Pfarrer, „und seien Sie, mein lieber Missionär — so nannte er scherzend Herrn Ottfried — nur recht thätig in der Gegenwart“, und ging hin, ein Paar Bücher für Benjamin herauszusuchen.

So wenig als der Pfarrer dachte Ottfried an ein eigentliches Bekehrungswerk. Sie waren Beide so tolerant im echten Sinne des Worts, um einen Unmündigen, der mit dem Worte des Propheten das Gute nicht vom Bösen unterscheiden konnte, dem Glauben seiner Väter verstohlen abwendig zu machen. Ohne daß sie es gegen einander aussprachen, waren sie mit sich selbst eins, daß der Gnade unberufen nie vorgegriffen werden soll; aber die Leuchte, welche der Himmel wo immer angezündet hat, die dürfe nirgends unter den Scheffel gestellt werden. Das dachten sie Beide, und waren menschenfreundlich besorgt für des Judenknaben Bildung an Geist und Herz.

IX.

Ueber Benjamin's Haupt zieht sich ein schweres Ungewitter zusammen.

Indessen stand Benjamin, der arme Knabe, allein im Leben, größtentheils auf sich selbst beschränkt, wie ein Schiffbrüchiger auf dem öden Eilande. Doch wie den Schiffbrüchigen in der Einöde seine Lage zwingt, auf Alles Acht zu geben, und die Noth, die erfinderisch macht, ihn in einen zufällig

gefundenen Nagel ein Kleinod erblicken läßt, das ihn für seinen Gebrauch längst abgegangen, so lernte Benjamin frühzeitig in jeder Minute den Werth der Minute kennen. Da die Zeit so wenig zu seinem Belieben gestellt war, lernte er mit den Augenblicken geizen, hüthete er sich, nur ein Wörtlein von Herrn Ottfrieds belehrenden Vorträgen umkommen zu lassen, war er besorgt, von den geborgten Büchern ja keines zurückzustellen, ohne daraus den Nutzen geschöpft zu haben, der sich nur immer aus ihnen ziehen ließ. Auch aus seinen französischen Lesebüchern, so wenig gewählt sie sonst waren, entnahm er manches Brauchbare. Je mehr er aber auf diese Weise lernte, und von Ottfried klug angeregt wurde zum Nachdenken über das Gelernte, damit es im Kapitolium licht und geordnet werde, und man nicht auf lauter bunte Scherben untereinander herumtrampelte, um so mehr drang es sich ihm unwillkürlich auf, wie wüste es in dem Schädel seines Judenlehrers aussehen müsse, der von all dem Wissensvorrathe keine Ahnung hatte, und dennoch lieber auf dem Miste seiner Trägheit verfaulte, als er das Mangelnde nachzuholen sich bequemte. Den erbärmlichen Lungerer, der außer den wenigen Unterrichtsstunden, die er schläfrig und matt genug gab, die ganze Zeit im Nichtsthun oder am Spieltische hinbrachte, konnte er also nicht anders als verachten. Und dem Mann war er gezwungen zu gehorchen.

Denn gehorsamen mußte er ihm, nicht durch den Zwang und Furcht vor des Mannes Schlägen, an die sich Benjamin in Geduld und Resignation allmälig gewöhnt hatte, sondern weil es ihm sein guter Herr Ottfried auf die Seele gebunden hatte. Dieser hatte den richtigen Grundsatz, junge Leute können nur einzig und allein durch Autoritäten erzogen werden. Duldet ihr aber, daß sie die eine mißliebige Autorität nicht zu respectiren brauchen, so wankt auch die andere.

Darum bestand er darauf, daß Benjamin, wenn er über Abrahams Tyrannei ungeduldig werden wollte, sich zuletzt doch in Sanftmuth fügen mußte.

Dem Guten träumte es nicht, daß er selber gegen seinen Willen werde die unmittelbare Ursache werden, daß es zwischen Benjamin und Abraham zum völligen Bruche kam.

Man liebt den Verrath und haßt den Verräther; so thut man öfter alles, was einen verhaßt machen muß, und will doch den verdienten Haß nicht ertragen, und will nebstbei auch die Liebe zu dem nicht dulden, der liebenswerth ist.

So ein Querkopf Abraham war, konnte es ihm doch nicht entgehen, daß er das Gegentheil von Ottfried, es selber darauf anlegte von Benjamin mit Widerwillen angesehen zu werden; dennoch verdroß es ihn nicht geliebt zu werden, ging ihm die Galle über vor Ärger und Neid wenn er des Knaben freudeleuchtende Blicke sah, sobald Herr Ottfried kam, ja, wenn er nur von seinem geliebten Christenlehrer sprechen durfte. Wie er dem Kinde diese seine einzige Freude rauben könnte, war daher sein Dichten und Trachten, Tag und Nacht. Der Zelottentartüffe fand endlich in den der Bigotterie der Witwe Madame Rachel das Mittel, seinen im Stillen schon lange ausgeheckten Vorsatz auszuführen.

Wie fast alle talentirte Menschen die viel denken, brüten und auch wachend viel träumen, war auch Benjamin sehr zerstreut. Es geschah ihm öfter, daß er ganz verdrießlich, nicht wissend wo es hingekommen sein mochte, in allen Säcken nach dem Sacktuche herumsuchte, welches er eben zum Gebrauche in den Händen hielt. Daß er ferner den Tag über gar nicht wußte, welcher Tag in der Woche es sei, war gar nichts Ungewöhnliches bei ihm.

So erging er sich einmal an einem Sonnabende in dem Hausgarten, weiß Gott über was brütend und träumend.

Zufällig stand er vor einem Aprikosenbaume stille. Die erste gereifte Frucht, so lockend und einladend zum Genuße, hing an dem Baume, und fiel Benjamin in die Augen. Nichts Arges denkend, streckte er die Hand aus die Frucht zu pflücken. In seiner Zerstreuung hatte er lange vergessen, daß heute Schabbes, und etwas abzureißen strenge verboten sei. Über dieser Unthat ertappte ihn Bocher Abraham [6]).

Unglücklicherweise war dieser Sabath überdieß der Jahrestag des seligen Absterbens, des seligen Rebb Jude, ein Tag, den, wäre er nicht auf den Sabath gefallen, Benjamin den talmudischen Satzungen gemäß, hätte mit Fasten, Trauern und Kadeschsagen (ein kabalistisches Gebet für die Abgeschiedenen) begehen müssen. Diese Entweihung des Sabaths, diese Todsünde an dem Tage, welcher dem Lotterbuben hätte doppelt heilig sein sollen, konnte Abraham nicht geschwind genug der Mutter des gottvergessenen jungen Sünders vermelden. Seine Eile war so groß, daß er den kleinen Bösewicht ein Dutzend Rippenstöße zu geben, oder einige Haarbüschel auszureißen, oder ein Schock harter Kopfnüsse zu zuzählen, oder ein Mandel vollwichtiger Backenstreiche in's Gesicht zu schlagen, oder den Püffe-Generalmarsch auf dem Rücken zu trommeln, oder ein Ohr aufzudrehen, oder gar die ganze Prügelscala auf- und absteigend auf der Tastatur seines Leibes mit Virtuosengeläufigkeit in einem Ansatze durchzuspielen, darüber vergaß. Dieß wäre in Herrn Abrahams heiligen Feuereifer gewiß geschehen, trotz der Heiligkeit des Sabaths, an welchem der Jude auch seinem Ochsen, Eselein und sonstigem großen und kleinen Vieh die Ruhe gönnen soll; denn Menschen zur Ehre Gottes zu martern, hielt Herr Abraham auch an einem Feiertage für ein verdienstliches Werk.

Er jagte aus dem Garten als wären wenigstens sechs Rudel böse Geister hinter ihm drein, und: „Das haben Sie davon, Madame;" stürzte er ins Zimmer der Frau Rachel und zetterte als brannte, von Benjamin angezündet, die ganze Stadt mindestens an allen vier Ecken. „Das haben Sie davon Madame, daß so heidnisches Volk in ein koscheres Judenhaus ein- und ausgehen darf. Französisch muß er lernen, wie die trefenen Chajes (unreines Gethier) alle heißen, muß er wissen, und ein Meschumed (Glaubensabtrünniger) wird er werden."

„Nu, was gibts? Bocher Abraham", frug Frau Rachel erschrocken.

Was es gibt? Da steht er unten im Garten der Mamser-Ben-hanide (der gräulichste, jüdische Schimpfname, dem unser Schandbube kaum entfernt gleich kommt), der Taschkaz (Gamin) Benjamin, und reißt am Schabbes Merellen (Aprikosen) vom Baume, und frißt sie, ersticken soll er daran und an welchem Schabbes? An dem Schabbes an dem sein Tates (Vater) Secher Zadek Lewroche (die Erinnerung an einem Frommen gedeiht zum Segen) im Genedem (Paradies) ruht er, Sterbetag ist. Was sage ich in Genedem ruht er, über die Neveres (Sünden) seines Schegez (Heiden) von Sohn kann er nicht einmal in sein Chewer (Grabe) ruhen. Muß sich der Zadik nit in Chewer rumdrehen far Geseres (Leid)! Gam se letauwe (auch gut) daß er todt ist, hat er doch die Schand an seinen Sohn nicht erlebt, boruch haschem (Gelobt sei Gott.) Nu, man soll zwar am Schabbes mit trauern, aber die Kleider möchte ich mir zerreißen, Sand und Asch auf den Kopf streuen, daß die heilige Jeruschelajem (Jerusalem) zerstört ist. Dort hätte ich wenigstens die Freude gehabt, den ersten Stein bei der Steinigung auf den Posche Jisroel (Armensünder) zu werfen, der den heil. Schabbes entweiht hat.

Bei Abrahams Gekläffe hatte Frau Rachel vor Entsetzen die Tasse der Hand entsinken lassen, aus der sie gerade ihr Schälche schwarzen Kaffeh trank. Denn es war eben kurz nach den Mittagessen, und zu der Zeit die viel liebe Melange, Frau Rachels Lebenstrank, zu nehmen verboten [10]).

Das arme Weib schlug jammernd die Hände über den Kopf zusammen, und rief in der höchsten Seelenangst aus: Scham Israel [11]) ich arme geschlagene Mutter, weh geschrieren, daß ich das erlebt. Gott eine solche Sünde in meinem ehrlichen koscheren Hause. Womit hab ich das verschuldet!

Bocher Abraham weidete sich im Stillen an der Seelenpein der armen Frau, und versäumte nicht ihr die Hölle recht heiß zu machen, das Eisen zu schmieden, so lange es glühend war.

„Auf der Stelle gehe ich zum Row (Rabbiner) und dringe darauf, daß er über den Ruchlosen den Cherem (Bann) aussprече, und ihn aus der Khile koidesch (Gemeinschaft der Synagoge) ausstoße, damit nicht wegen der großmächtigen Chetoim (Todsünde) eines einzigen, eine Make (Gottes Gericht durch Epidemie und Pestilenz) die ganze Khile (Gemeinde) treffe."

Ob der Gleißner wirklich so gethan hätte wie er gedroht, und ob der Rabbiner des Ortes Rabbi Joines Mendeles, obwohl ein ziemlich beschränkter Kopf, und bekannt als ein schrecklicher Lügner a là Münchhausen, aber doch immer nicht so dumm wie der preiswürdige Chower [12]). Habbocher Rebb Abraham, sich zu dem öffentlichen Skandal hergegeben hätte, wegen des kindischen Vergehens eines kaum zwölfjährigen Knaben, über eine in der Gemeinde sehr geachtete Familie, von weit verzweigter Verwandtschaft, die Schande des Chermes zu bringen, muß dahin gestellt bleiben. Genug, es gelang ihm die in Todesangst schwebende Witwe

recht ins Bockshorn zu jagen; und sie hatte genug zu thun und zu bitten, den Kläffer zu beschwichtigen, daß er nicht zum Rabbiner ging. Doch dieß erlangte sie nur durch das Versprechen, den französischen Meister und besonders Herrn Ottfried abzuschaffen, sonst müßte er (Bocher Abraham) das heterodoxe Haus verlassen, damit nicht auch er sich versündige, und mit in die Strafe Gottes verstrickt werde.

Bocher Abraham mußte gewiß glauben, daß auch im Himmel gelte: „Mitgefangen, mitgehangen.“ Nun, was das Hängen betrifft, hätte wohl Niemand mehr als er schon längst verdient gehängt zu werden, wegen seiner heuchlerischen Bosheit.

Darauf wurde Benjamin herbeigerufen, ihm die Leviten tüchtig gelesen, und zuletzt noch auferlegt den nächsten ganzen Tag zur Buße zu fasten, wobei ihm, daß es besser ausgebe, Mutter und Geschwister treulich mithalfen. Indessen ließ sich Abraham, während das ganze Haus sich kasteite, beim gut besetzten Tische wohl geschehen. Hatte ja er nicht gesündiget, und was brauchte er der Santon, für fremde Sünden Buße zu thun. Am Montage wurde Herr Ottfried sammt dem französischen Meister auf das Höflichste aus dem Hause gewiesen.

Jetzt aber riß der Damm.

X.

Benjamin setzt sich in den Kopf zu sterben; aber Herr Ottfried redet ihm dieß aus.

Als Benjamin am Montage Herrn Ottfried um die gewöhnliche Stunde nicht kommen sah, und zugleich hörte, daß dieser nie mehr kommen sollte, ahnte er gleich woher auf

ihn der Streich geführt worden. Außer sich, sprang er von dem Tische auf, stieß ihn mit dem Fuße um, daß Moses, die Propheten, Chronisten, Talmud, Tintenfaß, Streubüchse sammt dem furchtbaren Werkzeuge der executiven Gerechtigkeit, dem Alpha und Omega, und Garconservente, der abrahamitisch-jüdischen Pädagogik, der immer im Dienste auf dem Tisch auf den Posten lag, — dem unverwüstlichen so beredt eindringlichen Ochsenziemer, im chaotischen Gewirre, Alles unter einander sich auf dem Boden wälzte. Die größte Schuld aber lud Benjamin auf sich, daß er den Tisch so heftig an Herrn Abrahams Schienbein warf, daß dieser vor Schmerz laut anfschreien mußte.

Und mit einem Gesichte, aus dem alles Blut bis auf dem letzten Tropfen gewichen war stand Benjamin da, ein plastisches Bild des zertrümmerten Lebens, regungslos den Sturm zu erwarten, der sich über sein, den finsteren Mächten geopfertes Haupt zusammenzog. Und der Sturm zögerte nicht lange wüthend loszubrechen.

„Komm her," brüllte zornglühend Benjamins Peiniger.

Benjamin rührte sich nicht.

„Wirst du gleich kommen."

Noch keine Bewegung.

„Ä Million Satanem (Teufel) werden dich quintelweis zerreißen du Meschumet", rief der grimme Unmensch und stürzte sich, als wären zwei Millionen böse Geister in ihn gefahren, auf den wehrlosen Knaben, zerrte ihn bei den Haaren zu Boden, trat ihn mit Füßen, riß ihn dann bei den Ohren vom Boden auf, faßte ihn um den Leib, und den eigenen spindeldürren Leichnam wie eine züngelnde Schlange rekend, stieß er den so in die Höhe gewundenen Knaben, um die Lenden zusammenpressend und zwängend, daß ihm schier der Athem verging, mit dem Kopfe an die Trag-

balken, der sehr niederen Zimmerdecke. Darauf ließ er ihn wie einen Sack Sandhalb leblos auf die Erde plumpen [13]).

Wie der schmächtige Knabe diese Martern nur einen Augenblick überlebte, ist unbegreiflich. Da lag er nun, und wand sich wie ein Wurm in seinem Schmerze am Boden, und hatte nur noch die Kraft die Worte herauszustöhnen: „Treten Sie mir nur gleich die Seele ganz heraus, Sie Henkersknecht, so werden mir längere Qualen erspart, denn verflucht sei der Mund, der noch ein Wort spricht von dem gottverdammten Gewäsche, mit dem ich täglich Gottes reine Luft vergiften muß; verflucht der Mund, der etwas von Speise und Trank berührt, wenn nicht mein Herr Ottfried wieder kommt, mein geliebter edler Herr Ottfried, dem Sie die Schuhriemen aufzulösen nicht würdig sind. Gott sei meiner gemordeten armen Seele gnädig.“

Und Nacht ward es um ihn im finstern Todesschlummer.

Jetzt war's an Abraham in tausend Ängsten Schma Israel zu schreien, denn der Knabe lag für todt auf dem Boden.

Das wäre ihm schon recht gewesen, wenn ihn ein Anderer erschlagen, und hätte er nicht dadurch den fetten, bequemen Dienst verloren. Aber so wurde es ihm so gewiß enge um den Hals, etwa als wäre er ihm mit einem ganz andern, als seidenen Halstuche, zugeschnürt. Bliebe der Knabe wirklich todt, so kämen die Goim (Christen), um ihn, ihn den koscheren, Chower Habbocher Rebb Abraham in die Twiße zu setzen (einkerkern); und die Gojem, die verstehen in solchen Dingen keinen Spaß, die würden, nach Abrahams gründlicher Kenntniß von der christlichen Kriminal-Gerichts-Ordnung, mit der Judenseele nicht viel Federlesens machen. Au weih geschrieen.

Er kauerte sich zu dem Leblosen herab, hob das blutende Haupt von der Erde auf, rief Benjamin mit Namen. Kein Zeichen von Leben. Er mußte um Hilfe schreien; und auf's Bett gelegt wurde der Ohnmächtige mit genauer Noth in's Leben gerufen. Seiner Sinne wieder mächtig, stieß er jede dargereichte Arzenei, jede angebothene Labung hartnäckig von sich, sprach kein Wort zu den ihn umstehenden Verwandten. Nur einmal als Mutter und Geschwister ihn laut weinend bathen, er möchte nur einen Tropfen Suppe kosten, er möchte nur ein Wort zu ihnen sprechen, sagte er mit klangloser Stimme: „Geht weg und laßt mich ruhig sterben, ohne Herrn Ottfried kann und mag ich nicht leben," und drehte sich wieder mit dem Gesichte zur Wand. Alles Zureden, alles Flehen, alles Weinen, es half nichts, er kehrte sich nicht um.

Dieß Opfer der Orthodoxie war dem Mutterherzen denn doch zu schwer. Ihr Kind verschmachten sehen, konnte sie doch nicht, Frau Rachel ging also in höchst eigener Person zu dem wackern Schulmeister, und bath ihn um Verzeihung, daß sie ihn aus ihrem Hause abgeschafft, bath ihn um Gotteswillen, er möge doch wieder kommen, wenn er nicht wolle, daß sein Liebling Benjamin sterbe.

„Dem zu Liebe will ich wieder kommen", sprach der Ehrenmann, Sie hätten mir ihr ganzes großes Vermögen biethen können, ich würde mich darum doch nie mehr haben bewegen lassen, nur einen Fuß über die Schwelle Ihres Hauses zu setzen, wo der finstere Aberglaube und die schauderhafteste Unmenschlichkeit ihren Thron aufgeschlagen haben. Was habt ihr mit dem bedauerungswürdigen Kinde angefangen? Sind Sie eine Mutter? O, Frau, Frau! das werden Sie nie verantworten können. Wäre ich nicht ein Christ, und Sie nicht eine Jüdin, daß solche Worte als gehäßig ausgelegt

werden könnten, ich würde Ihnen sagen, Sie verdienen das liebe Kind nicht;" und überwallend von edlem Unwillen, drohte er die Hilfe der Gesetze zum Schutze des Mißhandelten anzurufen, wenn ihm Frau Rachel nicht das Wort gäbe, daß von nun an dem armen Benjamin besser begegnet werde.

Wenn nach lang angehaltener Dürre, der erste ersehnte Regentropfen in den matt auf den Stengel hangenden Blumenkelch träufelt, kannst du sichtbar bemerken, das Leben rückkehren in die schmachtende Blüthe, und wie sie nach und nach das zarte Haupt gekräftigt und erfrischt, duftend dankbar lächelnd den Wolken zuwendet, die so süße Freudenthränen über sie herabweinen. Solch' erneuter Lebensmuth ergoß sich in Benjamins hinwelkende Seele, wie er nur die theure, theure Stimme seines Ottfried erkannte.

Von der Mutter in des Todtkranken Zimmer geführt, hatte dieser sich über Benjamin herabgebeugt, und mit dem Ausdrucke der zärtlichsten Liebe ihm leise zugeflüstert: „Mein Benoni (der andere Name des biblischen Benjamin, Schmerzenssohn bedeutend.) Mein Benoni, was machst du? Ich bin es, dein alter Freund Ottfried. Wende mir dein liebes Antlitz zu, mein innigst theuerer Sohn."

Der Kranke wandte sich um, richtete den zerschlagenen Leib mit Mühe etwas auf, ergriff Ottfrieds Hand, die er mit tausend Küssen und Thränen bedeckte, und hauchte kaum hörbar: "O tausend, tausend Dank dafür, daß Sie mir die Liebe anthun, mich noch einmal zu besuchen, ehe ich sterbe, Sie engelguter Herr Ottfried. Ich habe viel, viel gelitten, und muß jetzt schon sterben, und bin noch so jung, und möchte noch gerne länger die schöne Sonne scheinen sehen."

„Ruhig mein Kind, ruhig, du wirst nicht sterben. Der Himmel wird gnädig so viel Liebe vor der Zeit nicht umkommen

lassen. Gewiß, Dir muß es noch hiernieden wohl ergeh'n, und wenn du einmal, in späten Tagen, lebenssatt wirst zu deinen Vätern versammelt werden, wird dir der Lohn dort auch nicht entgehen," tröstete Ottfried, und reichte die Herzstärkung, welche die Mutter bereitet hatte, seinem jungen Freunde. Sie aus dieser Hand zu nehmen, weigerte sich der Letztere nicht.

Ottfried hatte sich ans Bett zu Benjamin gesetzt. Dieser ergriff wieder seines Lehrers Hand, küßte und herzte sie, und wollte sie gar nicht loslassen, und sprach: „Sagen Sie nur, mein lieber Herr Ottfried, sind Sie nicht immer zufrieden mit mir gewesen, und der böse Herr Abraham" —

„Benjamin!" mahnte Ottfried.

„Nun, ich will es nicht mehr sagen. Aber er sagt immer, ich sei ein böser, fauler, gottvergessener Bube, dem die Raben die Augen aushacken werden. Lerne ich bei Ihnen nicht Alles, was Sie mir aufgeben, und bin ich nicht fromm, wenn Sie mir von Gott sprechen? Ihr Gott muß aber auch ein gar lieber Gott sein, und mein französischer Meister lobte mich auch immer als seinen bravsten Scolaren."

„Mein Gott und Dein Gott, mein herziger Junge, ist ein und derselbe Gott der Liebe", erwiederte Ottfried, und hatte Mühe, seine Rührung zu verbergen. „Sei Du nur jetzt brav, folge schön, und mache, daß Du bald wieder gesund werdest. Doch für diesen Augenblick muß ich Abschied nehmen."

„O schon wieder gehen, und Sie kommen gewiß nicht mehr, und ich muß doch sterben."

„Gib Dich doch zufrieden, Kind", sagte Frau Rachel, der es doch auch ein bischen weich wurde ums Herz, beim Anblick dieses innigen Verhältnisses zwischen einem wackern Lehrer und dankbaren Schüler, „gib Dich nur zufrieden, Herr

Ottfried hat die Güte gehabt, zu versprechen, daß er wiederkommen werde, wie früher, jeden Tag."

XI.

Gährungsprozeß.

Benjamin gesundete. Herr Ottfried unterrichtete ihn wieder wie zuvor und ehedem, und Herr Abraham — blieb. Der Ehrenmann! für ihn gab es außer dem gemächlichen Sein daselbst noch einen andern Magnet, der ihn in Rebb Jude's Hause gewaltig mächtig anzog. Darum ließ er es wohlweislich bleiben, beim Row auf den Cherem über Benjamin zu klagen, besonders da er sah, daß auch seine Prophezeiung in Betreff der Macke, die über die Gemeinde kommen sollte wegen Benjamins sündhafter Lüsternheit, am Sabbath frisch von dem Baum gepflückte Aprikosen zu speisen, nicht in Erfüllung gehen wollte.

Aber in Benjamin's Seele war seitdem ein Stachel tief sitzen geblieben. Er hatte seinen Herrn Ottfried wieder, ihm geschah, was er nie gehofft hatte, daß er von nun an besser behandelt wurde, und er freier athmen durfte. Indessen, er hatte sich ertrotzen müssen, was ihm Rechtens, ohne Zwang gebührt hätte. So was macht immer böses Blut.

Darum merke sich Jeder, der einem Andern was zuzugestehen hat, das: „Wer geschwind gibt, gibt doppelt." Wird zögernd gegeben, wurde gar die Gabe abgedrungen, mag der Geber immer denken, nun sei der Empfänger zufrieden gestellt, und an ihm sei ein dankbarer Freund gewonnen. Nimmermehr, an das abgedrungene oder nur zögernd gewährte Zugeständniß hängt sich der Gedanke: Hätte er nicht müssen,

er würde noch nichts herausgegeben haben, könnte er nur, er würde mit der Linken mir doppelt wieder entreißen, was er widerstrebend mit der Rechten gegeben. Solches ist eine schlechte Würze, welche das Blut erhitzt und verbrennt. Es macht bärbeißig, wie den Geizigen seine Habgier argwöhnisch macht, daß er seinen eigenen Schatten fürchtet, und wie der Hase mit immer gespannten Löffeln horchend, mit offenen Augen schlafend, aus jedem leisen Schritte den schleichenden Gang des Diebes heraushorcht, und im unruhigen Schlafe immer nur von Räubern träumt, die seinen Schatz rauben, ihn selber morden wollen. Der Empfänger abgedrungener Gabe ist ein Feind, der mit heimlichem Grolle immer auf der Lauer liegt, und das Geschenk selber eine Waffe, die immer gegen den Schenker par force, gewendet ist. Mit dieser, zweischneidig und vergiftet durch den bösen Willen, einen Streich zu führen gegen seinen Gegner, wird er sich nie ein Gewissen machen, und jeden Streich, auch ohne alle gegebene Ursache, oft aus purem Muthwillen geführt, wird er immer als Nothwehr zu entschuldigen wissen, um den Feind zu schwächen und unschädlich zu machen.

Bei gewöhnlichen Charakteren ist jener Umstand die weit wuchernde Wurzel des Undanks; in Benjamin machte es nur das Blut kochen, daß es ihm wie berauschend zu Kopfe stieg, eine Zeitlang nicht zu wissen, was er denn eigentlich wolle.

Uebrigens war Benjamin auf einmal zu viel gegeben und zu viel abgenommen worden. Das machte ihn beinahe das Gleichgewicht verlieren. Bis jetzt mit eiserner Faust niedergehalten, fühlte er sich auf einmal freier, und wollte nun in gar nichts eine Schranke mehr dulden. Bei dem jungen Wolf, der früher noch kein Blut geleckt hatte, kam die wilde Begier zum Durchbruch. Er hatte bis nun vor der Autorität

zwar gezittert, aber sie doch mit heiliger Scheu betrachtet, jetzt war sie zum Popanz herabgesunken, vor dem kindischen Trotz eines Knaben, und der unmündige Knabe war daran, sich über alle Autorität zu stellen. Der früher geseufzt unter dem Drucke, fühlte sich jetzt unglücklich, daß er die Sterne nicht zwingen konnte, ihm auf jede seiner Fragen zu antworten.

O, es ist nichts gefährlicher für die Moralität und das Glück der Jugend, und aller Menschen überhaupt, als der urplötzliche Uebergang aus dem Glutofen des Zwanges in die kühlende Temperatur der Freiheit. Sie bekommt häufig von der Erkältung die Schwindsucht, und stirbt daran.

Benjamin, durch seine letzte Krankheit noch reizbarer, und durch seine sitzende contemplative Lebensart ein träumerischer Grübler geworden, bestürmte, anstatt seiner jetzt verbesserten Lage sich zu erfreun, die Vorsehung mit Fragen, warum sie ihm das Gut so lange vorenthalten? Ihn freute sein Wissen, und dennoch klagte er bitter darüber, daß er es mit der abgestreiften Blüte seiner Kindheit so theuer erkaufen mußte. Er bekam keine Schläge mehr; aber er knirschte vor Wuth, wenn er die an seinem Leibe haftenden Merkmale von den Schlägen betrachtete, daß ein Abraham ihn schlagen gedurft. Bis jetzt hatte er nur geahnt, daß der Talmud, den man ihm als jüdisch-kirchliche Tradition, von derselben heiligen Autenzie wie die Offenbarungen in der Bibel selber, zu verehren gezwungen, ein Truggewebe sei. Auf einmal bekam er durch Ottfried's gründlichen Unterricht, ohne Ottfried's Zuthun, die Handhabe in die Faust, das Ansehen dieser jüdischen Kanonen über den Haufen zu werfen, und eine ungeheure Gefahr schwebte, an einem Haar hängend, über seinem Haupte.

Er hatte nämlich wissen gelernt, was jetzt keinem

Bauernknaben mehr unbekannt ist, daß die Sonne sich nicht bewege, und nach dem Talmud soll sie sich bewegen. Da haben sich also die hochweisen Herren Rabbis einmal gewaltig geschnitten, sprach er zu sich selber, und wer einmal irrt, kann mehrmals irren, und folgerte so fort, bis es mit der Untrüglichkeit des Talmuds, auf welche die orthodoxen Juden Stein und Bein schwören[14]), für ihn seinen geweisten Wege hatte, und er war nahe daran, alle positive Religion zu verachten, weil er über die Wahrhaftigkeit des Talmuds hinausgekommen war. Ein Glück, daß des so hochgeehrten Ottfried's Religiosität, Ottfried's, den er doch unzähligmal weiser hielt, als sich, seinem zu wanken beginnenden Glauben noch die Bilanz hielt. Aber er war in ein Labyrinth gerathen, aus dem er sich nicht herauszuwinden wußte, und dies verursachte seinem überall nach Klarheit ringenden Geiste unsägliche Schmerzen.

XII.

Wie die Juden im Barte polemisiren, und wie Bocher Abraham, auf polemischem Wege, von Benjamin eine Lektion in der Astronomie bekommt.

Licht und Aufklärung in seinen Zweifeln bei Bocher Abraham zu suchen und zu finden, dies wäre Benjamin nicht in der Fieberhitze eingefallen. Aber dem gewaltig gelehrten Herrn Talmudisten, in Vergeltung so vieler Schmerzen, die er durch ihn zu dulden hatte, mit einer Querfrage ein Bein unterzustellen, als sich dazu eine günstige Gelegenheit ergab, der Versuchung konnte Benjamin einmal nicht widerstehen.

Der ganze Talmud sammt seinen Komentatoren ist ein

Konvolut von Fragen und Antworten. Erst kommt ein aphoristisches „Tone Rebbonem" (haben unsere Rabbi gelehrt). Dies enthält den ausgesprochenen Lehrsatz der Rabbis. Dann geht's viele Folioseiten fort mit lauter: „frägt die Gemore, sagt die Gemore", bis zuletzt herauskommt, daß kein gegen die These aufgebrachter Einwurf Stich halte, und der Tone Rebbonem doch Recht habe. Es ist dies eine eigene Art, den Gegenstand nach allen Seiten zu beleuchten. Auch die Erklärer und Ausleger des Talmuds, von denen der Tosephet, Raschi, Mareschah und Rambam für die scharf- und tiefsinnigsten gehalten werden, befolgen jene Lehrweise. Sie sind unübertroffene Virtuosen in der Kunst, mit einer meisterlich gegliederten Kette von Einwürfen, und Lösung der gemachten Einwürfe, sich hinzustrecken und hinzurecken nach dem: Quod erat demonstrandum, daß die Unumstößlichkeit der Wahrhaftigkeit der Orakelsprüche der Tone Rebbonem stich- und hiebfest ist gegen jeden Anprall von Einwürfen und Widerlegungen. Indessen haben jene älteren Talmudausleger den unbegrenzten Ozean der Spitzfindigkeit noch immer nicht so nach allen Richtungen in die Quer und Kreuz befahren, daß ihre Nachfolger, wie Alexander über seinen Vater Philipp, sich beklagen könnten, unsere Väter haben uns nichts mehr zu thun übrig gelassen. „Er lernt weil (sehr gut) sein Blattgemore", heißt noch heutzutage von einem Rabbi oder Talmudschüler, daß er unerschöpflich ist, Einwürfe gegen die Tonerebbonem aufzubringen und diese selber zu widerlegen. In diesem, sich selber zum Narren haben, liegt die eigentliche Meisterschaft des „Gemorelernen." Wer bloß frägt, ohne selbst eine Antwort auf seine Frage zu finden, der ist ä Peße (Thor), ä Chamerkop (Eselskopf).

Wer so was nicht gesehen hat, der hat keinen Begriff von einer kunstgerechten Disputation. Bei einem echten und

gerechten koscheren Gemorelernen, da sollten unsere Universitäten alle erst in die Schule gehen, wenn sie Geist und Leben und Interesse in ihre Disputationen pro laurea hineinbringen wollen.

Da sitzt der Rabbi, umgeben von seinen Talmudim, und beginnt zu lernen, laut mit silbertöniger Glockenstimme, in einem Zuge fragend und antwortend, und klatscht sich dabei den Applaus selber zu in freudigster Selbstgenügsamkeit, ununterbrochen die Hände zusammenschlagend. Die Talmudim spitzen die Ohren, wiegen die Köpfe, wackeln mit dem Kinn in dem Maaße, als sie von des Rebbes Vortrage erbaut sind. Auf einmal geht's erst recht los. Einer der Talmudim kann sich nicht mehr länger halten, er muß dem Row gegen allen Respekt in die Rede fallen: „Sei mer der Rebbe moichel (verzeih mir der Meister) des Rebbes Tarez af des Rebbes Kasche is schief" (des Meisters Selbstwiderlegung auf des Meisters Einwurf ist nicht stichhaltig). Der Rabbi vertheidigt sich. Während dem fällt ihm ein Anderer in die Rede, diesen überschreit wieder ein Anderer. Das heißen sie mephalpelsein (disputiren), und fort geht's so, bis der Glockenschlag zwölf den Disput unterbricht, bei dem sich Alle heiser geschrien haben. Käme ein Christ unvermuthet in ein solches Beß-hem-medresch (Talmud-Lehrhalle), er müßte nicht anders glauben, als er sei in ein Bedlam gerathen.

Es kann überhaupt nichts Possirlicheres geben, als der Anblick eines solchen talmudistischen Disputes in einer Synagoge, der übrigens höchstens nur drei bis viermal des Jahres unter dem Namen Drosche (Predigt) abgehalten wird. Es müßte nur sein, daß unter der Zeit ein fremder Rabbi durchreist, der offiziell das Licht seiner Weisheit der Gemeinde leuchten lassen muß, damit sie ihn doch nicht umsonst über den Schabbes (Sabbath) verköstigen, und mit einem ansehnlichen

Viaticum am Sonntage weiterschicken. Das ist eine Last, der sich keine Judengemeinde entziehen darf.

Also drei bis vier Stufen erhöht vor der Bundeslade (eine Nische, wo die Gesetzrollen aufbewahrt werden), dieser den Rücken zugewandt, steht der Baldaschen (Prediger, welcher den Vortrag hält), um ihn herum die ganze Gemeinde, von der die wenigsten ein Wort verstehen von dem ganzen langen Vortrage, und deshalb hundertmal im Laufe der Drosche (Predigt) vor lauter langer Weile das Maul aufreißen. Das macht aber nichts, denn es bleibt doch ein gutes Werk anzuhören, trotz der Abspannung, und daß man keine Silbe versteht. Voran stehen in derselben schönen Ordnung, wie die Gänse um den Wolf herum, der ihnen predigt[15]) die Elite der Gemeinde, die Gelehrten, einen Zettel in der Hand, auf welchem das Stückel Gemorre (Thema aus dem Talmud, über welches gesprochen werden soll), sammt der Folioseite, wo es zu finden, verzeichnet steht. Solche Zettel wurden schon einige Tage früher ausgetheilt, damit der Text früher nachgelesen werden konnte. Mitunter steht auch Einer mit einem solchen Zettel in der Hand, welcher der größte Ignorant, kaum nothdürftig so viel hebräisch lesen kann, um aus seinem Sider (jüdisches Gebetbuch) die üblichen Gebete, von denen er übrigens auch kein Wort versteht, herableiern zu können. Jener Idiot ist ein reicher Mann, dem der Rabbi aus Complaisance einen Zettel zugeschickt, als hielte er auch ihn für einen Chochem (Wissenden). Nun beginnt der Vortrag, nachdem der Rabbi sich genugsam den Bart gestrichen, mit den Augen gezwinkert, die Stirn in die Weisheitsfalten gelegt hat. Eine Zeitlang läßt man den Redner ruhig fortsprechen, ungefähr so lange er sich bei der Exposition seines Themas aufhält. Nun kommt er mit seiner Brühe angefahren, und jetzt geht der spaßhafte Koschernot

an. Wie ein Karpfen über die Spiegelfläche des Wassers sich schnellt, hüpft auf einmal einer der Zuhörerschaft über die Köpfe der Andern heraus in die Höhe, und geht, mit den Händen die Luft zersägend, dem Rabbi mit seinen Einwürfen zu Leibe. Da, dort wird für, oder gegen den Angreifer Partei genommen, auf eine Manier, daß ein Engländer, der zufällig den Spektakel mit ansähe, in seinem Leben keinen Hahnenkampf mehr zu sehen verlangte, könnte er nur immer einer jüdischen Drosche beiwohnen. Zuletzt muß der Rabbi doch Recht behalten, wenn er auch noch so ungereimt in den Tag hineingefaselt hat, und das Possenspiel, der Streit um des Esels Schatten, hat ein Ende. Dann kommt noch ein Vortrag für die gemeinere Klasse, ein Mixtumcompositum aus talmudischen Schnaken, und die Anwendung derselben auf das praktische Leben, dem ein Posek aus der Toire (Vers aus der Bibel) als Text zu Grunde gelegt worden ist. Weiß nur der Rabbi diesen letzten Theil seines Vortrages der Zuhörerschaft ergötzlich zu machen, dann gilt er gewiß als ein gewaltiger Maged (populärer Redner). Das ist eine jüdische Predigt. Darauf betet Einer, der gerade in der Trauer ist, das Kadisch, was dem Verstorbenen für zwei andere gezählt wird. Dann werden die andern Gebete herabgemauschelt, und die Schule (der Gottesdienst), von dem die Gemeinde sich besonders gestärkt fühlt, ist aus. Gleich nach der Schule ist das Erste, was jedes Gemeindemitglied vornimmt, dem Rabbi, als Vergelt es Gott für die Predigt, die Geschenke an Eiern, Wein, Zucker, Kaffee, Orangen, Zitronen, Torten, Liqueurs und andere Leckereien ins Haus zu schicken mit einem gar schönen Masseltow (Glück auf für die Predigt), und die Rebbezen (Rabbinerfrau) hat nichts Angelegentlicheres zu thun, als nachzuschauen, wer das Beste, und wer das Schlechteste geschickt, um den Einen herauszustreichen, dem Andern es einzutränken bei

dem Rabbi. Mit dieser Titulatur muß sogar die Rabbifrau ihren Herrn und Gemahl immerfort anreden. Weh' ihr, vergäße sie dies einmal. Die Sünde gegen den schuldigen Respekt für ihren Rabbi könnte sie nimmer abbüßen. Sonntags darauf kommt erst das beste Gratiale für die Drosche, die Geldgeschenke, die Jeder nach Vermögen erst an diesem Tage sendet, denn am Sabbath darf der Jude kein Geld anrühren.

Das rechte Gemorelernen kann also ohne Mephalpelsein nicht geschehen. Da ist die unumschränkteste Fragefreiheit. Ja, auf den Einwurf eines Goi (Christen) muß der Rebbe horchen. Kann er doch dies ungescheut thun zur Ehre Gottes, da er nimmer zweifeln darf, daß er kraft der Schärfe seines Tonerebbonemwitzes, als geschliffener und gespitzter Sieger aus dem polemischen Streite hervorgehen werde.

Diese Mephalpelfreiheit benutzte nun Benjamin, um den geschliffenen und gespitzten, siegesbewußten Tonerebbonemwitz seines Bochers in die Enge zu treiben.

Eines Tages, nachdem ihm Herr Abraham schon genug das Trommelfell zerrissen mit seinem: „Beze schenolde bejomtev" (das Ei, welches an einem Feiertag gelegt worden[16]), machte er sich also auf, zu seinem Herrn und Meister zu sprechen: „Verzeihen Sie mir, Herr Abraham, der Streit über ein frisch gelegtes Ei scheint mir doch nicht so wichtig. Was ist es weiter? Wo einmal eine Henne im Hause ist, da werden wohl noch andere Eier im Hause sein, daß man gerade auf dieses anstehen müßte. Es wäre denn, es bekäme Einer Lust, gerade ein frisch gelegtes Ei zu schlürfen. Nun, der Jude muß sich ja noch andere unschuldige Vergnügungen, als da z. B. sind: Fahren, Reiten, Musikmachen, einen Spaziergang vor den Ort hinaus thun, der weiter ist als ein Tchum (Sabbathlänge, ungefähr eine halbe Stunde Wegs), an seinen Festtagen versagen, so könnte er auch auf

diesen Genuß leicht verzichten. Deßhalb brauchen ja die Schulen Schamai und Hillel keinen so schrecklichen Lärm zu schlagen. Aber ich habe eine andere wichtige Kasche (Frage).

„Du, ä Kasche? Da hätte einmal eine blinde Henne ein Korn gefunden," frug Herr Abraham ganz erstaut. Denn Benjamin interessirte sich in der Regel den Plunder um die talmudistischen Gaukeleien, die er sich gezwungen mußte von Bocher Abraham vorsagen lassen, daß er sich hätte den Kopf zerbrechen mögen; Kasche und Tarez auszusinnen. Er ließ ihn lange gut reden, und dachte indessen an die Hunnenschlacht auf den catalaunischen Gefilden; oder welche Folgen es gehabt hätte; wenn Pompejus von Cäsar nicht besiegt worden wäre. Dafür waren aber auch die Kopfnüsse unzählig für seine Gedankenabwesenheit bei Abrahams Vorträgen, die ihm der Letztere nur zu oft anmerkte.

„Sehen Sie," begann der kleine Skeptiker, „von Allem was da im Himmel vor Gottes Thron vorgeht, von Allem was in den Wolken, unter den Wolken auf der Erde, unter der Erde bis in die tiefsten Abgründe des Meeres hinab, in Feuer, Wasser und Luft existirt, durch das ganze unermeßliche Reich der Natur, von dem Allem heißt es, hatten unsere Rabbinen Kunde. Nichts war ihnen unbekannt, jedes war ihnen vom Geiste geoffenbart, und was im Talmud niedergelegt ist, ist lauter unumstößliche untrügliche Wahrheit." — Bocher Abraham nickte beifällig. — „Wie aber verträgt sich mit dieser Untrüglichkeit die Behauptung im Talmud, daß die Erde unbeweglich stehe, und die Sonne sich um dieselbe drehe, ein greller Irrthum, den sie mit den Heiden ihrer Gleichzeit theilen?"

„Wo aber steht, daß die Sonne sich nicht bewege?"

„Wo das steht? Das können Sie ja aus jedem gemeinen Bauernkalender lernen."

„Verschwarzt sollst de waren, (sterben sollst du) mit ä poßlem Gojimluech die kodeschene Gemohre schackressen zu wollen! (mit einem prophanen Heidenkalender den heiligen Talmud Lügen strafen zu wollen.) Glaubst du an die Wahrhaftigkeit des Tnach" [17]).

„Unbedingt ja. Herr Ottfried glaubt auch daran."

Herr Abraham zog eine gewaltig krause Stirn, als er sein heiliges Tnach und den Goi Ottfried zusammen nennen hörte. Doch im Eifer für seine Sache ließ er es einstweilen dabei bewenden, und fuhr in seiner Argumentation also fort: „Nu Taschkaz, Amhorez, (Gamin Idiot) da guk nein in das Sepher Jeschua (Buch Josue) da steht es darin, daß Joschue der Sunn zugerufen, daß sie stehen bleiben soll, wie aber hätte er selber ä Nowe (Prophet), der Alles wissen muß [18]) der Sonne zurufen können, daß sie stehen bleiben soll, wenn sie sich gar nicht bewegt, wie deine Gojem (Christen), ausgerott sollen sie waren und du mit ihnen, behaupten wollen?"

Kind bleibt Kind. So zermartert und zerrissen Benjamins Kinderleben geworden, kam doch zuweilen die kindische Natur zum Durchbruch, und das um so mehr alle Schranken durchbrechend, als dieß seltener geschah. Er hatte sich aus der Galiläischen Geschichte darauf im voraus gefaßt gemacht, daß ihm Herr Abraham gewiß mit seinem Sepher Jeschua werde angestöbert kommen, und sich darauf vorbereitet. In der Freude, den Sieg leicht erringen zu können, erwiederte er voll Übermuth auf Abrahams Entgegnung: „Wegen dem bleibt die Bibel doch untrüglich. Denn die Sonne, wenn auch ein Fixstern, der sich von seinem festen Platze am Himmel nicht fortbewegt, schwingt sich um ihre Achse, und daß sie stille halten soll in ihrer Bewegung, um die eigene Achse nämlich, konnte ihr Josue mit Recht zurufen, ohne deßhalb so unwissend zu sein in der Astronomie — wissen Sie was

das ist? ich werde es Ihnen sagen, in der Sternkunde, wie die Herren Rabbinen, welche die Sonne um die Erde wie ein Wagenrad kollern, und die Erde, dieses winzige Pünktchen im Sonnensistem, faulenzen und das Maul aufreißen lassen, während die majestätische Sonne, die Königinn des Himmels sich den Athem auslaufen muß. Na, das wäre eine schöne Weltordnung. Gerade so als wenn der Großmogul seinem Reitknechte den Steigbügel halten müßte, damit der gnädige Herr Reitknecht bequem in den Sattel käme.

Und nicht Moff sagen konnte, ganz perplex, der gewaltige Gemoreheros Herr Abraham, geschlagen von dem muthwilligen Knabenwitz seines Schülers.

XIII.

Pädagogenjustiz.

Noch an demselben Tage, an welchem dieser polemische Streit stattgefunden hatte, erzählte Benjamin Herrn Ottfried mit lachendem Munde, wie schön er Bocher Abraham mit seinem Talmud zu Paaren getrieben habe. Ottfried der kundige Herzenskenner, der jedes Bläschen erschaute, welches sich in seines Schülers Geist aufwarf, sah tiefer, und mit Grauen in des Knaben Seele hinein. Ihm schauderte vor dem Gifthauche der Benjamins, bis jetzt noch reines unverdorbenes Herz anzuwehen drohte. Seine Schadenfreude, das Gefühl gesättigter Rache, und besonders der Ansatz von dem Stammerbtheile, die den Judenstereotyp angeborene leidige Sucht zu witzeln, wahrscheinlich von der Umgebung angezogen, mißfiel ihm sehr. Er zog finster die Brauen zusammen, und sprach mit ergreifend strengem Ernste:

„Du hast sehr unrecht gethan mein Sohn! Denke dir nur, man würde dir, um dich der einzigen Freude die du noch hast, zu berauben, die Augen ausbohren, damit du die schöne Sonne nicht mehr sehen könntest, wie gefiele dir das? Dasselbe hast du an Herrn Abraham gethan. Er hat nun einmal keine bessere Erkenntniß als seinen Talmud, und den hast du ihm lächerlich gemacht. Wie mußte ihn das kränken? Oder kannst du ihm was Besseres dafür geben? Hast du es in Bereitschaft, daß du es noch bieten kannst, zur Schadloshaltung? Sprich!

Benjamin schwieg beschämt.

„Mein Sohn, mein Sohn, du betrübst mich sehr, du hast stark gesündiget, und an deinem guten Herzen fängt an ein giftiger Wurm zu nagen. Du bist ein Spötter geworden, und weißt ja selber, daß der Psalmist zum Herrn ruft: Im Rathe der Spötter laß mich nicht sitzen! Denn der Spötter schont das Heiligste, Gott und die Menschen nicht, wenn er nur dem bösen Gelüste seines Herzens folgen darf. Daran sind schon Viele auf ewig zu Grunde gegangen. Ein wahrhaft gutes Herz kann nie seine Freude an dem Spott finden, der wie ein Widerhaken in seines Nebenmenschen Brust hangen bleibt."

Es war dieß das erste Mal, daß Benjamin von seinem theurem, hochverehrten Lehrer ernstlich getadelt wurde. Laut weinend stürzte er sich an den Hals seines noch im Zürnen väterlichen Freundes, und jammerte: „Verzeihen Sie mir nur dießmal, ich will ja recht gerne Herrn Abraham das ihm angethane Unrecht abbitten, und Alles von ihm dulden."— „Das kann dir nicht erlassen werden, du mußt Herrn Abraham um Verzeihung bitten," sprach Herr Ottfried streng dazwischen. —

„Aber ich kann nicht an den Talmud glauben, und

ein Jude muß an den Talmud glauben. Muß ich denn ein Jude sein? Helfen, retten Sie theurer, bester Herr Ottfried."

„Wenn du dessen würdig sein wirst, wird dir das Licht leuchten," sprach Ottfried feierlich.

„Aber wann?" —

„Zeit und Stunde ist ungewiß, dulde."

Zeit und Stunde ist ungewiß, dulde wiederhohlte sich Benjamin als er wieder allein war, indessen verzehrt mich die Sehnsucht nach jnnem unbestimmten Etwas, daß ich nicht kenne, und doch so heiß verlange, Erkenntniß. Licht, Licht nur einen Strahl sende mir, o großer Gott! denn meine Seele ist sehr in Angst und ich muß umkommen.

XVI.

Bocher Abraham erhält volle Genugthuung.

Bocher Abraham kam zur Lehrstunde. Benjamin trat ihm entgegen mit niedergeschlagenen Augen, und sprach mit einer Stimme deren Ton die Zerknirschung des Herzens gewiß sattsam genug bezeichnete.

„Herr Abraham ich habe Sie heute schwer beleidigt, und mich sehr gegen Sie versündigt. Wollen Sie mir verzeihen. Ich bitte Sie sehr, sehr, tausendmal demüthigst um Vergebung."

„Schon gut, schon gut. Was sollen die Schmues (Possen.) Jetzt möchte er koscher Chaserfüßel 'rausstrecken [19]). Verschwarzt sollst du waren, du Apekoires (krepiren sollst du Gottesläugner). Seht mir den Achberosch (Dieb) [20]) an. Sehts ihn mer nur an. Moichl soll iech em sein (vergeben soll ich ihm) ä Make (die Pest über dich). Wos soll ich der

moichl sein? Wos geht's mich on? Schem Isborech wird Dich schon Tarbes lehren (der Obere, sein Name sei geprie-sen, wird Dich schon Mores lehren). Schnorren (Betteln) wirst Du gehen. In Gehennem (Hölle) warst De flackern. Ich kann Thile l'El (Gottlob) auch ohne Dich leben, war Deiner bald poter (los) sein, und Dich war iech losen waden af Deine Laden. Hallewaje (wollte Gott), iech hätt Diech gor-nit kennen gelernt", und den Rücken wandte er dem wie ver-nichtet dastehenden Jünger, ging hinaus bei einem Spiel Ocke (ein gräuliches Kartenhazardspiel, bei den Juden früher sehr in Schwunge), Benjamin, Gott und die Welt zu ver-gessen.

Abraham wußte gar wohl, daß Benjamin's Reue auf-richtig war. Denn so niederträchtig er war, so gut bekannt war es ihm, wie eigenes Naturell, und Ottfried's Bemühun-gen nicht ein Fäserchen von Falschheit an Benjamin's Herzen hatte ankleben lassen. Eben darum, weil er dies gar gut wußte, that er, als hielte er Benjamin's demüthige Abbitte für eitel faule Fische. Schmerzlicher konnte er diesen nicht treffen, vollständiger sich nicht rächen. Ihn hatte ja nicht die Widerlegung des Talmuds geschmerzt, nein, die geistige Ueberlegenheit eines Knaben. Gegen die bäumte sich sein Pharisäerstolz. Hätte Benjamin geradezu Gott geläugnet, und wäre dann gekommen, hätte an seine Brust geklopft, und hätte gesprochen: Rebbe, ich habe gesündiget, versöhnt mich wieder mit Gott, der Heuchler würde mit vielem Geräusch seinen Hokuspokus gemacht, und die arme Seele gereinigt haben. Wäre ihm doch dabei die Gelegenheit geworden, durch seine Rechtgläubigkeit den Leuten mit vielem Prunke Sand in die Augen zu streuen, und sie zu blenden. Aber daß ihm Benja-min, der unmündige Knabe, auf seinen alten rabbinistischen Pferdefuß so nachdrücklich getreten, daß er darüber das Aus-

schlagen vergaß, das konnte ein Abraham nicht verwinden, und wenn sich Benjamin vor seinen Augen eine Ader geöffnet hätte, es ihm mit seinem Blute abzusühnen, es hätte nichts geholfen. Abraham war da nicht mehr der Repräsentant der Schattenseite seines Nationaltypus; — obwohl er alle Gebrechen des Judenthums mit Stigmen eingebrannt hatte in sein wüstes Sein, — in ihm war schon der Mensch durch und durch in Fäulniß gerathen. In ihm war also nicht mehr der Jude, sondern der Mensch zn verdammen. Indessen, wer weiß, ob für Benjamin, der den Juden vom Menschen noch nicht unterscheiden konnte, diese Beize nicht nothwendig war, damit ihm Abraham, der verworfene Mensch, das längst abgestandene Judenthum unleidlich mache.

Nachdem Abraham hinausgegangen, warf sich Benjamin aufs Gesicht. „O Gott!" rief er in seiner höchsten Seelenpein, „ist denn mein Geschrei noch nicht zu Dir gedrungen? O! wie lange noch? Einen Hund, den ich so lange gereizt hätte, bis er, die Treue seiner Natur vergessend, mir nach der Hand geschnappt, und der dann winselnd und heulend sich mir zu Füßen gelegt, einen Hund könnte ich nicht so wegstoßen, wie mir der aufs Herz trat, nachdem ich mich vor ihm, weiß Gott, so aufrichtig gedemüthigt habe. O Gott! o Gott! Du prüfst mich schwer. An diese Herzleiche lebendig gefesselt zu sein! Ist denn das Maß meiner Leiden noch nicht gerüttelt voll?"

Andern Tags erzählte er Herrn Ottfried, bitter weinend, daß eine Thräne die andere schlug, wie schnöde er gestern von Abraham abgefertigt worden sei. „In der Bibel steht", klagte er, „du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, und, daß man seinem Mitbruder keine Beleidigung nachtragen soll, besonders wenn er demüthig die Hand zur Versöhnung geboten, und dieser Mensch, der immer Gott

auf den Lippen führt, ist erfüllt von Haß gegen mich, wollte dem Reuigen nicht vergeben, sprach von der Freude, mich in der Hölle brennen zu sehen. Nicht vergeben! Einem das Herz so zu zerreißen! Wie kann man dies, und an Gott denken, vor dem wir Alle vergehen müßten, wollte auch Er nicht vergeben?!"

Ottfried's psychologischer Blick sah dem Schmerz bis auf den Grund, der Benjamin's Herz zerwühlte. Wohl bis auf das letzte Federgewicht erwog er, wie weh dem Knaben voll Zart- und Ehrgefühl schon das mußte gethan haben, zu bekennen, er sei im Unrechte, und welche Selbstüberwindung es bei ihm voraussetzte, aus eigenem Antriebe vor einem Abraham als Bittender zu erscheinen, daß der vergebe. Und als Lohn dafür eine solche Begegnung! Ein Lügner und Heuchler gescholten zu werden! Er ein Lügner und Heuchler? Das hatte ihm bisher nicht einmal der gehässige Abraham zu sagen sich getraut. Das mußte nagen. Und doch glaubte Ottfried jetzt nicht trösten zu dürfen. — Vielmehr war er der Meinung, es sei jetzt daran, wie ein Arzt zu handeln, der dem Kinde auch den Schmerz nicht ersparen kann, ihm mit der Lanzette den zarten Arm aufzuritzen, damit der Impfstoff durch das Blut, dringe und der Kleine für Zeitlebens vor den vielgefährlichen Pocken bewahrt sei. Darum erwiederte er auf Benjamin's Klagen absichtlich, damit die Lektion eindringe, und die Erinnerung aufs ganze Leben haften bleibe, und ihn immerdar wach halte, sich vor dergleichen Fehlern zu hüten:

„Das, mein Sohn, ist der Fluch der Sünde, daß sie jeder Zeit ein giftiger Pfeil ein Opfer gewiß fällt. Die vermeinte böse Absicht des Schützen auf das fremde Haupt das er sich zum Ziele ausersehen, kann die Gnade des Herrn vereiteln; aber auf das Leben dessen, der ihn abgeschnellt,

zurückzuprallen, verfehlt das Geschoß nie. Es prallt zurück und bohrt sich in das Herz hinein, daß das Gewissen auf die Bresche steigt, und dem Willen zuruft: Du bist gerichtet, sintemalen du böse gesinnt warst. Ist dies verhärtet, und will sich nicht rühren, das Gericht bleibt dennoch nicht aus. So oder so, früh oder spät, muß jede Schuld gesühnt werden. Sieh, nicht im Dienste der Wahrheit, um zu überzeugen, oder zur Ueberzeugung zu gelangen, hast Du Deine Frage an Herrn Abraham gestellt; nein, um Deine Ueberlegenheit zu zeigen, und ihn durch den Beweis seiner Ohnmacht zu reizen. Gar wohl möglich wäre es gewesen, daß Dir das nicht gelungen wäre. Doch Deine Absicht bleibt. Gut, oder vielmehr schlecht, Du bist zu Deinem Ziele gelangt, und klagst nun ungerecht über die Folgen Deines Thuns, da solches in keines Menschen Gewalt liegt. Die That, die lag in Deiner Macht, die hättest Du nicht zu begehen gebraucht. Aber was hast Du damit zu schaffen, ob der beleidigte Theil die Kraft oder den Willen habe, Dir zu vergeben? Wer hat Dich geheißen, ihn zu beleidigen? Darum, mein Sohn, bewahre tief in Deiner Seele, was geschrieben steht: Wehe dem, der ein Aergerniß gibt, ihm wäre besser, es hinge ihm ein Stein um den Hals und er würde versenkt in die Tiefe des Meeres, und hüte Dich in der Folge.'

„O, Herr Ottfried, Sie vernichten mich. Auch der Trost hin! Bis jetzt habe ich immer geglaubt, daß ich unschuldig dulde, und nun sehe ich, Herr Abraham hat doch Recht, wenn er sagt, ich sei ein böser Bube."

„So, mein Kind, habe ich es nicht gemeint. Denn wieder steht es geschrieben: Auch der Gerechte kann sieben Mal in einer Minute fehlen. Darum heißt es auch: Wachet und betet; denn wir sind Alle sündige, schwache Menschen. Doch Gott ist barmherzig."

„Ja wohl sind wir schwache, sehr schwache Menschen, und ich erliege fast der Last. Gott ist gut, aber ich kann ja nicht dafür, und ich weiß nicht, was an mir nagt. O! ich bin sehr unglücklich. Theurer Herr Ottfried, Sie wissen nicht, wie ich ringe, über ein Etwas Herr zu werden, was ich Ihnen nicht beschreiben kann. Ich sollte es nicht sagen; allein es gibt Zeiten, wo ich glauben muß, daß die ärgste Stunde meines Lebens die gewesen sei, wo ich zur Welt gekommen, und die glücklichste für mich die sein werde, wenn ich wieder von dannen scheide, und da möchte ich tief, tief unter der Erde von meinen Schmerzen ausruhen. Das mag wohl sehr schlimm von mir sein?"

„Mein Sohn, Du verursachst mir sehr viele Sorgen. In Deinem Innern muß eine verborgene Krankheit wühlen. Benjamin, mein herziges Kind, Du mußt solchen Gedanken nicht nachhängen, das verdirbt Leib und Seele. Sieh, wie herrlich draußen die Sonne scheint, und ober ihr lebt ja noch der gute, alte, ewige Herrgott, der Freude hat an der Lust seiner Geschöpfe im heitern Licht der Sonne. Er wird auch Dich, Du Lieber, Guter, wieder gesund machen. Komme her, lege Dein Haupt an meine Brust, und ruhe aus. So, mein Liebling."

Und Benjamin lag an dem treuen, liebevollen Herzen seines Lehrers, der gar troſtreich süße Worte sprach, die ihm wie Honigseim von den Lippen strömten, und wie lindernder Balsam in die wunde Brust des Knaben sich ergossen, bis diesem, gleich einem Kinde, das der Mutter Schlummerlied eingelullt, das Haupt auf die Brust herabsank, und das leise, hörbare Wehen seines Athems verrieth, daß der milde Tröster, der Schlaf, den bis auf den Tod Matten in den ambrosischen thautröpfelnden Arm genommen.

„O, daß ich wünschen dürfte", dachte Ottfried, als er

ihn so sah, daß Du jetzt sanft hinüberschlummertest." Doch so muß ich selber flehen, zu Deinem eigenen Besten, daß Deine Stunde noch nicht kommen möge, und der Herr Dich nur stärke für die Kämpfe, die Dich noch erwarten", und legte die Hand auf des Knaben Stirn und erschrak. Sie glühte in brennender Hitze, und an den Puls greifend, fühlte Ottfried, daß auch dieser fieberisch schlug. „O, mein Himmel, da ist eine lebensgefährliche Krankheit im Anzuge. Gott, Gott! Du wirst doch nicht diese Blume jetzt schon knicken wollen?" Behutsam hob er den kranken Schläfer auf, und trug ihn zu seiner Mutter. „Frau", rief er dieser entgegen, „um Gottes Willen nur geschwind einen Arzt geholt. Ich fürchte, ich fürchte, Ihnen droht ein schwerer Schlag! Das liebe, unschuldige Kind! Gott möge es denen vergeben, die an allen dem Unglück Schuld sind."

XV.

Benjamin am Rande des Grabes.

Ottfried's Besorgniß war nur zu gegründet. Etwa drei Wochen später umstanden schon die Seelenschnapper, an ihrer Spitze Herr Abraham, Benjamin's Krankenlager, betend, augenverdrehend, brustklopfend, das Schma blökend[21]), der scheidenden Seele mit Gebeten den Weg ins Genedem zu pflastern. Mit halbgeschlossenen Augen, gänzlich bewußtlos, lag der Kranke da, und nur ein kaum merkliches Sichheben der Brust verrieth einen Hauch von Leben in derselben. In einer Zimmerecke saß die Mutter zusammengekauert, und weinte still vor sich hin. Noch im rechten Augenblick stürzte der Arzt, Herr Lazar, ins Zimmer. Herr Lazar war zwar von Geburt

auch ein Jude, von Charakter aber nichts weniger als ein solcher. Aeußerst geschickt in seinem Fach, mehr durch langjährige Beobachtungen am Krankenlager, als durch Schultheorien gebildet, trat der Mann im Leben etwas barsch auf. Der Kauz, er hatte eine ganz eigene Heilmittellehre. Gegen die Folgen des Zornes z. B., der ihn heftig überkam, so oft er irgend eine Abgeschmacktheit wahrnahm, hielt er als Präservativmittel sein spanisches Rohr für das trefflichste niederschlagende Pulver. Um sich nicht der Gefahr auszusetzen, daß ihn bei zurückgehaltenem Aerger der Schlag treffe, schlug er lieber drein. Von dem Arzte ließ man sich dies gefallen, glaubend, es gehöre zur Kur. Wie er, gerade im Begriff, bei Benjamin seine ärztliche Visite zu machen, bis hinaus den Koschernot drinnen hörte, gegen seine ausdrückliche Ordination, die größte Ruhe im Krankenzimmer zu halten, kam er beinahe außer sich. Noch unter der Thür rief er zornglühend mit einer Stentorstimme: „Wer hat die Todtenvögel herbeigerufen? was will das Pack da? hinaus, ihr Lumpe, ihr Gesindel, ihr Raben, sucht euch euer Aas anderswo", und ließ sein spanisches Rohr springen, das auch, freilich als wäre dies aus Versehen geschehen, Herr Abraham, den er schon längst auf dem Korn hatte, etwas davon abbekam.

Darauf, als die Wucherer und Seelenmäkler aus dem Tempel ausgetrieben waren, sprach er noch ganz zornig zu Benjamin's Mutter: „Frau! wollen Sie ihr Kind mit Gewalt tödten? Sehen Sie denn nicht, daß der Kranke eben die Krisis macht? Der Anblick des Todtenengels, mit dem blitzenden Schwerte ihm zu Häupten, wäre dem armen Benjamin nicht so tödtlich gewesen[22]), als wenn er die Augen aufschlagend das Volk hätte gesehen um sein Bett stehen. Schauen Sie nur selber her, und danken Sie Gott, daß er mich noch zur rechten Zeit hergeführt. So geht der Athem

eines Sterbenden nicht. Das ist kein Todtenschweiß. Eins, zwei, drei — der Puls geht schon etwas besser. Gott sei Dank, wir dürfen wieder hoffen, wenn auch alle Gefahr noch nicht vorüber ist." — Und seine Hoffnung hatte ihn nicht getäuscht, den wackeren Mann, dem hier eine wahre Wunderkur gelungen war. Nach einer Woche hatte er die Freude, als Lohn seiner angestrengten Bemühungen, mehr als einer bei dem Kranken durchwachten Nacht, wo er Arzt und Krankenwärter zugleich machte, damit ja nichts versäumt wurde, Benjamin gänzlich außer Gefahr zu sehen.

Die von Haus aus schwächliche Complexion, bei unnatürlich fortgesetzter Anstrengung, die gräulich körperlichen Mißhandlungen bei überhäuften Lehrstunden, diese immerwährende Geistesaufregung, des nie zu besiegenden Widerwillens in Gegenwart des Judenlehrers, und des Feuereifers, mit dem er bei, und für Herrn Ottfried lernte, und in seinen lieben Büchern bis tief in die Nacht hineinforschte, und endlich die letzte Gemüthserschütterung hätten, Alles in Allem, bald eine tragische Katastrophe in Benjamin's Leben herbeigeführt. An seinem Aufkommen wurde sehr gezweifelt. Ganze Wochen schwebte er am äußersten Rande des Grabes. Doch das Leben mochte noch nicht seine Hoffnung quittiren, in diesem seltenen Knabencharakter einen seiner Träger reifen zu sehen, wie es deren gerade nicht zu viel hat, sich auf diese zu stützen. Es rang mit dem Tode so lange um ihn, bis dieser den schon ausgestreckten Arm zur Zeit noch zurückziehen mußte. Aber die Genesung ging sehr langsam vorwärts. Beinahe der ganze Sommer verstrich, ehe Benjamin wieder ausgehen durfte. Indessen hatte der verständige Arzt, selbst darauf geleitet, und auch von Ottfried gewonnen, mit einem Recidiv gedroht, wenn der Knabe nicht äußerst geschont würde. Natürlich durfte von Talmud- noch Auswendiglernen lange

keine Rede sein. Auch nächtliche Studien wurden untersagt, häufige Bewegung im Freien angeordnet. Doch die beste Arzenei war, daß er eine Zeitlang des Anblicks des Herrn Abraham überhoben war, der einstweilen eine Ferienreise in seine Heimath machte, und er dagegen mit Herrn Ottfried häufiger verkehren konnte.

XVI.

Benjamin's erster Spaziergang nach der Krankheit.

Es geht das Sprichwort, daß, wer dem Tode einmal in das bleierne Knochengesicht geschaut, nie mehr im Leben wieder lächle. War nun Benjamin's Lebensfreudigkeit schon vor seiner Todeskrankheit ohnehin genug umwölkt, was Wunder, wenn er nach derselben noch melancholischer wurde? Nur milder hatte ihn die überstandene Krankheit gestimmt. Er klagte nicht mehr, war sanft und stille, ja schien zuweilen heiter. Aber öfter, gerade wenn er am heitersten schien, und wenn um die feingeschnittenen Lippen ein Lächeln spielte, rann ihm auf einmal eine Thräne über die Wange herab, deren Ursache sich Niemand erklären konnte, weil ihm Keiner was zu Leide gethan. Ottfried schüttelte darüber sehr bedenklich den Kopf, zu sich selber sprechend: „Mir wäre lieber, ich hätte noch des Knaben wilde Ungeduld zu zähmen, die in letzterer Zeit vor seiner Krankheit, jeden Damm niederreißend, zuweilen in ihm aufbrauste, als ihn so zu sehen. Die köstliche Perle der Sanftmuth scheint sich jetzt in seinem Herzen erzeugen zu wollen; aber ich fürchte, weil das Herz krank ist zum Brechen." Benjamin's Anblick erinnerte ihn von un-

gefähr an eine rührende, herzbrechende Erscheinung, die leider nur zu oft im Leben aufstößt, an eine zarte, weibliche Seele, die vom Geschick an einen bestialisch rauhen, sie mißhandelnden Gatten geschmiedet ist. Die klagt nicht, erfüllt die Welt nicht mit ihrem Geschrei, sondern lebt stille, den ihr aufgedrungenen Pflichten nach, sucht die Brutalität ihres Zwingherrn durch hingebende Freundlichkeit zu sänftigen, und vertraut nur dem Himmel ihre Leiden, bis sich dieser erbarmt, und dem Todesengel winkt, der vielgeprüften Dulderin die Hand sanft aufs Herz zu legen. So, dachte Ottfried, ist Benjamin mit dem harten Leben vermählt.

Ottfried hatte bei der Behandlung dieser, mit aller Gewalt zerrissenen herrlichen Natur, alle seine Klugheit nöthig. Durch zu viel Nachgiebigkeit wollte er den Knaben nicht zu einem jener thränenseligen, zerfließenden Lämmerlein verweichlichen, durch zu schroffe Opposition ihm nicht wehe thun, damit er nicht an dem einzigen Freunde, den er noch hatte, irre werde, und die Mittelstraße war hier nicht leicht zu finden.

In solcher schwierigen Lage fand er sich zuvörderst, als er, von diesem eigens gebeten, mit Benjamin den ersten Spaziergang nach dessen Krankheit machen sollte.

Das Städtchen, in welchem Beide lebten, hat eine sonderbare Lage. Als wollte die Natur schon hindeuten auf die Verschiedenheit der Einwohnerschaft, die ihr Wesen darin treiben, ist der Ort von zwei Seiten umgeben von einem herrlichen Kranze Rebhügeln, schönen Waldungen, Wiesen, Kornfeldern, sorgfältig gepflegten Obstpflanzungen, gut bestellten, duftenden Gemüsegärten, — denn in der Gegend wird in den Gartenbeeten viel wohlriechender Majoran gebaut, — und von den andern zwei Seiten zieht sich eine traurige, öde, flache Sandwüste hin. Ottfried wollte natür-

lich seinen jungen Freund nach den reizenden Punkten hinführen. „Nicht dorthin", sagte ihm Benjamin, als er es merkte, „dort ist's mir zu lebendig. Auf den Friedhof, auf Ihren Friedhof lassen Sie uns gehen."

„Aber Kind, das ist kein Ort für einen Reconvaleszenten, der erst dem Leben neuerdings geschenkt worden. Was will Dein kaum wieder aufblühendes Leben bei den Todten suchen?"

„Fürchten Sie nichts", entgegnete Benjamin sanft lächelnd, „es wird mich nicht zu sehr angreifen, im Gegentheil, es wird mir wohlthun. Sie haben mir ja selbst gesagt, daß einen aufrichtigen Freund jeder Mensch habe, dies sei der Tod. Das Schreckliche, was ihm die Menschen andichten, verliere sich allmählig, wenn man sich daran gewöhne, recht fleißig seiner zu gedenken. Da lerne man erst gründlich die wahre Bedeutung des Lebens kennen, und dessen Ausgangspunkt erscheine wie eine freundlich blühende Oase. Ich habe, wie Sie mich gelehrt, immer fleißig an den Tod gedacht, und ich und er, wir sind Freunde geworden, die sich nur lächelnd ansehen. Glauben Sie aber darum nicht, daß ich meines mir wiedergeschenkten Daseins mich nicht freue, wenn ich auch nicht so recht heiter sein kann. Ich habe ja noch nicht genug gethan, und wenn Sie wollen, noch nicht genug geduldet, um vor den Herrn hinzutreten, und sagen zu können: „Herr, hier bin ich, dein treuer Knecht, gib mir nun meinen Lohn!" Mein Wort darauf, ich will erst suchen, ein Mann zu werden, wenn mir Gott das Leben erhält. Aber für die jetzt noch gestatteten Tage auf den Gräbern dem Schöpfer zu danken, zieht's mich hin."

Ottfried gab nach.

Auf dem Wege sprach Benjamin: „Ich habe noch nicht gesagt, was mich eigentlich so sehr nach Ihrem Friedhofe

verlangen macht. Hören Sie! Sie wissen, daß von Ihrem Friedhofe unser guter Ort nur durch eine Wand geschieden ist. An den Anniniversarien meines Vaters, und nach dem Gottesdienste am Tage der Zerstörung Jerusalems muß ich, so bringt es unser Ritus mit, die Gräber besuchen gehen. Bei einer solchen Gelegenheit, die Uebrigen hatten sich schon verlaufen, verleitete mich ein kindischer Muthwille, Seiner gestrengen Ehrwürden[23]) dem Rabbi Schmul, der hart an der Mauer begraben liegt, auf den Kopf zu steigen, mich auf seinen Grabstein und von da auf die Mauer zu schwingen, um ein bischen umzusehen, wie es denn in einem Christenfriedhofe ausschaut. Als ich da droben war, und hinüberblickte, verging mir alsbald aller Muthwille. Auf unserm guten Orte liegt Alles untereinander wie Kraut und Rüben. Wer das meiste Ansehen in der Gemeinde genossen hat, d. h. wer das meiste Geld besessen, bekommt den besten Platz, hat das Aussuchen, der Andere kann schauen, wo er ein finsteres Plätzchen findet, seine Gebeine abzulegen. Indessen, Alle, Jung und Alt, Groß und Klein, haben, worauf selbst der Aermste sein Letztes wendet, ihre Mazewe, d. i. Grabstein, zu Häupten. Furchtbare Spuckgeschichten laufen in der Gemeinde um, wie einstmal die Zurückgelassenen eines Verblichenen, weil ihre Armuth sie hinderte, dieser Pflicht, einen Grabstein zu setzen, gleich nachzukommen, von Gespenstererscheinungen so lange beunruhigt wurden, bis der Todte seine Mazewe hatte. Dringen sie doch auf die Mazewe, als müßten ihnen ihre steinernen Herzen zum Grabe herauswachsen. Die Grabschriften auf diesen Mazewes sind der sinnloseste Bombast in barbarischem Hebräisch, worüber selbst der Judenherrgott lachen müßte, wäre er nur nicht nach der Vorstellung, die sie sich von ihm machen, ein gar so grämlicher und jähzorniger Herr Herrgott, der gleich dreinschlägt. Da schaut's aus

wie in einem wüsten Steinbruche. Den Wirrwar möcht' ich einmal mit ansehen, wenn die alle da drunten, eins übers andere weg, sich nach der Zeit nach ihrem Jeruscheleyem, so heißen sie Jerusalem, kollern werden. Denn Sie müssen wissen, die Erde hier hält der Jude für zu schlecht, um an dem großen Tage der Messiasankunft, da aus dem Grabe zu brechen. Fort unter der Erde, wie ein Wurm sich durchwühlend, durch Land und See wird es gehen, bis dorthin, wo die heilige Zion steht, wo der Pilger erst wird auferstehen müssen. Doch wie ward mir, als ich den christlichen Friedhof erblickte. In geregelter Ordnung, ohne Unterschied, ein Grab wie das andere, wie eines nach dem andern hier zur Ruhe eingegangen. In Reih und Glied, ohne Rangordnung, wie denn der Tod Alles gleich macht, ruhen sie da, den großen Ruf durch die Gräber erwartend, wenn es einmal heißt: Steht auf zum Gericht! Und die einfachen Kreuze, das Symbol so vieler Hoffnungen, mit den rührenden Inschriften, wie ich nur aus den nächsten lesen konnte. Und die Blumengärtchen! von der sanften Trauer der Zurückgebliebenen auf die Gräber, welche Welken und Blühen vereinen, wieder so symbolisch innig gepflanzt! Ja, dachte ich, hier ist gut ruhen, hier laßt uns Hütten bauen. Ich stieg herab und ging nun ganz wehmüthig nach Hause, und weinte mich aus, daß der Jude auch im Tode Jude bleiben muß. Aber eine Sehnsucht blieb mir seitdem, die Sehnsucht, einmal an diesem, mit Recht so genannten Friedhofe, meinem Herzen eine Stunde des Friedens zu gönnen. Diese Sehnsucht will ich jetzt stillen."

Sie waren indessen auf dem Friedhofe angekommen.

Bald hätte es Ottfried bereut, doch dahingegangen zu sein.

XVIII.

Benjamin's Thränodie.

Benjamin hatte sich, schon von dem kurzen Gange ermattet, auf ein Grab niedergesetzt, um auszuruhen. „So holt das Leben", sagte er, „Kraft vom Tode. Bin ich nicht jetzt, hier mich von meiner Müdigkeit erholend, ein Bild der Geschichte, die sich auf immer auf die Gräber setzt, um das Leben zu stärken?"

„Darum ist die Geschichte auch so erhaben", entgegnete Ottfried, „weil sie das echte Vorbild der Auferstehung der Todten ist."

„Ja Auferstehung", nahm ihm Benjamin das Wort aus dem Munde, „das ist ein Frühlingsblüthen-Gedanke. Aber dem Juden nagt auch an dieser Blüthe der Wurm seines schrecklich furchtbaren Aberglaubens."

„Lieber Benjamin, muß denn dieses Schreckensbild überall hin Dich verfolgen?"

„Wie denn nicht? Schauen Sie nur, was da auf diesem Kreuze steht."

Sie lasen das Epitaphium eines fünfjährigen Mädchens, welches sagte, der kleine Engel sei seiner verwitweten, gebeugten Mutter vorausgegangen, Gott zu bitten, daß Vater, Mutter und Kind, in Christo Jesu vereint, am Tage der Verklärung sich gewiß zusammenfinden mögen für die selige Ewigkeit.

„Das ist Liebe, Hoffnung und Vertrauen über das Grab hinaus", sagte Benjamin, „und jetzt will ich Ihnen eine Probe erzählen, aus der Sie mit Schaudern sehen sollen, welche Vorstellung der Jude sich macht von dem Zustande nach dem Tode."

„Nach dem Frühstücke", so begann er seine Mittheilung, „pflegt mich Herr Abraham, wenn er gut gelaunt ist, um mir eine Zerstreuung zu verschaffen, und zugleich in der Gottesfurcht zu stärken, aus einem Buche vorlesen zu lassen, welches das Auge Jakobs, vermuthlich wegen dessen Köstlichkeit, betitelt ist. Das ist ein großer, starker Foliant, in welchem alle die zerstreuten Sagen und Erzählungen aus dem Talmud, wo deren bald da, bald dort, eine Menge zu finden ist, gesammelt bei einander stehen. Wenn ich nicht irre, habe ich in Herders orientalischer Blüthenlese einige daraus mitgetheilt gefunden. Da las ich denn einmal, daß am Vorabende des Neujahrtages, an welchem über die Schicksale der Sterblichen im Himmel die Beschlüsse gefaßt werden, ein Rabbi, der Name ist mir entfallen, in der Geisterstunde zwischen zwölf und eins, auf den guten Ort hinausgegangen, um zu hören, was das künftige Jahr bringen werde. Denn um diese Stunde dürfen die Todten aus ihren Gräbern, in den Himmel hinaufsteigen und der Berathung dort beiwohnen. In die Gräber zurückgekehrt besprechen sie sich über das Gehörte. So horchte nun dieser Rabbi in ein Grab hinab, und vernahm eine Kinderstimme ein anderes Kind fragen, ob's nicht mit kommen wolle in dem Himmel hinauf, um das Gericht mit anzuschauen? Möchte gerne war die Antwort, aber da haben mich meine Eltern als sie mich bestatteten, in eine Matte von Binsen eingenäht, daß ich nicht fort kann. In diesem Aufzug darf ich mich doch im Himmel nicht sehen lassen. Sie würden mich ja mit Schande fortjagen. Darauf hörte der Rabbi das Kind weinen, weil Alles ausgegangen, und es sich fürchtete so ganz allein in der Wohnung des Todes zu sein. Und worauf läuft die ganze Geschichte hinaus? Der Rabbi will zeigen, wie nothwendig es sei den Todten anständige Tachrichim, so heißen ihre Sterbegewänder, anzuziehen.

„Und so was müßt ihr glauben?" fragte Ottfried.

„Stein und Bein" antwortete Benjamin. „Wollte niemand rathen daran zu zweifeln. Steht es doch im Talmud, und nur ein Wort von dem nicht zu glauben, es wäre gleich so gut Gott zu läugnen, oder gar zu beweisen, daß Israel Gottes auserlesenes Volk nicht mehr sei."

Doch ich bin in meiner Erzählung noch nicht zu Ende.

„Als der Rabbi das Kind weinen hörte, weil es sich fürchtete allein zu sein, rief er in das Grab hinab, die kleine Seele (Naphsche) möge sich nicht fürchten, er sei bei ihr, und es werde ihr nichts geschehen. Auch möge das Kind fürder ruhig sein, weil er Sorge tragen werde, daß man ihm ein anständigeres Kleidchen anziehen werde, darauf es ruhig im Grabe zu werden anfing. Als die Todten, deren Rückkunft der Rabbi abgewartet, wieder heimgekehrt, erzählte das Kind den Rückgekehrten des Rabbi Güte, und diese aus Dankbarkeit dem Rabbi, wie sie im Himmel gehört hätten, daß das nächste Jahr werde starker Mißwachs und große Theurung im Lande sein. Der Rabbi borgte also Geld und kaufte viel Getreide, woran er, da die Todten wirklich wahr gesagt hatten, einen großen Profit machte. Also damit ein Rabbi Wucher treiben könne, mußten sich die Bewohner der Gräber den weiten Weg in den Himmel hinauf bemühen. Verlangen Sie noch ferner, daß ich Ihnen weiter erzähle von den Tausenden Büttelgeistern, die den Abgeschiedenen, wie er in's Grab gelegt wird erwarten, um ihn mit feurigen Ruthen, für seine wissentlichen und unwissentlichen Sünden ein ganzes Jahr hindurch durchzupeitschen, und in ihren Martern nur innehalten müssen, wenn für den Verstorbenen von seinen nächsten Verwandten, Früh oder Abends, das Todtengebeth, das Kadesch, herabgeleiert wird, von dem die Bethenden unmöglich was verstehen können, weil es den heillosesten kabalistischen Unsinn enthält; oder wenn einige gut dafür be-

zahlte Judengelehrte ein Stück aus ihren talmudistischen Büchern quacken. Soll ich Ihnen noch erzählen von den Hölzchen, die den Todten bei der Bestattung in die Hände gesteckt werden, die dann in der Erde zu eisernen Waffen werden, damit die wilden Thiere abzuwehren, welche von der Würmerspeise auch eine Portion für sich weg haben wollen? Soll ich Ihnen erzählen von dem furchtbaren Wahne, daß der Abgeschiedene, so lange er noch im Hause ist, alles hört, was um ihn herum vorgeht, und das Bewußtsein habe, er werde jetzt begraben werden, weshalb sie sich nicht genug eilen können ihre Todten aus dem Hause zu schaffen. Mancher mag schon dieses Wahnes halber, lebendig, nur scheintodt begraben worden sein. Soll ich Ihuen endlich noch erzählen von den Schnurren, wie Vater Abraham des Teufels Knechten die Judenseelen abjagt, die sie in den höllischen Pfuhl werfen wollen? Denn Vater Abraham duldet es nicht, daß eines seiner Kinder in der Hölle schmorre, wenn es nur das Judenthum nicht abgeläugnet; übrigens mag das Rabenkind zehnmal das ganze Leben mit der Hölle im Bunde gestanden, und hundertfach für seine Thaten das höllische Feuer verdienet haben. Ich aber, wenn ich solchen Aberwitz lesen mußte, gedachte des großen Schillers Worte in dem Taucher, die ungefähr so lauten: Daß der Mensch sich freue im rosigen Lichte der Sonne zu athmen, und nicht verlange die Schrecken da unten zu erblicken, und legte mir diese Worte so aus: Jeder freue sich der kein Jude ist, und verlange nicht zu schauen in die Finsterniß einer Judenseele, die jenen Quark verabscheut, mit dem sie von Jugend auf gefüttert ward, und keinen Ausweg vor sich sieht."

„Da schauen Sie her", fuhr Benjamin fort mit Bitterkeit, indem er auf das Epitaphium zeigte, welches die Veranlassung gegeben zu seinen Herzensergießungen, „da schauen,

schauen Sie her, da ist Liebe. Der Jude aber wird von seiner frühesten Jugend an nur mit Haß genährt. Die Sage von dem Christenblute, welches der Jude an seinem Osterfeste haben muß, nun, die ist geradezu gesagt eine Fabel. Deswegen dürfen Sie doch nicht glauben, daß der Jude freizusprechen sei von dem Hasse, der ihn nach dem Christenblute lechzen macht. Er nennt nie den Namen eines Christen, ohne dabei die gräulichsten Verwünschungen auszustoßen, und fragt ein Jude einen zweiten um einen dritten, der in irgend eine mißliche oder gefährliche Lage gerathen, so ist die Antwort nicht darauf einfach: „Schlecht geht es ihm, dem Armen", sondern: „Alle Gojem gesogt", das heißt: es möge allen Christen immerfort so gehen, wie jetzt dem unglücklichen Juden, von dem die Rede war. Muß der Jude einmal Ehrenhalber einen Christen zu Tische laden, und wird nach dem Speisen das Tischgebet gesprochen, so hat er eine eigene Formel, den christlichen Gast von deu Segnungen auszuschließen, die das Gratias für die Tischgesellschaft jüdischer Confession enthält. Und wie, glauben Sie, bringt der Jude die Nitelnacht, so nennt er Ihre Christennacht, zu?"

„Ich kann mir nicht anders denken, als daß die Juden vor alten Zeiten einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Lernen gehabt haben müssen, weil die Rabbiner solche Kraftanstrengungen machten, das Lernen aufzumuntern. So machten sie das Volk glauben, daß dem Hause, in welchem ein Kind einige Verse aus der Bibel, oder, was noch viel mehr bedeutet, einige Zeilen aus dem Talmud gelernt hat, für diese Nacht kein böser Geist was anhaben könne. In wessen Interesse es lag, daß dem Volke eine fast abgöttische Verehrung des Talmuds eingeimpft wurde, brauche ich Ihnen nicht lange auseinander zu setzen. Genug, daß sie glauben, das Talmudfressen, besonders bei nächtlicher Weile, sei ein

so gottgefälliges Werk, daß einem Juden, und hätte er sich auch von dem Raube des Gutes von Witwen und Waisen bis zum Platzen feist gemästet, brennten Millionen Thränen der durch ihn verkürzter Armen und der Fluch unschuldig Gebranntmarkter ihm auf der Seele, dennoch sein goldener Dreifuß im Paradies sicher ist, wenn er nur fleißig bei Nacht Talmud mäkert. Ja diese Talmud-Katzenmusik, bei Nacht angestimmt, tönt so angenehm in das Jenseits hinüber, daß selbst die bösen Geister in ihrer Arbeit, die verdammten Seelen zu peinigen, inne halten, um dieser lieblichen Serenade mit Muße zuhorchen zu können. Damit dieses also nicht geschehe in der Christennacht, wo Ihr Erlöser Christus in der Hölle doppelte Peinen leiden muß, darf in dieser Nacht nicht gejudelt werden, darf kein jüdisches Buch angeschaut werden, sondern es muß Karte, Würfel gespielt, allerhand Schnurrpfeifereien und sonstiges höllisches Zeugs getrieben werden, daß kein gottseliger Gedanke diese Nacht bezeichne, die der Jude unter allen Nächten am meisten verflucht. Sagen Sie, ist solcher teuflische Haß nicht ärger, als in fanatischer Wuth Blut trinken?"

Benjamin war eben noch kein großer Virtuos in der Kunst, aus den Mienen die Gefühle herauszulesen. Welchen erschütternden Eindruck aber besonders seine letzten Worte auf Ottfried gemacht hatten, dies mußte er doch sehen. Darum sprach er weiter.

„Sie schaudert's? Möchte Ihnen fast unglaublich scheinen, was Sie gehört haben? Mein edler Freund! dies Alles hat seine gute Quelle. Ich weiß recht gut, daß auch unter den Christen viele, dem göttlichen Gebote zuwider, den Verstand verdunkelt, das Herz verstockt und erstorben haben, einen ihrer Nebenmenschen zu hassen. Welche Mittel der christliche Glaube hat, den Geist zu erleuchten, den Sinn zu erweichen,

daß ein Mensch die Feindschaft gegen den andern aufgebe, dieses zu wissen, so weit bin ich noch nicht gekommen. Allein das weiß ich schon, daß, wenn ein Christ einsieht, sein Haß sei sündhaft bis zur ewigen Verdammniß, wenn er ihn nicht fahren läßt, wenn sein Herz gerührt ist, aus Liebe zu Gott und zu seinem eigenen Seelenheile, sich mit seinem Bruder zu versöhnen, diese Versöhnung auch aufrichtig ist. Der Jude weiß nicht minder, daß Gott zürnt, wenn ein Bruder den Bruder haßt. Er feindet dennoch den Bruder an, und sucht ihn zu verderben wegen einiger winziger Gulden, wenn er von jenem übervortheilt worden ist. Ich weiß Beispiele, daß wegen einem Küchenfenster, das der Eine in der Wand ausbrechen, und der Andere nicht leiden wollte, Familienfeindschaften sich auf Jahrzehnte fortgesponnen, und von Geschlecht auf Geschlecht sich vererbt haben. Dabei aber suchen sie ihren Herrgott aufs Eis zu führen, daß sie ihre Feindschaft fortsetzen können, und Gottes Strafe dennoch nicht zu fürchten brauchen."

„Ich will Ihnen davon eine sonderbare, ich möchte sagen, komische Geschichte erzählen, wenn nur der Gegenstand nicht so ernst und traurig wäre."

„Meine Tante, Sie kennen die gute, sanfte, in Leiden viel geprüfte Dulderin daß ich gar nicht weiß, wie so was unter die Juden kömmt, meine Tante hat mir Folgendes erzählt:

„In ihrem Geburtsorte lebten zwei Juden in unversöhnlicher Feindschaft schon lange Jahre. Nie hatte einer derselben im Laufe so vieler Jahre nur einen Versuch zu einer Versöhuung, oder wenigstens Ausgleichung ihres Streites, gemacht. Selbst in der Synagoge, wo sie zufällig ihre „Stoot", den festen Stand, den jeder etwas bemittelte Jude erblich besitzt, einander gegenüber hatten, wechselten sie grimme herausfordernde Blicke. Nur am Vorabende des langen Tages

veränderte sich das Spiel. Es ist der Abschluß des Gerichtes, welches am Neujahrstage begonnen, und durch die zehn Bußtage dazwischen bis zum langen Tage fortgesetzt wird. Da wird Alles noch einmal genau geprüft, es kommt zum Endurtheile, welches unterschrieben und gesiegelt, zur Vollstreckung im Laufe des nächstkommenden Jahres, in das Protokollbuch im Himmel eingetragen wird. Wer kann da wissen, ob nicht das Maaß voll, und die Wagschale tief, tief hinabsinkt, bis zum Boden des Grabes, das sich für den Schuldigbefundenen zur Strafe öffnen soll? Da thut nun Jeder, was er kann, den zu fürchtenden Streich von seinem Haupte abzuwenden. Wem hat's natürlich mehr, als meinen zwei feindlichen Judenbrüdern bange zu werden, so oft der lange Tag anrückt. Heuer könnte es doch einmal dem mächtigen Adonai, dem gewaltigen Adonai, dem gerechten Adonai [24]) zu viel geworden sein, daß diese zwei durchaus so fortleben wollen in ihrem gottverbotenen, tödtlichen Hasse. Diesmal könnte es denn doch heißen, einem von den unverbesserlichen Sündern muß wegen seiner Feindschaft das hartnäckige Genick gebrochen werden. Auf welchen der zwei Schächer der mächtige Adonai, der gewaltige Adonai, der gerechte Adonai könnte fahnden lassen, das kann auch Niemand wissen. Was also thun? Nun, sie gehen her, und führen jeden Vorabend des langen Tages eine rührende Versöhnnngsszene auf. Sie reichen sich in der Synagoge die Hände, werden die besten Freunde, erzeigen sich gegenseitig einen schönen Liebesdienst zum Zeichen ihrer aufrichtigen Versöhnung. Erst legt sich der Eine auf das Gesicht, und läßt sich die gewissen vierzig weniger einen Streich, zur Sühne für die Vergehungen im Jahre, von dem Andern zuzählen. Der Erstere steht auf, der Zweite legt sich nieder, und jener vergeltet diesem seine vierzig weniger einen Streich, ihm eben so viele, nicht einen

mehr, nicht einen weniger herabstreichend, Jeder aufs Zärtlichste besorgt, dem Andern uicht zu sehr wehe zu thun. Der Freundschaftsbund ist geschlossen, sie haben Jeder von des andern Hand die vierzig weniger einen Streich. Können die innigen Gefühle des Herzens bedeutsamer ausgetauscht werden? Kann der mächtige Adonai, der gewaltige Adonai, der gerechte Adonai, kann er noch mehr verlangen? Er muß ein Einsehen haben. Die Beiden, sie können mild versöhnten Herzens ruhig den Ausgang der 24 Stunden entgegen sehen. Vier und zwanzig Stunden! so lange dauert das Fest, eine hübsche Zeit, haben sie ununterbrochen gebetet, mit Fasten sich kasteit, nicht ein einzigmal sich grimmig angeschaut, vielleicht gar Liebes- und Freundschaftsblicke gewechselt. So was kann nicht unvergolten bleiben, muß das Aergste sühnen, daß Jeder vertrauen kann, ihm wenigstens geht's dieses Jahr nicht an Gut und Blut. Gewiß ist, was Jeder will, beschlossen, unwiderruflich, und besiegelt, daß er auch in diesem Jahre nicht abgerufen werde, sondern seinem Berufe, Geld zu gewinnen, noch länger geschenkt sei. Doch kaum ist der andere Abend, des Festes Schluß, angebrochen, kaum hat der Vorsänger das letzte ersehnte Amen gesprochen, so ruft's von hüben und drüben, Jeder bemüht dem Andern zuvorzukommen, ruft es von hüben und drüben in harmonischem Einklange: „Du, es bleibt beim Alten." Das ist der Signalschuß zum wieder losbrechenden Kampfe auf Leben und Tod, nach abgelaufener Frist des Waffenstillstandes. Dem gewaltigen, dem mächtigen, dem gerechten Adonai ist während der gefährlichen 24 Stunden Sand in die Augen gestreut worden. Hat er sich foppen lassen, eine Komödienversöhnung für eine wirkliche hinzunehmen, und sich die Hände binden lassen, daß er die Feindschaft des Einen an dem Andern nicht rächen kann, so bleibt er gefoppt. Für diesmal ist die Rechnung auf ein Jahr so

oder so geschlossen, und was geschrieben ist, bleibt geschrieben. Die vor 24 Stunden Ausgesöhnten, gehen nach Ablauf derselben als noch bitterere Feinde wieder heim, sind wieder Todfeinde, und bleiben Todfeinde, und treiben das Spiel so fort bis an ihr seliges Ende, wovon sich die Gemeinde, und meine gute Tante mir, eine auferbauliche Geschichte zu erzählen wußte."

„Dies einfach meine Erzählung, welche das Judenherz und die Judengesinnung, meine ich, bedeutend genug charakterisirt", schloß Benjamin, und fügte noch hinzu: „Wenn ihr Haß unter und gegen einander so eingefleischt ist, wie muß sich erst die Feindschaft und der Todeshaß gegen Andersgläubige in ihr Herz eingefressen und eingeätzt haben? Erkennen Sie jetzt, was es heiße, ein Jude sein? Gott, wann wird das anders werden? Und in solcher Umgebung soll ich, mit meinem Herzen voll Liebe für die ganze Welt, ruhig sein? Ich habe irgendwo gelesen, daß in Italien jeder Schritt an eine große That, an eine große Zeit erinnert, so mahnt den besser denkenden Juden jeder Augenblick an die Verworfenheit seines Stammes. Der Anblick dieser einfach rührenden Grabschrift hier zumal hat alle meine Herzenswunden von Neuem aufgerissen."

Benjamin hatte dies mit allen weichen Gemüthern gemein, daß sich die Schleußen seiner Augen leicht aufzogen. Das Besondere aber an ihm war, daß ihm, wie dies bei Andern sonst der Fall ist, die vergossenen Thränen das Herz nicht erleichterten. Die Gemahlin Friedrich des Schönen hatte sich blind geweint; wenn Benjamin in einer Gemüthsbewegung anfing zu weinen, hatte man immer Ursache zu fürchten er werde sich die Seele ausweinen. Seine Thränen, einmal im Erguß, hörten nicht auf zu strömen, bis er halb ohnmächtig vor Mattigkeit zusammenbrach. Eben jetzt über-

wallte es ihn wieder so, daß Ottfried schier meinte, er werde den Knaben nicht mehr lebend von dannen bringen. Zum Glück fiel es ihm noch zur rechten Zeit ein, den Weinenden halbzürnend zuzurufen: „Benjamin, bereitet man sich so vor, ein Mann zu werden!"

Das wirkte wie ein elektrischer Schlag.

Gewaltsam unterdrückte er die Thränen, und sprach, sich zusammennehmend: „Sie haben Recht mein hochverehrter Herr und Meister. Ein Mann darf nicht weinen. Hier auf geweihtem Boden will ich ihn opfern, den Schmerz des Judenknaben. Von nun an will ich ihn auch vergessen den weinerlichen Judenknaben, und dulden doch nicht wie ein Jude, der dulden muß. Nein, ringen will ich wie ein Mann der Geschichte und kämpfen eines solchen würdig, so wahr mir Gott helfen möge. Doch hier darf ich knieend [25]) mich vor Gott demüthigen. Knieen Sie mit mir, hier sieht uns ja kein Auge, welches dieß schief auslegen könnte, und sagen Sie mir eines von Ihren herzerhebenden Gebeten vor, dem Himmel zu danken, für das doppelt wieder geschenkte Leben, und daß er mich kräftige zu den Kämpfen die mich erwarten." —

Sie hatten sich von dem Grabe erhoben. Ottfried drückte dem kleinen Kämpfer den Friedenskuß auf die reine, sinnige Stirn, und ergriff ihn beim Arm, sprechend: „Jetzt komm mein Lieber! daß wir nach Hause gelangen, denn es will Abend werden."

Als Ottfried sich für den Abend wieder von ihm trennte dachte er: ein wunderbares Kind dieser mein Benjamin. In dem Libellenkörperchen, eine Römerseele und ein Seraphsherz. Das muß doch gut werden.

Guter Ottfried! ein Seraphsherz, daß es ganz rein bleibe, gehört eigentlich gleich in den Himmel. Die Erden-

lüfte führen auch für das beste Herz etwas von dem verderblichen Miasma der Weltunreinigkeit mit sich. Auch das Herz deines Benjamins wird von diesen Einflüssen nicht frei bleiben können. Auch dieses so reine Herz wird noch manches Stadium durchlaufen müssen, wo große, große Gefahren drohen werden, ehe dein Benjamin wird sagen können: Ich habe einen guten Kampf gekämpft, und überwunden, und bin Sieger geblieben.

XIX.

Ein pädagogischer Schnitzer.

Benjamin war einmal allein ausgegangen. Da begegnete ihm der Pfarrer des Orts. Dem Geistlichen fiel der nette, klugaussehende Judenknabe auf, der gegen die andern Rangen voll Schmutz und Koth, wie sie in der Judengasse herumschnoberten, gewaltig abstach.

„Komm her Kleiner," rief er unserm Mignonhelden zu; „du bist gewiß Herrn Ottfrieds Schüler Benjamin?"

„Zu dienen Ew. Hochwürden," trat Benjamin schüchtern näher, und küßte dem ehrwürdigen Priester ehrerbiethig die Hand.

„Der Herr Schullehrer hat mir sehr viel Schönes von dir erzählt. Fahre nur so fort. Aus dir kann noch was werden."

Benjamin bekam durch die freundliche Anrede Muth, und dankte so lieb und herzig für die Güte seiner Hochwürden, in seiner Menschenfreundlichkeit auch auf die Bildung eines verachteten Judenknaben bedacht zu sein. Wie oft, sprach er hab ich mir schon gewünscht, Euer Hochwürden nur einmal persönlich danken zu können für die schönen Bücher, die Herr Ottfried so oft von Ihnen bringt. Jetzt ist es mir geworden

dieses Glück, und ich kann nicht Worte finden meinen Dank auszudrücken.

Der Pfarrer ward ergriffen. Ein Etwas, ihm selber unbewußt übermannte ihn, daß er, während er dem Knaben tief in das dunkle Auge schaute, als wollte er, dessen innerste Seelengedanken erforschen, diesem die Hand auf die Schulter legte, und jede Rücksicht außer Acht lassend sprach:

„So viel Glauben wird selten in Israel gefunden. Geh hin mein Sohn, dir hat dein Glaube geholfen. Eine solche Seele kann im Leben nicht untergehn."

Der ganze Vorfall, an sich etwas Zufälliges, hatte seinem Anscheine nach nichts von Belang an sich. In der That jedoch war er von größter Wichtigkeit und Einfluß auf Benjamins künftige Lebensgänge. Hier hatte er einen Priester zu Gesichte bekommen, der zugleich Seelsorger, und einen Seelsorger der zugleich Priester war. Im eigenen Hause dagegen kannte er nur Priester die keine Seelsorger, und Seelsorger die keine Priester sind.

Denn man muß wissen, daß ein Judenrabbiner und ein Judenpriester zwei himmelweit verschiedene Dinge sind. Zum Ersteren kann anhaltendes Studium verhelfen. Das Zweite ist ein Vorzug der Kaste, ein zufälliges Geschenk der Geburt. Im Judenthume wird noch heute der Priester geboren. Der von Aron und dessen Söhnen sein Stammregister herleitet ist Priester. Wohl hat die Eintheilung nach Tribus, die alte Clansordnung der Juden, schon längst aufgehört. Ihre Stammtabellen sind bei der Zerstörung Jerusalems durch Trajan und Titus verloren gegangen, und Keiner von ihnen weiß mehr, ob er zum Stamme Juda, Benjamin, Issachar, oder sonst einem von den Söhnen Jakobs gehört. Indessen wollen sie doch behaupten, daß die Abkömmlinge der Kinder Arons und die Leviten sich rein und unvermischt erhalten

hätten. Allerdings dürfte dieses zu beweisen, und sich darüber zu legitimiren den meist dabei Betheiligten, den Priestern und Leviten sehr schwer fallen. Ihre Ansprüche durch rechtskräftige Dokumente geltend zu machen, ist ihnen jedenfalls unmöglich. Genug sie behaupten sich in ihrem Rechte. Dieses aber besteht in weiter nichts, als daß sie an den hohen Festen des Jahres Ostern, Pfingsten, Neujahr, Versöhnnngsfest, Laubhüttenfest den Segen über die Gemeine sprechen.

Burlesk genug.

Ehe der Gottesdienst aus ist, nach dem vorgeschriebenen Gebethe Mußav, gehen die Priester in die Vorhalle der Synagoge hinaus, wo sie die Schuhe ablegen, und die Leviten den Dienst versehen ihnen die Hände zu waschen. Dann kommen sie herein, steigen unbeschuht zur Bundeslade hinauf, ziehen das Taleth, ein Tuch aus Wolle oder Seide von weißer Farbe mit den sogenannten zehn Geboten dran, über den Kopf, und stemmen die beiden Hände, den Daumen der einen an den Daumen der andern gestossen, den Zeigefinger der einen an den Zeigefinger der andern gelegt, mit den übrigen Fingern eine kabalistisch-mystische Figur bildend vor die Stirne. Darauf beginnt der Herenschabbes. Der Vorsänger trillert erst das ganze Wort, womit die Segensformel beginnt, die Gemeinde respondirt, und die Priester oben brüllen das letzte Wort, es in seine einzelnen Sylben zerstückelnd, wie ein Stammelnder der eine Arie singt, und die Textworte zerhackt. Das gibt eine Harmonie wie Eulengeheul und Unkenruf. Dieß macht aber nichts. Die Herrlichkeit Gottes thront dem Priester doch zwischen den Fingern, indem sie das Volk segnen, so zwar daß wenn einer aus der Versammlung während dieser Function zu ihnen hinauf schauen würde, dieser erblinden müßte. — Benjamin war einmal so vorwitzig, verstohlen zu den segnen-

den Priestern hinauszublinzeln. Der Schelm wollte nur ein klein Bischen schauen, wie denn so eine Herrlichkeit Gottes die zwischen den Fingern der Koinem (Priester) thront, ausschaut. Und schau, seit der Zeit wurde sein jüdischer Glaube auf dem linken Auge blind. — Das ist jetzt das priesterliche Amt bei den Juden. Das eigentliche Amt der Priester, die einst die Mittler zwischen Gott und dem Volke waren, und in diese Würde in dem zu hoffenden messiamisch jüdischen Reiche, wo es wieder blutige Opfer zu bringen geben wird, in ihrem alten Glanze wieder eingesetzt werden sollen, ist dermalen unter den Juden erloschen. Eigentliche Seelsorger die über Koscher und Nichtkoscher, über die Streithändel entscheiden, Ehen kopuliren und scheiden, predigen, Gelübde entgegennehmen und wieder davon entbinden, sind die Rabbiner; und sonderbar genug, aus dem Stamme der Priester und Leviten geht höchst selten ein Rabbiner hervor.

Dieses Alles so im Zusammenhange neben einander zu reihen, oder gar Vergleiche anzustellen, darauf wäre Benjamin von sich und aus sich selber heraus, gewiß so geschwind nicht verfallen. Dazu war bis jetzt noch keine Veranlassung gewesen. Diese gab ihm erst das Begegnen mit dem Pfarrer und dessen Verhalten ihm gegenüber. Die liebenswürdige Persönlichkeit des Geistlichen gab zuerst den Anstoß, zu einem Vergleiche in Gedanken mit der unerquicklichen Persönlichkeit des Rabbiners. Von der Parallele zwischen den Personen war, auf dem Wege der Ideenverbindung, kein weiter Sprung zu dem Nebeneinanderhalten der Würden. Beim Abwiegen aber des Rabbinismus ohne Priesterthum, und des Priesterthums ohne Rabbinismus gegen das Seelsorgeramt im Priesterthume der christlichen Kirche, neigte sich das Zünglein zu Letzterem hin.

Allerdings ist, die Wesenheit des Priesterthums recht aufgefaßt, nicht immer nothwendig, daß der Priester zugleich

Seelsorger sei; aber der Seelsorger ohne den Priester ist ein Unding.

Bei der nächsten Zusammenkunft erzählte Benjamin seinem Herrn Ottfried, auf welche Weise und wie er mit seiner Hochwürden dem Herrn Pfarrer zu sprechen kam. Darauf entwickelte er die ganze Folgenreihe von Gedanken, welche jenes Begegnen in ihm entwickelt hatte. Ottfrieds klarer Blick sah genau ab, daß wenn der Knabe so fortfahren würde zu folgern, wie er begonnen hatte, seine Gedanken entwickelnd über Gott, die Nothwendigkeit der Vermittlung zwischen Gott und dem Menschen, und über das von der Vermittlung untrennbare Priesterthum, er zuletzt im Judenthume sich von einer ganz andern Zwangsjacke werde eingeengt fühlen, als die war, in welche seine Glieder jetzt eingeschnürt waren. Mit dem eingeengt und eingeschnürt sich fühlen hätte es soweit keine Gefahr gehabt. Das Drängen aus dem Zwange heraus zu kommen, und die Art und Weise aus dem Zwangskleide sich heraus zu schälen, die erst konnten gefährlich werden. Der Endausgang, entweder zu der wahren Freiheit im Glauben zu gelangen, oder zu versumpfen in der Knechtschaft der Emanzipation des Fleisches, in den Maremmen des Unglaubens, lag hier ganz nahe bei einander. Zu dem Ersteren, der Freiheit im Glauben zu gelangen, wäre so leicht nicht gewesen. Der Weg den Benjamin hätte einschlagen müssen, ging durch ein wirres Gewinde eines unabsehbaren Labyrintes von Schwierigkeiten und unvoraussichtlichen Vorkommnissen. Dagegen in das andere, in die Emanzipation des Fleisches, in den Unglauben, hineinzugerathen, und in demselben unwiderbringlich sich zu verlieren, brauchte es nicht viel. Ein unrechter Schritt, ein einziges Ausgleiten, und es war geschehen. Das Fleisch ist ohnehin ein lockerer Lockvogel, der auch den Gläubigen, der es schon von gestern und ehegestern ist, aus dem

Glauben herauszuschwatzen, einen nur zu geläufigen Schnabel hat, sintemalen er seine Weisen, die ihm der Teufel auf der Drehorgel der Begierlichkeit eingeleiert hat, mit tausend Variationen gar verführerisch und pfiffig pfeift. Wer will den erst Strebenden so leicht davor bewahren? Da meinte Ottfried, und meinte auch recht, könnte nur die Einsicht, welche nicht Fleisch und Blut gibt, zum Rechten führen. Darum war er entschlossen, auf Benjamins Auseinandersetzung weder ja noch nein zu antworten, sondern die Sache ihren Gang ohne weitere Einmischung ruhig gehen zu lassen. Dieß wäre jedenfalls auch das Gescheiteste für den Augenblick gewesen.

Da fuhr ihm Benjamin ein Deus ex machina durch den Plan, zu schweigen, und gab der Sache eine ganz andere Wendung. Als er fertig war, fragte er was denn Herr Ottfried von seinen Ansichten halte?

Dieser antwortete.

„Ich bin nur ein Mensch und meine Worte sind Luft und Schaum, welche zerfließen. Aber was dir und jedem Menschen der Geist geoffenbart hat, und noch offenbart, das ist wahr, das ist ewig, daran halte dich! Mehr kann und darf ich dir für jetzt nicht sagen."

Das war gefehlt.

Ottfried hatte mit diesen Worten den Mantel eines Mystizismus umgeworfen, der himmelweit von der tiefen Mystik seiner Kirche verschieden ist. Die sich selber strafende Folge seines Mißgriffs war, daß er in seinen Worten in das Gebieth des Irrthums hinüberschweifte, während er das Wahre dachte. Der Geist den er meinte ist schon der rechte. Dieser allein und kein anderer hat die göttlichen Geheimnisse geoffenbart, und zwar für jeden Menschen, aber nicht jedem Menschen unmittelbar. Das ist nichts weniger als gleichgiltig, weil es sonst so viele Propheten als Menschen gäbe, selbst

keinen einzigen Narren ausgeschlossen. Das ist ja eben das Wirrsal und die Ketzerei unserer Zeit, daß jeder Narr sich für einen Propheten ausgibt, und auch als Prophet passirt, der seine Offenbarungen vom Geiste hat.

Auch dieß ist nicht in Abrede zu stellen, daß wahr sei, was Herr Ottfried eigentlich meinte. Von demselben Geiste der einzelnen bevorzugten Menschen für alle Menschen geoffenbaret hat, kam und kommt auch fort und fort alles Gute, Schöne und Edle was jeder einzelne Mensch in der Idee denkt, begehrt, anstrebt und mit der That schafft, und in's Leben ruft. Der Mensch hat, seiner Freiheit unbeschadet, Nichts von sich selber. Alles ist ihm gegeben, selbst die Freiheit. Wer das läugnet ist ein hochmüthiger Thor von der Legion der Genarrten, die noch immer von dem verstunkenen alten Schlangenquarke: „Und ihr werdet sein wie die Götter," sich ködern lassen, in jedem Quark die Nase zustecken, und dabei verkommen aus Mangel an gesunder Nahrung, die sie berückt und verrückt, muth- und böswillig von sich gestoßen haben. Aber das Gute, Schöne und Edle was der einzelne Mensch, denkt, will, anstrebt und schafft, und vom Geiste hat, ist noch keine unmittelbare Offenbarung. Das Gute, Schöne und Edle des Menschen ist relativ, weil unvollkommen und dem Wechsel unterworfen, und zuletzt doch nur Stückwerk. Die Offenbarung aber in ihrem Zusammenhange ist absolut, weil sie ein unveränderliches vollkommenes Ganzes, und ganz vollkommen ist.

Herr Ottfried hätte also die Offenbarung gänzlich aus dem Spiele lassen sollen, wenn er es scheute, seinen Jünger auf den ganzen Umfang der Offenbarung zu verweisen.

Dieß zu thun, meinte er, wäre noch nicht an der Zeit, und verwirrte seinen Schüler durch die Halbheit seiner Maßnahme, ihm etwas und doch nichts zu sagen, anstatt ihn auf die rechte Spur zu leiten.

Benjamin hatte gehört, daß der Geist offenbart. Was Offenbarung ist, war ihm schon von früher klar, was das für Geist sei, welcher offenbart, blieb ihm unklar. Wo es also schien, als wollte ihm da ein einfallender Lichtschimmer die Richtung zeigen, stieß er wieder dort im Dunklen an eine Wand, die ihm den Weg verrammelte. Deswegen konnte er sich in keines recht hinein finden, und aus keinem mehr herauswinden.

In der Fassung in welcher Ottfried ihm den Geist zeigte, hätte er auch im Talmud nach demselben forschen mögen, und ihn dort richtig gefunden. Was dem Rabbi eingibt zu entscheiden über Koscher und Nichtkoscher ist sein ihm octroirter Geist. Hätte er bei einem Quäker angefragt was der Geist ist, der jedem Menschen offenbart, der würde ihm den bündigsten Aufschluß gegeben haben. Du hast recht gesprochen Freund!" hätte dieser gesagt, „von dem Geiste der jedem Menschen offenbart. Es fehlt nur noch, daß du ihn recht kennen lernest. Komm mit mir, ich werde dir den Geist der offenbaret zeigen, daß du ihn mit Händen greifen kannst. Wenn Bruder Obodia tanzt, und Schwester Sephora ihm entgegentanzt, haben sie den Geist. Was sie dann im Geiste verzückt vorbringen, ist untrüglich. Daran kannst du dich ohne zu irren halten. Hätte er bei einem Pietisten angeklopft, um zu hören, was der Geist sei der offenbart, der hätte sich salbungsvoll vernehmen lassen: „Wer in dem Blute des Lämmleins sich berauscht, der fühlt im Herzen vom Wehen des Geistes sich selig beseligt, schwebend im Honigseim des Kelches der blauen Paradiesesblüthe." Hätte er bei dem Orthodoxen auf den Strauch geschlagen in Punkto des Artikels Geist, der hätte ihm das Symbolum unter die Nase gehalten, mit der Zumuthung auf dasselbe zu schwören; der Geist würde dann sicher nicht ausbleiben, sich zu offenbaren. Was

ist denn der Geist anders als die Orthorie in Bäffchen und Perücke? Wäre er endlich bei den Rationalisten vorgefahren, da hätte es einschlagen müssen: „Die Offenbarung des Geistes ist das Universum, du selber bist eine Emanazion des universellen Geistes. Was dir nicht klar ist, ist für Keinen wahr. Darum ist nur das Greifliche wahr, und nur das Wahre greiflich. Zwei mal zwei sind vier, das ist der Grundaxiom alles Wissens. Darin liegt der Geist, daß du dir die vier auf die Hand zählen kannst. Die Realität, das sage ich dir, das ist das unabweislich einzige Gründliche. Hast du dich erschwungen, das Massenhafte groß zu finden, dann hast du den Geist siegreich bezwungen."

Wirklich wurde es Benjamin in der Folge nicht erspart, die Argonautenfahrt im Suchen nach dem Geiste zu machen. Er mußte an vielen Küsten landen, immer wieder unbefriedigt, nach kurzem Aufenthalte, von dannen ziehen. Wäre ihm zuletzt bald geschehen, daß er vor lautem Suchen nach dem Geiste, den letzten Rest des Geistes der angeborenen gesunden Vernunft verloren hätte. Glücklicherweise nahm sich endlich der Geist seiner an, der rechte, den Ottfried gleich anfänglich meinte, und den bei dem wahren Namen zu nennen uns nichts abhält, als, daß wir dem sich entwickelnden Gange der Geschichte nicht vorgreifen wollen.

Wie aber konnte es doch geschehen, daß so ein erfahrener Schulmann, der Ottfried war, so einen argen Mißgriff that?

Nun, war auch ihm einmal was Menschliches begegnet. Er hatte sich überraschen lassen. Wäre ihm nicht geschehen, hätte er sich in den Gedanken, Benjamin auf seine Erörterung nichts zu entgegnen, nicht so fest eingefahren. Ist immer so mit dem Festeinfahren in einen Gedanken, ein System oder sonst ein Ding. Ein kleiner Nagel biegt sich unversehens

um, es hapert irgendwo, und der Wagen, aus dem Geleise geworfen, liegt im Graben. Es wäre unbezweifelt das Klügste gewesen, so wie es Herr Ottfried wollte, die heikliche Untersuchung, in welche sich Benjamin eingelassen hatte, dermalen gänzlich fallen zu lassen. Für einen so wichtigen Gegenstand war der Knabe noch nicht reif. Indessen hätte es dem klugen Plane Ottfried's, die Sache nicht weiter fortführen zu lassen, gar keinen Eintrag gethan, wenn er nebenbei sich doch gefaßt gemacht hätte, auf den Fall, daß gerade an seinen Entscheid sich Benjamin in so wichtiger Lebensfrage werde lehnen wollen. Ja, was lag denn mehr auf der flachen Hand, als, daß Benjamin fragen werde, was meinen Sie zu dem Allen, Herr Ottfried? War er es doch an dem Knaben gewohnt, als dessen vor allen geehrte Autorität nirgends umgangen zu werden, wo es sich für ihn um was Bedeutendes handelte. Bei solcher Wendnng hätte es statt alles Weiteren genügt, dem Knaben einfach zu sagen: Du, das laß du vor der Hand einfach auf sich beruhen, das ist noch zu hoch für dich. Und es hätte damit sein Bewandtniß gehabt, und es wäre wenigstens nichts verdorben worden.

Aber auf diese Weise wird's leider auch bei der Erziehung im Großen, bei der Völkerregierung sehr häufig verdorben. Weil es so und so lange, so und so und so gegangen, wie die Völkermentoren gemeint haben, denken sie, daß es so und so und so noch weiter fortgehen werde, wie sie es sich selber, und Andern weise vorgezeichnet haben. Dabei immerhin zu horchen, ob es sich nicht rege, daß es einmal nicht so und so und so gehen könnte, und das ganz Kleine, Kleine: „Es könnte doch anders kommen, wie ich dachte, wie dann?" sich in Reserv zu halten, versäumen sie. Sie bauen einmal ihre Barrikade: „Nein, es kann nicht anders kommen", und halten sich für sicher dahinter. Die Barrikade aber ist nur ein

Hinderniß für sie, zu dem Volke hinabzusteigen, wenn es Bedürfniß wird; das Volk jedoch hindert sie nicht, zu ihnen hinaufzusteigen, und mit ihnen Abrechnung zu halten, wenn die Zeit kommt. Und siehe, die Zeit kommt, und mit ihr kommt, was hätte nicht kommen können, wenn ihre Rechnung richtig gewesen wäre, und es ist nicht gut.

Ottfried hatte sich überraschen lassen. Dieses entschuldigt ihn doch in Etwas dafür, daß er, wo er es gerathen hielt, keine entscheidende Antwort zu geben, sich in mystisches Dunkel hüllte, anstatt klar und entschieden, gestützt auf die ihm mit Recht zukommende Autorität, fest zu sprechen: Das darfst du jetzt noch nicht wissen wollen, eben darum, damit du es in seiner ganzen Tiefe erkennen mögest, wenn es Zeit sein wird. Was aber entschuldigt die Kirchen- und Staatenkatecheten, daß sie klar machen wollen, was ewig ein Mysterium bleiben muß, und unklar im Dunkeln lassen, was jedem Menschen wie die Luft, die er zum Athmen braucht, durchsichtig sein soll. Das Glaubens- und auch das Staatenleben hat seine Mysterien. Vor diesen müssen auch diese eine ehrfurchtsvolle Scheu haben, zu denen, so wie in der Kirche, auch im Staate der Meister gesprochen: „Gehet hin, und lehret alle Völker in meinem Namen. Das Werk des Klarmachens — das anrüchige „Aufklären" sei hier nicht gebraucht — wo Klarheit von Gott geboten ist, aus der Hand legen, weil das Werk schwer sei, oder gar, weil man Gefahr darin wittert, ist eine Sünde in den heil. Geist, die weder diesseits, noch jenseits nachgelassen wird. Nur zu schwer hat es sich in Kirche und Staat gerächt, daß es bei so Wenigen zum durchgreifenden Verständniß kommt, wie die Welt nur dadurch erlöst werden konnte, daß aus Gehorsam der Freieste freiwillig der Unfreieste wurde, weil nur der vollkommenste Gehorsam die ganze alte, große Weltschuld, die eben nur durch den Ungehorsam herbei-

geführt worden, sühnen konnte. Nur das klare Bewußtsein, Freiheit könne nur neben Gehorsam, und Gehorsam neben Freiheit bestehen, kann die Welt retten. Das war die Seele von Griechenlands und Roms Größe in ihrer schönsten Blüthe, das ist eines von den Wundern, wodurch es zwölf armen Fischern möglich geworden, die Welt zu besiegen. Ja, von der Aufrechthaltung des Gesetzes des Gehorsams, hängt wie von dem Gebote der Liebe, die ewige und zeitliche Wohlfahrt ab.

Wollt ihr es anders wissen, ihr falschen Apostel der Freiheit, die ihr mit dem Gruße: „Sei frei!" der Welt den Judaskuß gebt? Wen verführt ihr? Nur die, an denen nichts mehr zu verführen ist. Ihr seid Kuppler eueres Zeichens, die ihr eine Freiheit auf den Markt führt, die wahrhaftig eine res publica ist, sie ist eine Gassenhure, die sich auf offener Gasse von jedem liederlichen Gassenjungen prostituiren läßt. Gassenjungen sind's, von denen ihr euch den Kuppelpelz verdient. Der Vorwitz, abzusprechen über Geheimnisse, die kein Menschenverstand ergründen kann, die Bequemlichkeitsliebe, Andere für sich denken zu lassen, und wie dumme Hämmel den Leithammel ohne Ueberlegung zu folgen, wo es heißt, ein Königreich für einen selbst gedachten Gedanken, die Anmaßung, sich Lasten aufbürden zu wollen, für welche die Schultern eines Atlas fast zu schwach wären, die Trägheit, nicht einen Finger zu rühren, wo ein Stück Arbeit die Welt retten könnte, und der Wille zu ernten, wo man nicht gesäet hat, je nachdem es Einen gelüstet; und „Was ihr wollt" mit Allen zu spielen, Allen Alles verheißend, die sich von euch dupiren lassen, jenes Wünschen, und dieses Maulmachen ist der trübe Brei, den ihr in die Zeitströmung schüttet, um das Wasser zu trüben, damit ihr in euerem Interesse im Trüben fischen könnt. Es sind aber noch deren genug, die euch kennen, und denen es mit Gottes Hilfe zuletzt doch noch ge-

lingen wird, Euch mit der Kupplertafel um den Hals an den Pranger zu stellen, daß Jedermann wird deutlich lesen können das: „Wegen Kuppelei." Man kennt euch schon, wer ihr seid. Ihr seid Unbeschnittene, die ihr den beschnittenen Dukaten der Beschnittenen zu Liebe, euch an der heidnischen Vorhaut euerer Gesinnungslosigkeit beschneiden lasset. Ihr Andere wieder seid am achten Tage Beschnittene, die ihr künstlich euch eine Vorhaut der Treulosigkeit wachsen läßt, um euch unerkannt unter die Unbeschnittenen mengen zu können, wie der Wolf den Schafpelz umnimmt, um die Schafe zu berücken. Gebt euch keine Mühe. Wenn ihr auch den ganzen stinkenden Leichnam in den Schafpelz wickelt, die schamlose Stirn müßt ihr doch nackt lassen, daß alle Welt das eingebrannte „Hepp, hepp" darauf deutlich lesen kann.

Ihr schmeichelt euch zu viel, wenn ihr selbstzufrieden euch die Hände reibt, und glaubt, daß ihr es seid, die die Welt in Brand gesteckt haben. Ihr seid nur die Zigeuner, welche die Verwirrung benützen, aus dem brennenden Hause wegzustehlen, was immer zu erhaschen ist. In Brand gesteckt die Welt haben die, welche in ihrer Schlechtigkeit und Kopflosigkeit die Welt absolut zu regieren, und den alten Herrgott auf halben Sold zu setzen sich angemaßt haben, weil es noch Leute gab, welche den alten Herrgott doch noch mehr fürchteten, als die absoluten Weltregenten. Das war nach ihrem Absolutismus freilich polizeiwidrig, daß ein Wesen, und sei's auch der alte Herrgott, mehr Geltung in der Welt haben sollte, als die absoluten Herren. Darum kuranzten sie den Alten, und stellten ihn unter polizeiliche Aufsicht, wiesen ihm das Sündengeld von einer Pension im Bureau des Polizeiministers an, gegen monatliche gestempelte Quittung zu erheben. Tanzte der Alte nicht wie sie pfiffen, konnten sie ihm gleich die Temporalien sperren. Der alte Herrgott ließ sich dies Alles

gefallen, um die Welt wegen ihrer eigenen Schlechtigkeit zu züchtigen. Denn als die Zeit kam, stieß der alte Herrgott die Polizei von dem Altare, auf welchen sie die Absoluten gesetzt hatten, und jetzt brannte es an allen Ecken, und da, als die Welt brannte, wurdet ihr Nachtvögel beim hellen Lichte von der Brandfackel aus euerer Dunkelheit aufgescheucht, und jetzt flattert ihr den erschrockenen ehrlichen Leuten um die Köpfe. Doch gemach, wenn die Welt für ihre Sünden wird genug gezüchtigt sein, wird Gott der Herr den verwüstenden Brand auslöschen. Aus der Asche wird ein verjüngter Phönix aufsteigen. Im Glanze der strahlenden Sonne der Morgenröthe zum Bessern, wird er sein Gefieder spiegeln. Helllichter Tag wird es werden, und ihr wieder in euere Finsterniß zurückgescheucht werden. Und es wird das wahrste Zeichen der wahren Freiheit und Aufklärung sein, daß sich Niemand wird finden, der von e u e r e r Freiheit und Aufklärung wird was hören wollen.

XX.

Benjamin bekommt einen Chawer.

Allgemach rückte der Augenblick näher, wo Benjamin durch den Feuerofen der Versuchung geführt, und erprobt werden sollte, ob er wirklich ein Berufener sei. Die Probe war nicht leicht, die Gefahr, in welche er umkommen konnte, nicht geringe.

Zuerst verlor Benjamin seinen guten Genius von der Seite. Herr Ottfried wurde in die einige Meilen entfernte Kreisstadt zu einem höheren Wirkungskreise berufen. Benjamin glaubte beim Abschied vor Schmerz vergehen zu müssen. Ottfried mahnte ihn wieder an sein Versprechen, Mann zu sein, da überdies nur einige Meilen zwischen ihnen lägen,

und dies noch immer nicht so weit sei, als wenn der Herr Benjamin's alten Freund aus der Welt abberufen hätte. Benjamin fügte sich seinem Loose. Zudem ward ein Briefwechsel verabredet und fleißig unterhalten. Auch der Austausch mit Büchern hörte nicht auf, sogar des Pfarrers Bibliothek blieb Benjamin noch nach Ottfried's Entfernung zugänglich, nur daß die Bücher, aus gewissen Rücksichten, den Umweg nahmen, von dem Pfarrer an Ottfried, und von diesem wieder an Benjamin gesendet zu werden, und so umgekehrt.

So weit ging Alles gut. Aber das lebendige, die bösen Geister beschwichtigende Wort Ottfried's fehlte doch zu sehr. Benjamin war jetzt allein, für seine bessere Belehrung bloß auf die Todten angewiesen, die immer etwas von dem Moderstaub ihrer zerfallenen Vergangenheit in das Leben hineinrütteln. Es heißt, der Buchstabe tödtet, nur der Geist beseelt, weil das Alter aus dem todten Buchstaben den lebendigen Geist herauszulesen, auch seine Reife haben will. Jenes ist keine Sache von dem Unmündigen, sei es an Jahren, sei es am Verstande, zu verlangen. Geschieht's doch, und geht's dann schief, ist nicht die Schuld an den armen Unmündigen, wenn sie gar nie geistig mündig werden wollen.

Gebt der zarteren Jugend im lebendigen Worte das Leben in der Erkenntniß zu kosten, ehe ihr daran geht, die warme Jugend mit dem kalten Tode allein verkehren zu lassen.

Wundert's euch, daß gerade die talentvollsten Kinder das A-B-C-Täfelchen mehr scheuen, als der Teufel den Weihbrunnen? Die talentirteren Kinder, die voll Leben und Bewegung sind, sie können nicht anders, sie müssen sich fürchten vor den starren, unbeweglichen Buchstaben. Sie schauen da lauter Leichen liegen auf dem Papiere. Das macht ihnen kalt über den Rücken laufen. Daß doch die Erwachsenen es gar nicht

beachten wollen, weil sie schon lange darüber hinaus sind, wie sehr lange jenes widerwärtige Gefühl im Herzen nachbebt.

Dies ist, was den Geschmack an der Wissenschaft verleidet.

Der Anfang zum Lernen muß zumeist mit Zwang gemacht werden, und bei Vielen dauert der Zwang lange fort. Der Zwang aber beim Lernen ist nur gut, Pedanten und ausgetrocknete Bücherwürmer zu bilden. Wollt ihr für das Leben unverkümmerte Gelehrte haben, bringet gleich für die Kinder und Knaben Leben mit dem frischen Hauche eueres nachhelfenden Wortes in den todten Buchstaben hinein, und thut euch, mit euerer Besprechung über den Gegenstand Licht verbreitend, zu den Jünglingen, wenn sie lesen. So vermögt ihr durch den Geist, den ihr in die Lektüre hineintragt, daß wieder heraus aus dem Buche der Geist des Gelesenen den Lesenden geistig anspricht. Auf diese Art wird die schwere Kunst, ein Buch zu lesen, die so Wenige verstehen, am ehesten mit Nutzen erlernt.

Von Benjemin, mit seiner feuerigen Begierde zu lesen, braucht nicht erst gesagt zu werden, daß er von einem wahren Büchergeize besessen war. Er konnte nicht genug Bücher zusammenschleppen, wie etwa ein leidenschaftlicher Schütze eine nicht genug glänzende Gewehrkammer haben kann. All' sein bischen Taschengeld wurde auf diese Liebhaberei verwendet. Jede noch so alte Scharteke hatte, wenn sie zu ihm den Weg gefunden, an ihm gewiß einen Käufer. So lange Ottfried um ihn war, schadete das nichts. Diesem mußte jedes gekaufte Buch gezeigt werden, und wenn es für den kleinen Verstand nicht taugte, oder nur etwas nach Contrebande zu riechen den Schein hatte, wurde es einstweilen ad acta gelegt. Daß der Erzieher den Zensor machte, ist so gut in der

Ordnung, als es natürlich ist, daß die Geistesbildung der zartesten Jugend nicht zensurfrei sein darf. Ottfried machte bei diesem Geschäfte nicht viel Federlesens. Er brauchte nur zu sagen: „Das verstehst Du noch nicht, das lege zurück, bis Du mehr gelernt hast, indessen lese Du nur das, was ich Dir empfehle", und das genügte. Das auf den Index gesetzte Buch wurde in den Bücherschrank gestellt, und nicht wieder angeschaut. Dies wurde größtentheils anders, als Ottfried weg war. Jetzt konnte doch nicht über jedes Buch bei jenem Rath eingeholt werden.

So konnte es nicht ausbleiben, daß Benjamin manches Buch in die Hand bekam, welches für ihn nicht taugte. Sonderbar genug, daß trotz seines guten Herzens satirische Werke ihn besonders anzogen. Vielleicht mochte die Ursache davon darin liegen, daß seine nächste Umgebung ihm gleich die karrikirtesten, lebendige Illustrazionen zu dem Texte lieferten. Bedenklicher war es, daß er aus solchen Büchern unmerklich lernte boshaft sein. Nach der Zeit konnte er schon ein Giftwort, welches glühende Schamröthe auf die Wangen des Betroffenen jagte, mit kaltem Blute sprechen, und sich an der Verlegenheit des Beschämten weiden. Er hatte später, als er zu besserer Einsicht kam, genug zu thun, diese gehäßigste aller bösen Neigungen aus dem Herzen zu reißen.

Einstweilen bekam er eine andere Buße auf für diese seine sträfliche Neigung.

Bocher Abraham hatte sich zwar für die letzte Niederlage in jener astronomisch-polemischen Affaire an Benjamin empfindlich gerächt; aber einen gewissen Respekt behielt er doch seit der Zeit vor dem Teufelsjungen. Sein Aberglaube, der scharfe Kappzaum eines jeden Dummkopfs, ließ ihn in seinem Schüler einen Incubus vom bösen Geist besessen sehen, mit dem es nicht gut sei, Kirschen zu essen. — Frau Rachel würde

sich schönstens für das Compliment bedankt haben, hätte sie darum gewußt. — Woher sollte, nach Abraham's Talmudslogik, dem zwölfjährigen Knaben nur die Vermessenheit gekommen sein, sich klüger zu dünken, als die Rabbiner? woher der Verstand in dem Unmündigen, die grauen Knasterbärte so tüchtig zu zausen? Das konnte nur im Namen und mit Hülfe Beelzebubs geschehen. Es war gerade nicht anders möglich. Daher fürchtete er, mit dem Gefährlichen allein zu sein. Also lag er immer der Frau Baruch in den Ohren, daß Benjamin besser lernen würde, wenn er einen Chawer (Kameraden) hätte. Frau Rachel gab endlich nach, und gestattete dem Bocher, für ihren Benjamin aus der lieben, hoffnungsvollen Jugend der Gemeinde einen Chawer auszusuchen. Die Wahl fiel auf einen gewissen Jaickew Redlich, (Jakob Redlich), den Sohn eines gewissen Judele Schames (Judas des Synagogendieners), so genannt, weil er einmal den Synagogendiener gemacht hatte.

Mein lieblicher Jaickew Redlich war Alles, nur das nicht, was sein Familienname bedeutet. Einen ärgern heuchlerischen Tukmäuser, Ohrenbläser, Postenträger, Ehrabschneider, aller Tücken volles Herz kann es nicht geben, als dieser Redlich war. Jeder Zollbreit an ihm war ein Lügenstrafen seines Namens. Und erst sein liebreizendes Exterieur! Benjamin war ein Schwächling, gegen diesen aber ein wahrer Agaz, Me Gag von Riesen. Der ganze Kerl von Redlich sah nicht anders aus, als hätte sich Einer den traurigen Spaß gemacht, ein ausgetrocknetes Kinderskelett mit lauter Maikäferflügeln wie mit einer Haut zu bekleiden, und diese Figur für einen Wechselbalg sehen zu lassen, mit dem ein Weib niedergekommen. In dem ganzen Burschen kein Tropfen Blut, nichts als Knorpelwerk, mit der gelblich fahlen Haut überzogen. Ein Zoolog würde ihn in die Klasse der Weichthiere

geworfen haben, weil sein einziges thätiges Lebensorgan der Magen mit den zumeist ausgebildeten Freßwerkzeugen war, denn der Zwerg konnte fressen, daß er sich mit Riesen messen konnte, und für ein Dölkel (jüdisches Backwerk) hätte er die Seele seines Vaters verkauft. Doch was ihm die Natur auf der einen Seite versagte, legte sie ihm auf der andern im Uebermaße zu. Um sich davon zu überzeugen, mußte man nur hören, wie lieb Jaickew pletkenen (klatschen) konnte, mehr als sechs Basen und zwölf Gevatterinnen auf dem jüdischen Plaudermarkte, Schnokes machen (Possen treiben), zumal verstand er, daß Schimschele Narr[26]) ein Hund gegen ihn war. Alle seine übrigen glänzenden Talente aber überstrahlte seine ausgezeichnete Gabe, Maisses (Geschichten) zu erzählen, eine besonders empfehlende Eigenschaft an einem Juden in den Augen seiner Glaubensgenossen. In dem Stücke war die Sultanin Scheherezerade, die weltbekannte Erzählerin der Mährchen der Tausend und einer Nacht, eine hirnlose, stumme Gans im Vergleich mit Jaickew. Kam ein fremder Chasen (Vor- und Synagogensänger) in die Gemeinde (denn auch die Virtuosen unter den Juden reisen auf ihre Kunst), mein Jaickew sang ihm vom Erstenmalhören all' seine Negunem (Motetten) nach, und das mit einer Stimme wie ein Kanarienvögele, sagten seine Freunde (wie ein fistulirender Esel, würde ein gebildeter Musiker gesagt haben beim Anhören von Jaickews Singsang).

So sah der Chawer aus, mit dem Benjamin zusammengekoppelt wurde.

Diese koschere Liebenswürdigkeit mußte natürlich bald Bocher Abraham's Herzpünktchen werden. Denn man muß nur die Wirthschaft gesehen haben, die diese Beiden trieben, und es lag auf der Hand, daß diese zwei schönen Seelen innigst miteinander sympathisiren mußten. Da sitzt Bocher Abraham

zusammengehockt wie der Orangoutang in Büffon's Naturgeschichte, vor ihm der dickleibige Talmudfoliant; ihm zur Rechten Benjamin, zur Linken Jaickew, ebenfalls über einen dicken Folianten. „Hoben also unsere Rebbonen gepasket (nach reiflicher Ueberlegung entschieden), daß ä Gans in deren Mogen de Kachen (Köchin) beim Aufmachen ä Nodel gefunden, welche dä Gans bei Lebzeiten geschlukt, daß dä Gans, sog iech, aufgepaßt Jungens, daß die Ga — ne — s trefe sei (nicht genossen werden darf), denn wenn sie nicht wäre geschacht worden, hätte sie doch pegern (sterben) müssen, un ä Newele (Aas) darf man nit essen", mäckert er mit einer Cadenz, und klatscht dabei in die Hände. „Verstanden, Jungen?"

„Woil, woil" (wohl wohl), entgegnete Jaickew, und springt vom Stuhle auf. „Aber ä Kasche muß iech frogen", und stellt die spitzfindige Frage, wobei er sich von einem Fuße auf den andern wiegt, und fleißig in die Hände klatscht, wie's denn wäre, wenn die Köchin gar keinen Magen in der Gans gefunden hätte?

Mit Freude leuchtenden Augen über seines Schülers Scharfsinn erwiederte Abraham: „Hundert Johr sollst Du leben, mei geziertes Malches (mein kleiner Prinz). Dos is ä Sechel (Verstand). Die Kasche frogt ach Toisephes. Nu wenn du Row wärst, die Schie (Gnade) es zu waren, warste gewis noch hoben, was welst du darauf paskenen; denk ä bissele noch, mei Chajes (mein Leben)!" und Jaickew pasket, daß die Gans auch in diesem Falle trefe sei, weil sie hätte an der Magenschwindsucht verkümmern müssen. Neue Freude für Abraham. Denn wie sein Schüler, pasket auch Toisephes. So ging's Tag für Tag, Stunde für Stunde. Wiekonnte es da anders kommen, als daß Jaickew Abraham's Herz ganz besaß?

Den Schatz gönnte Benjamin dem Wechselbalge von ganzem Herzen. Im Anfange ergötzte er sich recht weidlich im

Innern an dieser wahrhaften Affenkomödie, welche die Beiden, Bocher Abraham und Chajes Jaickew vor ihm aufführten. Aber bald ward es ihm zu viel, weil es in der That für einen gescheidten Menschen nichts Aergerlicheres gibt, als Hamlet's: Gott gab euch ein Gesicht, und ihr verhunzt es" immerfort, und sei's auch nur auf zwei Nebenmenschen, anwenden zu müssen. Und hier mußte er dabei sitzen mehrere Stunden des Tages hindurch, und die edle Zeit tödten mit dem Anblick zweier Menschen, die das Edelste, was ihnen der Schöpfer geben konnte, das heilige Licht der Vernunft, im Schlamm herumtraten, Alfanzereien auszuhecken, die man kaum in einem Irrenhause so sinnlos zu hören bekommt. Er erinnerte sich dabei an Schwift's I — a ho's, und dachte: Nein, Schwift, du warst nicht boshaft, du hast nur Recht gehabt, die Pferde machmal gescheidter sein zu lassen, als die Menschen. So dumm, wie die zwei sind, deren Gewieher ich täglich anhören muß, kann kaum ein Esel sein.

Und von diesen zweien besaß der Eine, der Aeltere, die Achtung seiner Mutter, hatte der Andere, der Jüngere, sich in das Herz seiner Mutter hineingeheuchelt!

Im bittersten, ungerechten Unmuthe rief er daher einmal aus: „Schöpfer, warum hast du mir denn das Restchen Verstand gegeben, da auch die Thorheit schon genügt, sich Achtung und Liebe zu erwerben. Ich bin zu viel und zu wenig klug."

Er hatte Recht. Er war zu viel klug, um ein Abraham und ein Jaickew Redlich sein zu können, und wieder zu wenig klug, um aus den Klippen, zwischen die er gerathen war, sich herauszuwinden. Er schwebte in der größten Gefahr, unterzusinken, weil er nahe daran war, seiner Mutter im Herzen groß Unrecht zu thun.

XXI.

Eifersucht.

Es ist gar ein großer Irrthum, wie es die sogenannten Judenromanen der Welt weis machen wollen, zu glauben, daß des Juden Leben so unterdrückt, ganz öde und freudenlos sei. Das ist es nur, wenn der Jude gar kein Geld hat, und da nicht einmal. Denn selbst der Betteljude hat seinen freudigen Schabbes (Sabbath), wo er sich auf fremde Kosten kann wohl geschehen lassen, weil einer der vermöglicheren Hauswirthe aus der Gemeinde, in die er am Erew-Schabbes (Vorabend des Sabbaths) hingelangt, ihn über den Schabbes bewirthen muß, ex officio. Der Armenvater gibt einem fahrenden Juden ein Plett (geschriebene Anweisung an einen Hausherrn), und der darf ihn nicht zurückweisen, muß ihn als einen Direch (Gast) bewirthen. Für Unterkunft solcher Allerweltgäste ist in jeder Gemeinde gesorgt. Das einzige Schöne, was sie in ihren Gemeinden haben.

Nein, der Jude lebt nicht so gedrückt. Im Gegentheile, er hält was auf sinnliche Genüsse. Welche schamlose Wüstlinge besonders die Judenbuben im Frack sind, ist bekannt, und muß auch der eingestehen, der aus mißverstandener Humanität diesem Volk die Stange hält. Der Jude liebt einen gut besetzten Tisch, kleidet sich gern modisch und kostbar, wenn auch ohne Geschmack, und ist luxuriöser Ueppigkeit sehr ergeben. Schon das Haus eines Juden vom Mittelstande zeigt zehnmal mehr Aufwand in der inneren Einrichtung, als des christlichen Bürgers von gleichem Einkommen, geht auch die Nettigkeit ab, die in wohlhabenden Christenhäusern zu finden ist. Man untersuche doch nur, wer verhältnißmäßig gemächlicher lebt, der fleißige Ernährer des ganzen Landes,

der Bauersmann, oder der gemeine Jude? Es wird sich gewiß ergeben, daß der Schabbes des Letzteren dreimal mehr aufgehen läßt, als des Ersteren Sonntag beschert. Es hat aber die arbeitende Klasse des Christenthums auch nur den Sonn- und Feiertag zu ihrer Erholung, und den manchmal nicht ganz, daß man sagen könnte: Ja, der arme Jude muß sich die ganze Woche hindurch genug schinden, daß man ihm wohl seinen Schabbes gönnen kann. Darf etwa der Christ an den Werkeltagen faulenzen? Gilt von ihm weniger das: „Sechs Tage sollst du arbeiten in der Woche?"

Einen besonderen Hang indessen hat das jüdische Volk zu Schnurrpfeifereien, und trivialen Possen. Der jüdischen Till Eulenspiegel, nicht minder als der christliche renomirt unter ihren Stammgenossen, gibt es mehrere. Ihr Stamm ist bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgegangen. In gewissem Sinne ist sogar ein jeder Rabbiner ein Stück von einem Till. Die ehrenfesten Herren legen sich gewaltig darauf, ihre Rede mit „Wartlech" (schnurrigen Worten) fleißig zu unterspicken. Es verstößt gar nicht gegen den Respekt der Ehrwürden, wenn derselben Zuhörerschaft über ein losgelassenes gut Wartl (Schnurre) in ein wieherndes Lachen ausbricht. Ganz und gar nicht. Im Gegentheile, die Posse macht durch mündliche Ueberlieferung die Runde durch die ganze Gemeinde, zuweilen über das Weichbild der Gemeinde hinaus. Der Rebbe wäre ein Narr, wenn er mit seinem Witze sparte, würde dadurch es mit der Rebezzen verderben. Denn des Rebbes Witz ist der Rebezzen Accidenz. Des Rebbes Witze fallen nicht übel ins Gewicht. So ein gut Wartl, wenn es Gnade gefunden, vor den Ohren der bemittelten Gemeindekinder, trägt da und dort ein viertel Pfund Kaffee, oder ein halbes Pfund Zucker unter der Zeit ein, der Rebezzen als Extrazulage zum Präsent übersandt für des Rebbes Narre-

theien. Jedenfalls merkt die Rebezzen zur Zeit der obligaten Droschegeschenke, ob des Rebbes Witzader in der Zwischenzeit reichlich geflossen ob nicht. Davon hängt Quantität und Qualität der Geschenke nicht wenig ab. Wer stuffen kann wie ä Goj (ausgelassen lustig sein wie ein Heide), ist bei den Juden ein überall willkommener Gast. Am Purim (Fasching) darf die Maskerade nicht fehlen. Ja, der gemeinste Handelsjude, der sich sonst die paar Groschen am Munde abknickert, trägt sie Sbeseze Nacht (Sabbathausgang, Sonnabend, wenn der Abendstern leuchtet) in die Komödie, wenn ein lustiges Stück gegeben wird, so er nur zufällig in einer Stadt wohnt, oder herbergt, wo eine Schauspielertruppe ihr Wesen treibt.

Frau Rachel war trotz ihres betrübten Witwenstandes kein Sauertopf, und wie sie selber gern für eine kluge Frau gelten mochte, liebte sie alle klugen, will sagen, lustigen Köpfe in der Gemeinde, denen mit Anstand der Zutritt in ihr Haus gestattet werden konnte, um sich zu versammeln. Spaßen können galt bei ihr Alles. Sie hatte ein hübsches Häufchen Kinder und Stiefkinder; aber vor allen war ihr jüngstes Töchterchen Ruwkele (Rebekka) ihr Herzblättchen. Das Töchterlein war ein bischen genäschig, ein bischen faul, ein bischen liederlich im Anzuge, ein bischen verlogen, ein bischen boshaft; allein das Mädchen war eine eiserne Gewure, d. h. es verstand Alles lächerlich zu machen, Gott und der Welt keine Ruhe zu lassen, und wurde wegen dieser herrlichen Eigenschaft von der Mutter mit einer wahren Affenliebe verhätschelt. Schändl dagegen, die älteste Tochter, welche die Wirthschaft führte, mußte das Aschenbrödel sein, weil sie leider kein Witzkopf war.

Daß in diesem Kreise der liebenswürdige Jaickew, mit seinen Affenkünsten, bald heimisch war, braucht es da erst

einer Erwähnung? Dies hätte Benjamin, der aus dieser Sphäre sich so fern als möglich hielt, wenig angefochten. Aber er bildete sich ein, daß diese Meerkatze ihm das letzte Restchen von Liebe seiner Mutter entzogen habe, und das kränkte ihn sehr. Denn so geplagt er wurde, war er doch, wie es sich gebührt, ein guter Sohn, dem es nichts weniger als gleichgiltig war, welchen Platz er in dem Herzen seiner Mutter einnahm. Der Harm über diese unverdiente Zurücksetzung machte ihn um so herber, als in der Welt keine Ursache dazu vorhanden war. Frau Rachel liebte ihn fast noch mehr, als Töchterlein Rachel. War er doch ihr einzig Kadeschl[27]). War sie nicht sogar stolz auf diesen ihren einzigen Sohn von besonderen Anlagen und Wissen? Höchstens war es dies, was allenfalls zu einer Irrung von Seite Frau Rachel's Veranlassung geben konnte, daß sie gerade Benjamin gegenüber, eben weil sie ihn unbegrenzt liebte, den etwas hohlen Grundsatz geltend machen wollte, Eltern dürfen den Kindern ihre Liebe nicht zeigen. Genug, Benjamin grämte sich schon früher, daß er von der Mutter wenig geliebt sei, und jetzt, seitdem er sah, wie sehr Jaickew sich in Frau Rachel's Herz eingenistet, wähnte er, aus demselben vollends ausgestoßen zu sein. — Und in der That war es schwer zu glauben, daß ein Benjamin und Jaickew in einem und demselben Herzen neben einander Platz hätten. — Wenn die ganze Umgebung Benjamin's aus dem lieben Jaickewel einen Messias gemacht hätte, Benjamin würde ihm den Triumph sehr gern gegönnt haben; doch die Neigung seiner Mutter für diesen Eselskopf sah er als einen Raub an sich an. Wirklich wurde ihm dadurch auch manch' schönes Vergnügen entzogen.

Benjamin war nämlich unumschränkter Herr über seine abgelegte Garderobe. Mit den Kleidern, die für ihn schon zu schlecht waren, mochte er thun, was er wollte, darnach

wurde weiter nicht gefragt. Wie erwärmte sich da sein Herz, wann er ein warmes Leibchen, ein Paar Schuhe einem armen Christenknaben heimlich zustecken konnte, wenn so ein armes Würmchen an einem Wintertage halbnackt, zähneklappernd, vor die Thüre seiner wohlgeheizten Stube kam. Nicht die Hälfte freute es ihn so, wenn er eines Judenknaben Blöße bedeckte. Nicht darum, weil er jenen weniger seines Mitleids werth hielt, nein, weil er da nicht seinen Wohlthätigkeitssinn zu verheimlichen brauchte, ja öfter viel Geräusch damit gemacht wurde. Er aber hatte von seinem Ottfried gelernt: „Die Linke soll nie erfahren, was die Rechte gethan.“ Nun mußte er sehen, wie manches Kleidungsstück, welches er noch recht gut hätte brauchen können, um Jaickew's Leichnam schlotterte, diesem von Frau Rachel regalirt, ehe es noch Benjamin ausgemustert, und also den Armen entzogen war. Nun mußte er sehen so viele schöne Bissen, sonst bestimmt für die Armen, durch seine Hand zu gehen, verschlungen werden von diesem Schmarotzervielfraß, dem gierigen Jaickew. Darum mundete Benjamin nichts, wenn diese Harpye mit zu Tische saß. War ihm doch der Anblick dieses unsauberen Gastes Gift und Galle.

Das sind freilich eitel Knabengeschichten, aber aus Kindern werden Leute. Wollt ihr nun Aufschluß haben über manche euch, an einem sonst wackeren Manne, unerklärliche, unleidliche Untugend, so geht nur in die Geschichte seiner Jugend zurück, dort findet ihr den Schlüssel, der das Räthsel löst. In der Kindheit wird der Ansatz zu vielen Fehlern eingeimpft, daß den Krankheitsstoff ein ganzes Leben nicht mehr ausstoßen kann.

Gerade die erwähnten Lappalien erzeugten in Benjamin's Charakter einen Sauerteig, der dort eben nicht nothwendig gewesen wäre. Er lernte dadurch etwas, was er früher nicht gekannt hatte: Mißgunst, einen verbissenen Haß

gegen einen Nebenmenschen im Herzen bergen. Ja, er hatte früher auch gehaßt; aber nur die Thorheit, nicht den Thoren. Er hätte z. B. einen Abraham recht glücklich sehen mögen, wenn nur er aus dessem Bereiche gewesen wäre; allein einen Jaickew haßte er persönlich, dem gönnte er nichts Gutes, der erschien ihm als eine Satyre auf die Menschheit. Was will jedoch das sagen, eine Satyre auf die Menschheit? Ist so was nicht eine Blasphemie gegen den Schöpfer? Erbt nicht jeder Mensch den Odem von dem Odem Gottes? Gibt es nur einen so verworfenen Menschen, daß ihn ein Augenblick der Gnade nicht wieder zu Gott zurückführen könnte. Das ist ja die wahre Humanität, selbst in dem ruchlosesten Subjekte, noch das verschleierte Bessermenschliche zu achten.

XXII.

Vetter Leopold.

Noch an einem anderen Riffe drohte Benjamins moralischer Sinn zu scheitern, an einer Gefahr, an die bei der Erziehung so wenig gedacht wird, und doch ein Hauptaugenmerk sein sollte. Ich meine die Selbstbeschauung.

Es ist nämlich eine gar nicht seltene Erscheinung, daß häufig gerade die hoffnungsvollsten Knaben und Jünglinge zuletzt in die gewöhnlichsten Alltagsmenschen, und manchmal in noch was Schlimmeres umschlagen. Woher dieß? Weil das den jungen Leuten angeborne Ehrgefühl, welches sie anspornt Andere zu überflügeln, leicht in das falsche Pharisäerthum überschnappt, sich da in einen Winkel zu stellen, und seinen Herrn und Gott zu danken, nicht so zu sein, wie dieser oder jener. Carl, oder Fritz oder Jean hören so oft ihren Preis sich vorsingen, und andere tadeln, daß sie verführt werden,

in dem Spiegel der Selbstliebe sich beäugelnd mit gar vieler Selbstgenügsamkeit zu denken: „Da bist du doch was anders als dieser oder jener, an dir, dem Vielbelobten, ist nichts mehr auszusetzen, und zu glauben, ihnen komme Keines gleich. So kommt es, daß sie sich für fertig halten lange zuvor, ehe der Mann wie er sein soll da ist; und kommt der Mann, so kommt auch der Peter Simpel zugleich mit. Man soll junge Leute nie in Bausch und Bogen loben, sondern nur immer die löbliche That, die gerade im Augenblicke vollbracht worden, und dabei, wenns nur immer möglich ist, irgend eine gute Handlung eines der Geschwister oder Gespielen mit loben. Sagt man dem Knaben Karl: „Karl du bist doch ein guter Junge, was will er weiter, was bleibt ihm weiter zu thun übrig? Mehr als gut kann der Knabe nicht werden. Zum „edelsein" erschwingt sich erst der Jüngling, wenns ihm die Holde vorflötet. Hört dagegen das Kind, jetzt hast du dich gut benommen, aber auch dein Bruder hat mir erst vor einer Stunde recht eine Freude gemacht, ah! das gibt einen andern Klang. Das kann nicht eitel machen, weils nur der verdiente Lohn der guten That ist, will das Kind mehr solchen Lohnes haben, muß es mehr des Verdienstes sich erwerben. Dieses beschäftiget die Gedanken mehr nach außen, als es Zeit zur Selbstbespiegelung läßt. Das ist eins. Wird ferner auch ein Anderes gelobt, kann das Kind unmöglich die ganze Summe des Gutseins zum eigenen Verbrauch unter den Verschluß der lieben Persönlichkeit nehmen. Es sieht, daß ein Anderes auch etwas davon abbekommen, und muß das Andere für gleich, oder mindestens für nicht viel weniger gleich berechtigt halten. Das laßt den Eigendünkel nicht so sehr in die Höhe schießen.

Was Benjamin in diesem Punkte betrifft, lag die Gefahr, sich zu überschätzen schon in seiner Umgebung. Eine

Mutter, die gut aber schwach war, ein Erzieher dessen Bornirtheit nur zu sehr am Tage lag; ein Ohm mütterlicher Seite, dessen Geschäfte ihm zwar nicht erlaubten sich mit seinem Neffen und Mündel viel abzugeben, aber ihn liebte wie seinen Augapfel, und ihm nur zu oft vorsagte, er sei sein lieber kleiner Professor, ein Kamerad, von dem er nicht recht wußte, ob er ihn für mehr dumm, oder für mehr schlecht halten sollte; zuletzt der dem Juden angeborne Fehler, Alles abzusprechen, alles besser wissen zu wollen als Andere; und der Einzige der fähig gewesen wäre, dem eingebildeten Weltwunder den Spiegel vorzuhalten, der nicht schmeichelte, war fern von ihm. Nur Vetter Leopold, der Sohn eines anderen Verwandten von Mutterseiten, ein Knabe, fast im gleichen Alter mit Benjamin, war ihm so ziemlich ebenbürtig. Leopold hatte zwar einen etwas zähen Kopf, aber einen eisernen Fleiß, gepaart mit dem besten Willen, und das Glück in Herrn Lewi einen Lehren zu besitzen, der wohl auch kein Kirchenlicht, doch mit einem vortrefflichen Herzen, die Gewissenhaftigkeit vereinte, seinen Eleven die Zeit nicht mit solchen Lappalien vergeuden zu lassen, zu welchen Herr Abraham Benjamin zwingen wollte. Auch wollte Leopolds Vater aus Leopold keinen Rabbiner machen; nur nicht gänzlich unwissend sollte er im Jüdischen bleiben, dagegen mehr mit dem auf das Leben Bezüglichen vertraut werden. Er war zum Kaufmann bestimmt. Leopold lernte also fleißig in deutschen Büchern; aber sich aus dem Judenthume herauszuwünschen war ihm niemals eingefallen. Ihm ging's nicht schlecht in demselben. Was ihm dasselbe, wie Benjamin hätte verleiden müssen, das Verständniß der Geschichte war in seinem Kopfe nie aufgegangen; fehlte ihm übrigens zu viel positives Wissen in demselben. Nichts destoweniger schloß er sich gerne seinem gelehrten Vetter an, dessen geistige Überlegenheit er sehr respek-

tirte. Von diesem angezogen theils durch die Bande der Verwandtschaft, theils weil jedes Herz das Bedürfniß fühlt ein anderes gleich gestimmtes zu suchen, neigte er sich ihm freundlich entgegen.

Wäre es diesen zwei jugendlichen Gemüthern von früher her gestattet gewesen, durch häufigen Umgang sich mehr in einander einzuleben, das würde von unberechenbaren Nutzen für Beide gewesen sein. Benjamin hätte den etwas phlegmatischen Leopold aufgerüttelt, und Leopold den träumerischen, zu viel spekulativen, in der Außenwelt gänzlich fremden Freunde ein Bischen praktischen Sinn eingeimpft. So konnten sie sich, durch die Lehrstunden auseinander gehalten, nur am Sabath und an Feiertagen sehen. Im Übrigen ging jedes seinen Lebensweg gesondert.

XXIII.

Die Barmitzwe.

Waren alle Tage in der Woche für Benjamin gleich, mehr oder minder trübe, so war doch einer darunter ihm der unleidlichste. Dieß war der Sonnabend, der jüdische Schabbes. Da mußte er einmal fast den ganzen Vormittag in der Synagoge zubringen, dann auf Mittag, wenn er nicht lieber fasten wollte, sich den Magen mit verdorbenen aufgewärmten Scholet [28]) vollstopfen. Nachmittag mußte er vor Allem zum Row sich begeben, um sich verhören zu lassen [29]); darauf zu einem oder dem andern seiner Ohme benschen gehen [30]). Kam er endlich heim von dem Rundgange ganz abgemattet, abgeschlagen und todt gelangweilt, fand er wieder andere Verwandte vor, die zu seiner Mutter benschen gekommen waren. Natürlich mußte er da die Honeurs machen, Groß

und Klein unterhalten, oder an ihrer Unterhaltung Theil nehmen. Wie ihn dabei das Kauderwälschen der Kreme der jüdischen Welt im Orte B***, die geistreichen Witzspiele, die zarten Anspielungen, die pikanten Neckereien, die humoristischen Wartlech Bocher Abrahams, und besonders seines Freundes Jaickewel Redlichs lustige Gedankenburzelbäume das Herz erfreuten, läßt sich gar nicht sagen. Wer es kennt das Geisterfrischende des Visitenwesens überhaupt, wird sich leicht eine Vorstellung machen können, mit welcher Ungeduld Benjamin die ganze Woche hindurch der Schabbeserholung entgegen harren mochte. Hatte er ja, für so viele tödtliche Langeweile, hin und wieder den augenblicklichen Genuß durch einen boshaftsatyrischen Seitenhieb einen oder den andern abgefertigt und zugedeckt zu haben, so hatte er dann wieder, kaum war der Streich geführt, die Reue dafür, daß er hatte so boshaft sein können, was ihn weit mehr quälte, als der Hieb dem Getroffenen wehe gethan hatte. So ein Schabbes war ein wahrer Buß- und Martertag für Benjamin. Bis dieser nie enden wollende Tag zu Rüste ging, war Benjamin immer zerdrückt, zerquetscht und zerschlagen an allen Gliedern von der Sisippusarbeit, sich einen Tag so hinschleppen zu müssen. Nicht zu gedenken des sauern Dreinschauens, wenn er, der Zeit-Geizhals, so oft ein Schabbes vorbei war, im Punkte der nützlichen Verwendung des Tages, das Nachschauen hatte. Titus hatte nur ein Mal zu klagen über einen verlornen Tag; er mußte in jeder Woche einen verlieren. Am Schabbes war natürlich an kein Studiren zu denken. Das verdroß ihn am Meisten. Besonders widerten ihn die Sonnabende seit jenem denkwürdigen Merellenrummel an. Wenn ein solcher, kam, stand er jedesmal verstimmt auf, und legte sich noch 1000mal verdrießlicher nieder.

Von so vielen verdrießlichen Sonnabenden manches Jahr hindurch, machte endlich einer eine Ausnahme. Heiter lachte der Tag Benjamin in's Zimmer hinein, als er aufwachte, und munter lächelte er dem schönen, freudig ihn begrüßenden Tag entgegen. Er war diese Woche dreizehn Jahre alt geworden, und heute feierte er seine Barmitzwe. Nach dem jüdischen Gesetze war er somit mündig geworden. Ihm waren die Thephilim [31]), die jüdische Toga virilis der mündig Gewordenen, schon im Laufe der Woche übergeben worden. Von nun an war er für jeden seiner Gedanken, für jede seiner Handlungen selber Gott verantwortlich. Aus dem Knaben war ein Mann geworden. Er war frei, so weit ein Jude frei sein kann.

Benjamin versuchte ob er frei sei? Mit einem Sprunge war er über die Unmündigkeit hinweg, aus dem Bette heraus. Er stand auf seinen Füßen. Er warf sich in die Kleider. Als König des heutigen Festes in B*** war er für heute enthoben zu Schachres [32]) in die Schule zu gehen, damit er um so glorreicher im frischestem Glanze bei Mussav [33]) erscheinen, und aller Augen auf sich ziehen mochte. Da er heute den ersten Morgen frei war, nahm er sich gleich zum erstenmal die Freiheit heraus, Schachres zu schwänzen. Das Siderl (jüdisches Gebetbuch) hatte diesen Morgen gute Ruhe. Er sprach aus der Fülle seines Herzens ein warmes, kräftiges Gebet, erneuerte seine Vorsätze, ein guter, tüchtiger, frommer, gottesfürchtiger und gottgefälliger Mensch zu werden, und las hierauf zu seiner Erbauung einige Psalmen, die ihm Ottfried schon früher einmal erklärt hatte. Als er später beim „Onbeißen" (Imbiß, Frühstück) erschien, und ihn die Mutter fragte, ob er richtig schon gedavent (gebetet) habe, konnte er mit mehr Wahrheit als je, ohne Anstoß „ja" sagen.

Bald nach dem Onbeißen kamen Verwandte und Hausfreunde Maseltow wünschen (gut Glück wünschen, gratuliren.) Besonders rührig bewiesen sich die Weiberzungen, vorzüglich die alten, bei dieser Herzensergießung. Die Eine wünschte der Mutter zu erleben, ihn Benjomen leben in Fraden unter die Chuppe zu führen [34]). Die Andere wünschte Benjamin, er möge ein großer Lamden werden (Gelehrter).— Das wünschte, in seinem Sinne, Benjamin selber. — Die Andere verstieg sich gar bis zum Row werden in ihrem Wunsche — dazu machte Benjamin eine Randglosse in Gedanken, — wieder eine Andere wünschte ihm, ä Chosed (Chassid, Frommer im Lande) ä soi ä Zadek wie sei Tate (so ein Gerechter wie sein Vater) in Genedem ruht er, zu werden, und hundert Johr in Fraden zu leben. Die Eine sagte das, die Andere dieses, und alle schnatterten untereinander ein Tutti, geläufig, wie ihre befiederten Schwestern auf der Wiese da hinter dem Teiche.

Jetzt kam der Schames (Gemeinde- und Synagogendiener) und zugleich Baß [35]) Rebb Machele (Michelchen) dem Diminutiv zum Trotze ein baumlanger Kerl, mit wichtiger Amtsmiene gegangen, die Klekoidescher [36]) zu holen. Ruwkele des Barmitzwes betamt (niedliches, herziges, geschmackiges) Schwesterl händigte dem Schames die heiligen Gefäße ein, und alles machte sich fertig in die Schule zu gehen.

Nun ließ sich auf der Gasse Rebb Macheles, blöckender Baß hören, rufend: „Zum Laienen" (Vorlesen.) Das war Apell zum Aufbruch geblasen. Benjamins nagelneuer Barmitzwerock, den er noch nicht auf dem Leib gehabt hatte, um gute zwei Spannen zu lange, weil auf's Herauswachsen vorgesehen, von Jokew (Jakob) Schneiders Meisterhand gefertigt, wurde er herbeigeholt, und er mit demselben beklei-

det. Renes allgemeines Wünschen: „Gesunderhat sollsten trogen." Unter die Weiber wurden welsche Nüße ausgetheilt, sie füllten Säcke und Tücher damit, und der ganze Zug setzte sich in Bewegung der Synagoge zu; denn bereits hatte man den Rebbe (Rabbiner) mit seinem Schnellgabbe (Famulus) nebenbei, und langem Schweif von Balbatim (Hausväter) und Bochrem (Talmudschüler) hintendrein über die Gasse gesehen in die Schule geh'n.

Was dort in der Schule vorging, war für den eigentlichen Helden des Tages gänzlich gleichgiltig. Für sich hatte er den Rahm der Milch des heutigen Tages daheim, auf seinem stillen Kämmerlein, abgenommen. Was kümmerte er sich weiter um die rückgebliebene Schlückermilch? Er ließ geschehen was geschah, und war mit seinen Gedanken und Träumen wieder, weiß Gott, bei welchem klassischen Helden. Nun, wenn er mit seinen Blicken durch die mit grünen Stäben eng vergitterten Fenster der Weiberschul [37]) hindurch, in das Herz seiner Mutter hätte hineinschauen können, gewiß, er würde inniges Erbarmen mit ihr gehabt haben, und wäre mit ihr ausgeföhnt gewesen, wenn ja ein Restchen von Unwillen, wegen Abraham und Jaickew in selbem säuerte.

Seit den allerersten Tagen ihres betrübten Wittibstandes waren die traurigsten Stunden diese, an welchem ihr Benjamin seinen wichtigsten, ersten Ehren- und Freudentag feierte.

Da saß die Ärmste und lugte mühselig und trübselig durch die engen Räume der grünen Gitterstäbe hinab in die Männerschule, und es hätte ihr vor Leid schier das Herz brechen mögen. Da sah sie den Schames seinen Rundlauf um den Lemmer [38]) halten.

„Hundert um Mitzwes" begann er. Hundert um Mitzwes zum zweiten Mol rief er dann schnell darauf. „Zwei

hundert", schrie ihm Rebb Chajem Rebb Jossels, Benjamins Ohm väterlicher Seite zu. „Also zweihundert um Mitzwes zum ersten Mol" da wurde er unterbrochen „fünfhundert." Rebb Chajem Broches, Benjamins Ohm mütterlicher Seite, der reichste Mann in der Gemeinde, und Benjamins Vormund, hatte den höhern Anboth gemacht. So steigerten sich die zwei, bis endlich der Schames mit dem Rufe 3000 um Mitzwes zum ersten, zum zweiten, und — zum — dritten Mol die Mitzwes Rebb Chajem Broches zuschlug. Dasselbe Spiel bei Achren, dasselbe bei Schische, dasselbe bei Mavter, nur daß Mavter erst um 6000 zu haben war.

Wie in uralter Zeit, wird noch jetzt in den Synagogen an Schabbes und an Jomtoiwem (Feiertagen) ein Perikope aus den fünf Büchern Moses vorgelesen. Sämmtliche fünf Bücher sind nach der Anzahl der Wochen im Jahre in gleichviel solche Perikopen oder Abschnitte, „Sedre" genannt, eingetheilt. Jede Sedre zerfällt wieder in Unterabtheilungen „Parsches." Die ganze Sedre liest oben auf dem Lemmer, nach besondern Tonzeichen, aus der geschriebenen Pergamentrolle ein besonders dazu Aufgestellter vor. Gewöhnlich versieht diesen Dienst der Schächter [39]). Es taugt dazu nicht Jeder, weil weder Ton- noch Punktazionszeichen in der geschriebenen Rolle unter und über den Buchstaben, wohin sie gehören, angegeben sein dürfen. Diese muß sich der Vorleser nach einem gedruckten Exemplare, wo die Ton- und Vokalzeichen angegeben sind, auf's Genaueste bis auf's kleinste Pünktchen gemerkt haben. Eine kritische Sache, indem unten im Schiffe der Synagoge, die Leute ihr gedrucktes Buch mit den Zeichen vorliegen haben, und mit dem Finger jeder Zeile nachfahren, den Vorleser oben kontrollirend. Jeder, der kleinste Bock, wird da gleich bemerkt, und nicht wenig lautmäulig zurecht gewiesen.

Die Sedre jedoch wird nicht in einem Zuge herabgelesen. Zwischen jeder Parsche wird eine Zeitlang inne gehalten, weil vor Beginn jeder Parsche Einer aus der Gemeinde mit Namen aufgerufen wird. Der Aufgerufene schreitet den Lemmer hinauf, tritt vor die Toire (Tora, Gesetzrolle) hin, spricht einen Segen mit lauter Stimme und wiederholt den Segen, nur in einer anderen Wortfassung, nach dem die Parsche herabgelesen ist. Wenn das geschehen, macht der Chasen (Vorsänger) eine Anzahl „Mischeberechen" eine Art Mementos, von den Anfangsworten der Gebetsformel so geheißen. Wer nur im entferntesten mit dem Aufgerufenen verwandt oder verschwägert ist, ob an- oder abwesend, bekommt sein besonderes Mischeberech, in welchem gebetet wird, daß derjenige welcher die Erzväter Abraham, Isaak und Jakob gesegnet hat (Mische-berech) wolle auch den N. N. segnen. So auch dieses vorbei ist, wird ein Anderer aufgerufen, der tritt auf, der Frühere ab. Das nennen sie „oiletoire sein" (ola le tora) zur Gesetzesrolle hinaufsteigen.

Wenigstens alle vier Wochen einmal oiletoiresein, haltet jeder fromme Jude sich in die Seele verpflichtet. Da solches nun eine unentbehrliche Seelenspeise ist, haben die inneren Verwaltungen der Judengemeinden klug eine Accise auf die Konsumtion gelegt. Will einer selber oiletoiresein oder einem Verwandten, Freunde, Bekannten oder Gaste zu diesem gottgefälligen Werke behilflich sein, muß er ein gewisses bezahlen. Dieses gewiße aber ist sehr ungewiß. Eine bestimmte Taxe wie bei der Verzehrungssteuer von Hühnern, Gänsen und Änten auf den Genuß des Manna Oiletoiresein festsetzen, ging füglich nicht an. Da nach der Waare große Nachfrage ist, und keinen Sonnabend mehr als acht Parzellen disponibel sind, wäre des Streitens um das Oiletoiresein, so oft gelaient wird, kein Ende. Jeder wollte gegen Erlegung des Preises

zuerst daran sein. Das gäbe einen ewigen Diletoirekrieg, den weder Waffenstillstand, noch Friedensschluß unterbrechen würde. Bei solcher Sachlage konnte das „wer früher kommt, der mahlt früher", als maßgebend und entscheidend nicht beliebt werden. Besser und sicherer war der Weg der Versteigerung gewählt. Da war einmal jeder Rangstreit umgangen, und dann, ohne vieles Debattiren im Unter- und Oberhaus- für die Vermehrung des Gemeindevermögens eine permanente, indirekte Einkommensteuer aufgethan. Denn je nach, dem Einer in der Woche Geld gewonnen, in gleichem Verhältnisse, und nicht weiter dürfte er sich beim Lizitiren einlassen, wenn es ihm nach dem Diletoiresein gelüsten sollte Kann es eine richtigere Skale geben? Daß Einer Luxustreiben mit Dletoiresein, oder aufschneiden, und sich über Vermögen weh thun würde, ist nicht leicht gedenkbar. Wie oft Einer Diletoire ist, und wie hoch er sich einläßt, wird daher so ziemlich der richtige Maaßstab sein für den Höhenstand des Vermögens eines Juden, und erklärt leicht, wie es möglich wird, daß ein Jude den andern fast bis auf den letzten Groschen genau zu schätzen weiß.

Der Modus des Ausbietens ist nun folgender. Da die Sedre in sieben Parsches zerfällt, können sieben Aufzurufende sich dabei betheiligen. Die fünf ersten heißen Mitzwes, die werden zusammen ausgeboten. Wer diese ersteht, hat das Recht, zuvörderst auf dem Lemmer auf die linke Seite des Tisches, auf welchem die Tora zum Vorlesen aufgerollt wird, sich zu postiren, dem Vorleser beim Aufrollen behülflich zu sein, und diesem beim Vorlesen, damit er keine Zeile zweimal lese, oder eine überhüpfe, Zeile vor Zeile, Wort vor Wort mit einem silbernen Zeiger, in Gestalt einer Hand, vorzuzeigen. Dann mag er selber Diletoire sein, oder einen anderen fünften Mann nach seinem Belieben aufrufen lassen. Ueber

die vier ersten kann der Mitzwemann nicht verfügen. Der erste muß ein Priester (Kohen), der zweite ein Levi, der dritte der Rabbiner, der vierte der Gemeindevorstand aufgerufen werden. Nur welcher der Priester, welcher der Leviten aufgerufen werden soll, den darf der Mitzweskäufer angeben. Der sechste Posten (Schische) wird besonders ausgeboten, ebenso der siebente (Achron, jüdisch verderbt ausgesprochen Achren, der letzte), die Honoratioren, distinguirte Personen, und zugereiste, ausgezeichnete Gäste, damit zu beehren, besonders gesucht. Vorzüglich viel Umstände macht „Mavter." Mavter, das ist der eigentliche Tafelauffsatz, das Schaugericht, um welches sich am meisten beworben wird, und welches die Lungenkraft des Schames am längsten und stärksten beim Ausbieter in Anspruch nimmt, bevor er es mit seinem „zum — dritten — Mol" zum endlichen Abschluß bringen kann. Mavter ist eine doppelte Schnur. Vorerst sind dies die letzten Verse der letzten, zu diesem Zwecke in zwei getheilten Parsche — und Ende gut, Alles gut, — über die der Mavteraufgerufene, wie die anderen, denselben Segen, vor und nach dem Verlesen, spricht. Wann dieses und die Mischeberechen endlich überstanden sind, wird die Tora bei den Rollhölzern, um welche die Pergamentblätter gewickelt sind, in die Höhe gehoben, frei in Lüften etwas mehr aufgerollt, die beschriebenen Blattseiten dem Volke zugekehrt. Ein Kunststück, das besondere Gewandtheit und Armeskraft bedarf. Der Pergamentkodex hat keine geringe Wucht, ihn in die Höhe bringen, und Aufrollen mit einem Schwunge, ist so leicht nicht. Wer ungeschickt oder schwächlich ist, könnte bei diesem schweren Stück Arbeit die Toire zur Erde fallen lassen, alsdann müßte die ganze Gemeinde über dieses Unglück einen Tag in der Woche fasten. Deswegen schaut Jeder, der sich dieser knechtlichen Arbeit zur Ehre Gottes und der

Toire am Schabbes unterzieht, so geschwind als möglich damit zu Stande zu kommen, und daß er sich schnell genug mit dem aufgerollten Sepher (Buch) auf die bereit gehaltene Bank niederlassen kann. Vor dieser steht schon ein anderer in Bereitschaft, das Buch zusammen zu rollen, die Mappe (Binde) in der Mitte um dasselbe zu wickeln, das goldgestickte Seiden- oder Sammtmäntelchen umzugeben, die Klekoidscher aufzusetzen.

Mittlerweile wird eine kleinere Pergamentrolle herbeigeholt, und auf dem Tische aufgerollt. Dadrin stehen die Aftoires, so viele Abschnitte aus den verschiedenen Propheten, als im Jahre Sedres gelesen werden. Für jede Sedre eine besondere Aftoire, und für jeden Feiertag eine extra. Diese Aftoires sind mit Vokal- und Tonzeichen über und unter den Buchstaben geschrieben, weil diese nicht der bestellte Vorleser, sondern der jedesmalige Mavtermann laut vorliest, oder besser gesagt, herabsingt, in einer ganz anderen Tonart, als die Toire gelaient worden. Nach der Aftoiremelodie singt auch der Mavtermann den besondern Segensspruch vor und nach der Aftoire.

Das gute Werk (Mitzwe), die Bundeslade zu öffnen, die Toire hervorzuholen, selbe auf den Lemmer zu tragen, sie nach dem Gebrauche in die Bundeslade wieder einzustellen, das Aufheben, Auseinander- und Zusammenrollen des Sephers auf dem Lemmer, wird auch nur den Meistbietenden besonders hintangegeben.

Den Ausrufpreis für dieses Alles festzusetzen, ist dem Belieben und Ermessen des Schames freigestellt. Nach der Größe des Festes beliebt er den Anbot zu regeln. Seine **100** oder **200** aber, mit denen er anfängt, sind nicht Kreuzer, Groschen, oder gar Gulden, die er bestimmt. Nein, das wäre ein Kaufen, oder Verkaufen für Geld an einem Feiertage,

und Feilschen um eine Mitzwe, beides verboten. Sie sind eben **100** und **200**, ein Nominalwerth, eine Rechnenmünze, ungefähr wie englische Pfunde, und weiter nichts. Eigentliches Geld, oder was so viel ist als Geld, sind gewisse Zettel mit Zahlen darauf, in jüdischen Buchstaben ausgedrückt. — Die jüdischen Buchstaben sind, wie die griechischen und lateinischen, zugleich Ziffern. — Diese Zettel legt der Gabbe (Bruderschaftsvorsteher[40]) nach Anzahl der Hunderte, für welche einer Mizwes, oder sonst dergleichen erstanden hat, in ein Buch, in dem alle Gemeindemitglieder mit Namen eingetragen sind, zu dem Blatte des betreffenden Gemeindemitglieds. Wenn das Jahr um ist, werden diese Zettel, so viel deren auf einen Namen lauten, von dem Namensträger mit einem bestimmten Quantum Geld für jedes Hundert eingelöst. Das Geld, welches auf diese Weise eingeht, wird zum Gemeindevermögen geschlagen.

Uebrigens dürfen nur Angesessene, die in dem Chevrebuche (Bruderschaftsbuch) auch ein Blatt haben, lizitiren. Fremde und Knaben, die nicht Barmitzwe sind, sind ausgeschlossen. Ueberhaupt dürfen Kinder nicht oiletoire sein. Das ist die erste Weihe zum Manne, daß der dreizehnjährige Jüngling am Barmitzwesabbathe Oiletoire-Mavter ist. Nur an Simchestoire[41]) werden die Kinder in Masse, alle zusammen auf einmal, aufgerufen.

Wie nun Frau Rachel das Ausrufen hörte, und überschlug, wie hoch die Geschichte ihrem Bruder Rebb Chajem Broches zu stehen komme, schnitt es ihr durch's Herz. Ihr Benjamin war eigentlich heute, als Barmitzwe, ein Chijew[42]). Ihm gebührte es, halb umsonst aufgerufen zu werden. Es sollte nur Ehren halber ausgerufen, und Alles um einen Spottpreis ihrem Bruder überlassen werden, der statt ihrer übernahm, den Festgeber in der Schule zu machen, und dem

Barmitzwe nebst dessen nächste Angehörige aufrufen zu lassen. Doch that ihr das viele umsonst herausgeworfene Geld ihres Bruders nicht so weh; die Bosheit und der Neid ihres Schwagers, der daran Schuld war, die ärgerte sie weit mehr.

Dieser ihr Schwager Chajem, von Hause aus der Gemeindelumpe, war durch Liederlichkeit in seinen Vermögensumständen auf den Hund gekommen. Wenn es dabei geblieben wäre, nur die paar Groschen zu zahlen, die ein Chijew zu erlegen hat, hätte er sich schon weh thun müssen. Trotzdem würde er es mit beleidigtem Stolz, vielleicht mit den rohesten Schmähworten zurückgewiesen haben, wenn seine Schwägerin ihm die Ausgabe vergütet hätte, so es ja auf ihn gefallen wäre, Benjamin aufrufen zu lassen. Darum machte ihm Frau Rachel von vorneherein den Antrag nicht. Dies merkte Chajem, und wurde um so mehr unwirsch. Denn Goethes: „Nur Lumpe sind bescheiden", ist eben so falsch als viele andere Aussprüche dieses pantheistischen Orakels. Gerade die Lumpe sind zumeist hochmüthig. Jedenfalls war es Chajem, und wollte durchaus nicht für arm gelten, welches überhaupt die einzige Schmach ist, die der Jude sich sträubt, über sich ergehen zu lassen, weil bei der Resignazion, die Last der Armuth zu ertragen, nicht einmal ein halbes Procent herausschaut.

Dieser Hochmuth Chajems, und der Groll, den er ohnedies im Geheimen gegen Rebb Chajem Broches nährte, weil sein verstorbener Bruder Rebb Jude Rebb Jossels, freilich aus guten Gründen, vorgezogen hatte, im Testamente lieber den Bruder seiner Frau, als seinen eigenen Bruder zum Vollstrecker seines Testamentes, und Vormünder seiner hinterlassenen Kinder einzusetzen, trieb ihn zu einem gewagten Spiele. Er gab nicht weniger als va banque. Wenn Rebb Chajem Broches, nachdem ihn Chajem so hoch hinaufgetrieben

hatte, doch zurückgestanden wäre, Chajem wäre gänzlich ruinirt gewesen. Die für ihn bedeutende Summe zu erschwingen, die er dann hätte für die theuer zugeschlagenen Mitzwes e. c. erlegen müssen, wäre er durchaus nicht im Stande gewesen. Man hätte ihn, wenn's znletzt zum Zahlen gekommen wäre, müssen auspfänden, um zu dem Gelde zu gelangen, vielleicht ihn gar aus seiner Baracke treiben, das Einzige, was ihm noch von seiner Habe geblieben war. Viele schüttelten darob bei Chajem's Treiben die Häupter; aber Keiner wollte dem Treiben wehren, weil dabei der Gemeindeumlagekasse ein schönes Stück Geld entgangen wäre. Im schlimmsten Falle würde man sich an Rachel gehalten haben, weil doch dies Alles ihres Sohnes halber geschehen war.

Daran dachte Frau Rachel weniger, oder gar nicht. Aber das kam ihr in den Sinn, daß, wenn ihr Mann lebte, er einen solchen Unfug und solche Unbilligkeit nimmer hätte angehen lassen, und wenn es ihn auch persönlich gar nicht berührt hätte.

Dies machte ihr das Herz so schwer, gar so schwer, wie seit langer Zeit nicht mehr so.

Bei allem Leichtsinn trug, was man zur Ehre ihres Herzens nachsagen muß, Frau Rachel den Verlust ihres Mannes noch immer sehr schwer. Sie hatte ihn geliebt und geehrt, ihren koscheren Balbos (Eheherrn), so daß sie, eine noch immer schöne Frau bei ihres Mannes Ableben, von einer zweiten Ehe nichts wissen wollte. „Einen zweiten Rebb Jude Rebb Jossels, so einen koscheren Jüden und rechtschaffenen Mann bekomme ich doch nimmer. Ein solcher lebt nicht mehr für mich", war ihre entschiedene Antwort bei jedem Heirathsantrage. Und sie hatte Recht. Ihr Rebb Jude Rebb Jossels war die Perle der Gemeinde, von Juden und Christen als ein Mann von seltener Rechtschaffenheit geehrt. Nur

bei zu vielen Vorgängen in der Gemeinde merkte man, daß Rebb Jude Rebb Jossels nicht mehr lebe. Es mußten jetzt in vielen Stücken alle Fünfe gerade sein, wo Rebb Jude Rebb Jossels mit seinem geraden, offenen Sinn, der kein Unrecht, oder nur Zweideutigkeit duldete, energisch dazwischen gefahren wäre. Des gedachte jetzt Frau Rachel mit tiefer Wehmuth, und es wurde ihr das Herz so schwer, gar so schwer, wie lange nicht mehr so.

Und wie es schon einmal geht mit diesen traurigen Gedanken, die nicht anders sind gleich einem Bandwurme, den du nicht abtreiben kannst; so lange noch ein Rest, nicht größer als ein Nadelkopf, in den Eingeweiden eingehäkelt zurückbleibt, wächst ein ellenlanger Wurm, sich windend, immer von neuem nach. Frau Rachel wollte sich ermuntern, ihren Gedanken eine andere Richtung geben. Ist es ja für eine koschere Jüdin nicht erlaubt, am heiligen Schabbes zu trauern, und war dieser Schabbes überdies noch der Barmitzweschabbes ihres Einzigen. Es ging nicht. Ihre Gedanken hatten einmal den Schatten ihres verstorbenen Mannes heraufbeschworen, und er blieb immer vor ihren Augen. Ihr Bruder stieg den Lemmer hinan, stellte sich an die linke Seite des Tisches, um die Toire aufzurollen, und dem Vorleser zu „zeigen.“ Es war ein stattlicher Mann. Von allen Juden auf Erden mochte sie diesen am liebsten an diesem Platze stehen sehen, und sie war nicht wenig stolz auf diesen ihren, wegen seines Reichthums, weit und breit hoch angesehenen Bruder Rebb Chajem Broches. Auch machte er seine Sachen beim Aufrollen und „Zeigen“ gar nicht übel; aber es war die Quone (Andacht) ihres Zadeks (Gerechter, Frommer) doch nicht dabei. Der Row wurde, wie's sich, und ihm gebührte, Schlische (der dritte, der erste nach Kohen und Levi aufgerufen, kaum daß er Rebb Chajew beim Hinabstei-

gen vom Lemmer eines hingeworfenen „Ische Koich" [43]) würdigte. Die ganze lange Zeit der Mischeberechen war er stumm gestanden, stier vor sich hinstarrend, sprach er nicht mit einem Worte Rebb Chajem Broches an. Reb Chajem Broches war wohl ein sehr reicher Mann, aber ein dicker Amhorez (Idiot), und gerade heute war es dem Rebbe nicht gelegen, sich herablassend zu erinnern, daß er neben dem reichsten Manne im Lande stand, aus dessen Seckel und offener milder Hand der größte Kontingent zu des Rebbes Lebensunterhalt floß. Nicht wenig ärgerte diese Vernachlässigung Frau Rachel. Wieder gedachte sie, wie anders war es, wenn mein Merene [44]) so dastand! Wie angelegentlich hatten diese beiden während der ganzen Zeit der Mischeberechen über irgend eine Schaile (Rechtsfrage, casus) zu sprechen. „Achren" war Rebb Izegg, Frau Rachel's Schwestersohn, der in einer andern Gemeinde wohnte, und heute zu Gaste da war, ein feiner Lamden, und auch Merene, und schöner Balbos (ehrenhafter Hausvater), mit dem sich Frau Rachel konnte sehen lassen. Allein Achren wäre als älterer Merene, und Festgeber ihr Mann gewesen, wäre er noch am Leben gewesen, Rebb Izzegg hätte dem schon nachstehen, und sich mit Schische (der sechste) begnügen müssen. So erinnerte Frau Rachel heute Alles an ihren verstorbenen Ehewirth, und sie mußte sich alle erdenkliche Mühe geben, ihre Thränen zu unterdrücken. Als aber ihr Einziger aufgerufen wurde, und mit seiner schönen Altstimme, ohne Anstoß, die Aftoire herabsang, daß er sich selber darüber nicht genug verwundern konnte, und die ganze Gemeinde so davon erbaut war, daß selbst der ausgelassenste Gamin darüber vergaß, zu seiner Privatunterhaltung eine Mandel welscher Nüsse aufzuknacken, da brachen Frau Rachel's mit Gewalt zurückgehaltenen Thränen mit Macht hervor. Eine schlug die andere, stromweise

auf ihren mächtig dicken Quarto-Korbenminche-Sider [45]) herabrollend. „Wenn er nur das, nur das erlebt hätte, mein koscherer, gezierter Rebb Jude“, stöhnte sie in sich hinein.

Benjamin, du Träumer, was weilst du abwesend mit deinen Gedanken bei Kornelia, der Gracchen Mutter, was geht es dich an, daß die Römerin ihren schönsten, einzigen Schmuck in ihren Söhnen hatte? Da schau auf, da ist eine Jüdene, die auch Mutter ist, und auch ihren Einzigen im Grunde ihres Herzens millionenmal mehr liebt, als ihren Reichthum, die mit dem ganzen Schatz ihrer Herzensperlen die Blätter ihres Jomtewsider (Feiertag-Gebetbuchs) verdirbt, und der Gegenstand ihrer Wehmuth ist eigentlich ihr Einziger, und diese Jüdine ist deine Mutter, und dieser Mutter ihr Einziger bist du. Rühren dich die Thränen dieser Jüdin, deiner Mutter, nicht?

Benjamin, wenn's so wäre, dann gebe ich dir auch für deine Bewunderung der Römermutter keine taube Nuß.

Aber Alles das, was geschah, geschah, und geschah nicht für Benjamin. Er blieb theilnahmlos dabei. Er hatte gerade heute wieder seinen Tag des Traumlebens. Nur als der Chasen (Schulsänger) sich räusperte, und mit Macht sein gezogenes Fest-„Jaimoid“ [46]) herausschrie, daß die Schläfer im Grabe hätten davon erwachen mögen, erwachte auch er aus seinem Traume, zuckte es ihm durchs Herz. Kaum hatte der Chasen sein nervenerschütterndes „Jaimoid“ angestimmt, regnete es eine Fluth wälscher Nüsse aus den Gitterfenstern der Weiberschule in die Männerschule hinab. So ist es bei solchen Gelegenheiten Brauch, und ist des Festes Antheil, der den Gassenjungen gehört, welche zum großen Ergötzen der soliden und erwachsenen Leute sich um die Nüsse am Boden balgen. Jede Nuß, die auf den Steinästherich der Synagoge herabplatzte, fühlte Benjamin in seinen Nerven. Einem jun-

gen Martyrer gleich, mitten durch einen Steinhagel durch, ging Benjamin, während die Nüsse mit schrillem Geräusche auf den Boden fielen, von seinem Platze zu dem Lemmer hinauf, so weh war es ihm auf einmal zu Muthe.

Der Ernst des Lebens hatte sich urplötzlich bei ihm in einer Art angemeldet, wie Einem über Nacht die pechschwarzen Haare eisgrau werden bei einer überraschend eingetretenen Lebensphase, die mit einem Blicke einen Ozean von Jammer in Aussicht stellt.

Benjamin's Kinderzeit war nichts weniger als paradiesisch gewesen. Jetzt, da er, vermöge seiner Lebensverhältnisse, mit einem Schritte aus der Kindheit heraus- in die Männlichkeit eintrat, war es ihm doch wie einer Jungfrau, die ihr ganzes Leben geplagt, dennoch ihre Jungfrauenschaft beweint, an dem Tage, an welchen sie der Mann zum Altare führt, mit dem sie sein soll „zwei Seelen in einem Fleische.“ Er schritt aus seiner Kindheit, wie Adam aus dem Paradiese gejagt. Er hörte den Fluch des Mannes: „Deiner Sünde wegen soll die Erde verflucht sein, Dornen und Disteln soll sie dir hinfüro tragen, und im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen.“ Der Schweiß im Angesichte belästigte ihn nicht; aber voll Dornen und Disteln sah er die Erde bewachsen, die Saat der Sünde, für die er von nun an mit einem Male verantwortlich sein sollte.

Der Dorn ritzte ihn blutrünstig ins Leben.

Der übrige Theil des Tages verstrich ihm, wie eben ein Barmitzwetag vergeht. Nach der Schule, gegen Mittag, wurden die Barmitzwegeschenke an Eiern, Wein, Rosinen, Mandeln, Torten, Liqueurs, und dergleichen Siebensachen, und Leckereien in silbernen, porzelainenen, irdenen Schalen und Tellern — die Schalen, und Teller werden wieder mitgenommen, wie die ausgeleerten Flaschen, Becher, Bouteillen

— von der ganzen Gemeinde geschickt, ins Haus getragen. Nach dem Mittagessen kamen die Verwandte, Freunde und Bekannte, bemaseltowten auf's Neue, bewoilbekumseten, begutschabbeseten, borech habeseten, boruchnimzeten [47]) sich gegenseitig, und ließen sich von der Muhme Rachel benschen. Zur Zeit des Schaleschudes (Schabbesvesperbrot) zwischen Minche, und Mairew [48]), sagte er sein Bschettl [49]), wurde das Barmitzwe-Festessen gehalten, übergaben ihm die nächsten Angehörigen ihre besonderen Barmitzwe-Geburtstags-Geschenke, der eine einen brennenden Dukaten, der andere einen blanken Thaler, der dritte einen silbernen Theelöffel, der dies, der andere das. Kam nichts Besonderes weiter vor. Das einzige Merkwürdige war, daß auch Bocher Abraham, der Verfasser des Barmitzwebschettels, sich auch mit einer kleinen goldenen Uhr einstellte, die er Benjamin zum Präsent machte. Benjamin merkte gar wohl, wo das hinauswollte. Bocher Abraham hatte auf lieb Machle leben (Michaela), Benjamin's um ein Jahr ältere Schwester, ein zärtliches Auge geworfen, und begann schon jetzt, sich in die Familie einschmeicheln zu wollen. Nun wollte der Gute bemerkt haben, als bedünkte es schier Frau Rachel zuweilen, daß die Quälereien, mit denen er noch immer, wenn auch auf andere Weise, als durch Schläge, Püffe und Haarrisse, gegen Benjamin nicht karg war, nicht blos in pädagogischem Eifer ihren Grund hatten. Dem mußte entgegen gearbeitet werden, daß der Verdacht sich nicht in der Mutter Herzen inkrustire. Konnte er aber glänzender, als durch eine goldene Uhr an den Tag legen, daß er es mit Benjamin so schlimm nicht meine? Er mußte dadurch bei Frau Rachel einen Stein im Brette gewinnen. Benjamin hätte ihm mögen den Judaspreis ins Gesicht zurückschleudern. Doch was wollte er machen? War der Mann seiner Mutter und dem

Vormunde recht — lieb Machleleben hatte am wenigsten dabei etwas darein zu reden — mußte er ihm auch recht sein.

XXIV.

Ein Stück Märtyrerthum.

Nach der Barmitzwe tritt der junge Jude aus dem Kindercheder (Elementarschule) aus, und muß sich für einen Lebensberuf bestimmen, d. h. er muß sein Inneres prüfen, ob der Schacher mit Hasenbälgen, oder mit Lämmerfellen, oder mit Ochsenhäuten, oder mit alten Kleidern, oder mit Schnittwaaren, den Pack auf dem Rücken hausiren gehend, mehr Anziehungskraft für ihn habe, als das andere, ob er beim Tate ins Geschäft gehen will, ob er auf eigene Faust einen Kramladen aufschlagen will, wenn er nicht Armuth halber als Meschores (Knecht, Dienstjunge) sein Glück probiren muß, oder ob er beim Studium bleiben mag. Der Jude braucht nicht lange zu wählen. Schacher mit Roh-, oder Industrieprodukten, oder Schacher mit der Wissenschaft, darauf ist er, bis auf wenige Ausnahmen, seit zweitausend Jahren eingefahren. Es ist, geradezu gesagt, eine wissentliche Lüge, geschichtliche Unkenntniß ist es nicht, wenn beschnittene und unbeschnittene Juden behaupten, der Schachergeist der Juden sei eine mittelalterliche Erfindung, ein Bankert ungerechter christlicher Unduldsamkeit. Die Geschichte der hellenistischen Juden, und die ist doch keine mittelalterliche Erfindung, weiß es anders zu erzählen.

Wenn zu Benjamin's Zeit die Rede war von Studium, verstand man ausschließlich darunter das Studium der Gemore. Wer sich für selbes entschloß, reiste entweder in ein

Jeschiwe, oder er ging im Orte zum Schir[50]). Wäre Benjamin's Vater, Merene Raw Rebb Jude, noch am Leben gewesen, hätte Benjamin nicht lange das Aussuchen gehabt. Da wäre ihm schon Schbezezenachts nach seiner Barmitzwe der Bündel geschnürt gewesen, und fort mit dem Bocherl bei Anbruch des nächsten Tages in die Jeschiwe nach Prag. Prag war noch dazumal die Hochschule jüdischer Gelehrsamkeit, wo auch Merene Raw Rebb Jude Rebb Jossels seinen wissenschaftlichen Rittersporn sich verdient. Madame Rachel aber machte nicht so schnell Anstalten, Benjamin in die Jeschiwe zu schicken. War wahrlich der guten Frau nicht zu verargen, daß sie keine große Lust verspürte, ihren Einzigen so schnell von sich zu lassen, dem rühmlichen Loose entgegen, in der Jeschiwewelt sich herum zu pudeln, Täg zu essen[50]), die obligate Krätze zu bekommen, und selber im Schmutze zu verkommen. Daß es Benjamin selber nicht sehr hinausdrängte, in die Jeschiwe zu kommen, versteht sich von selber.

Also ging er im Orte beim Rabbiner zum Schir?

Nein.

Das war nicht im Interesse Bocher Abraham's. Da wäre er überflüssig im Hause gewesen, und seine Bewerbungen um lieb' Machleleben wären in die Brüche gegangen. Deshalb wußte er sehr geschickt Frau Rachel herum zu bringen, daß sie Benjamin eine Zeitlang noch im Hause unterrichten ließ, bis er an Leib und Seele und Erkenntniß stärker, in die Welt hinaus ziehen mochte. So blieb Alles mit Übereinstimmung aller Mitintressenten in der Schwebe. „Un ä koscherer Top, un ä koscherer Kochelöffel is ä koscherer Schidech“ [51]). Benjamin blieb zu Hause, lernte zu Hause ohne vorläufige feste Bestimmung, was daraus werden sollte.

An Benjamins Lebensweise ward nach der Barmitzwe weiter nichts geändert. Nur durfte er jetzt, als gemachter

Bocher [52]) sich etwas freier bewegen. Diese Freiheit benützte er nun etwas häufiger als früher, mit seinem Vetter Leopold, der in fast gleichem Alter mit ihm, auch schon Barmitzwe war, zusammen zu kommen. Die jungen Leute schloßen sich allmählig inniger an einander, führten lange vertraute Zwiegespräche mit einander, über ihre wichtigsten persönlichen Interessen. Bei solcher Gelegenheit bekannte Benjamin seinem Leopold unverholen, wie wenig ihm das Judesein behage, sich in bittre Klagen ergießend über den Zwang, den er in dem Judenthume bis nun erlitten, und zum Theil noch leiden mußte. Leopold dagegen konnte solches gar nicht begreifen, und vertheidigte starr den Glauben seiner Väter.

Wie es bei derartigem Streite fast immer geht, geschah es auch hier. Die Kämpfer erhitzten sich, ohne daß einer den andern einen Fußbreit nachgab, oder den andern nur im mindesten von seiner vorgefaßten Meinung abbrachte. Zuletzt endete es immer damit, daß sie sich die Hände reichten, gleichsam als stille Übereinkunft gegenseitig es sich zu vergessen, wenn sie vielleicht in der Hitze des Wortgefechts persönlich geworden. Sonst blieb alles beim Alten. Doch fand der Unterschied dabei statt, daß Leopolds kälteres Temperament bald wieder in das gewöhnliche Geleise gebracht war. Heißblütig aber wie Benjamin war, blieb er noch im Gedanken auf der Stechbahn, als ihm auch kein Gegner gegenüber stand, und es gohr und kochte fort im Herzen, daß er immer bitterer wurde gegen den Zustand an dem er wider Willen mit eisernen Ketten geschmiedet war. Da war kein Auskommens mit ihm. Was ihm in solcher Stunde in die Nähe kam, ohne gerufen zu sein, bekam ein tüchtiges Maß satyrischer Lauge über den Kopf geschüttet, daß im ganzen Hause Alles sich gerne den Meschugnen (Tollen) drei Schritt vom Leibe hielt. Denn es hieß in

allem Ernst, daß es bei Benjamin, der vor lauter Studiren einen Sporn bekommen, zu Zeiten rapple. Lieb Abraham und lieb Jaickewel verfehlten nicht, allerhand Stückchen aus eigener Fabrik Benjamin unterzuschieben, welche dessen Umgebung in dem Wahn noch mehr bestärkten, es sei bei ihm nicht richtig. Dies brachte, wie es sich leicht denken läßt, den Betheiligten wieder noch mehr auf, und er schimpfte das dumme Judenpack — welches doch seine nächsten Anverwandten und Angehörigen waren, — das ihn auch um seinen gesunden Verstand bringen möchte, so zusammen, daß er hätte wirklich mögen wahnsinnig darüber werden.

Und was war an allen dem Schuld? Eigentlich nicht ganz Benjamin's unfreiwilliges Judenthum, welches freilich auch mithalf, sondern mehr, daß der unreife Knabe die Bücher eines Mannes verschlang, dem seine eigene Bosheit zuletzt den Verstand geraubt. Swift's Schriften, die er zufällig von einem Trödeljuden, der, weiß Gott, wie dazu kam, erstand, wurden Benjamin's Lieblingslektüre. Was der Gefahr dabei die Spitze hätte abbrechen können, einzusehen, man könne unmöglich wollen seine Mitmenschen bessern, wenn man keinen guten Fleck an ihnen lassen will, daß offen sagen, was solche Leute mehr oder minder thun, ihr seid Alle Esel und Ochsen, nicht werth, Menschen zu heißen, ich weiß es, nur ein Narr oder Boshafter könne, und daß solche nicht berufen seien, die Welt zu reformiren, dies einzusehen, so weit war Benjamin noch nicht; da aber Narrheit und Bosheit ansteckende Krankheiten sind, so kann Benjamin's Jugendgeschichte nicht anders von ihm sagen, als daß die Abwege, auf die er trotz so guten Anfängen gerathen, ihre Ursache darin suchen müssen, daß er zur Unzeit Swift's Schriften gelesen, und von ihnen angezogen habe. Darum, aufgepaßt ihr Eltern und Erzieher! in welche Gefahr der Selbstbefleckung des Verstandes und des Herzens

eure Kinder und Zöglinge gerathen können, wenn ihr sie nicht strenge Diät halten lasset in Betreff der Geisteskost.

Wie weit es mit Benjamin unter solchen Umständen gekommen wäre, ist unabsehbar, wenn nicht die gütig über ihn wachende Vorsehung noch zur rechten Zeit eingegriffen hätte.

So saß er an einem schönen Frühlingsabende vor der Hausthüre, lesend in einem Buche. Vor ihm stand, dumm in die Luft hineinglotzend, zum Zeitvertreibe von einem gewaltigen Stück Kuchen, an dem drei Drescher ihren Hunger hätten stillen können, abbeißend, Peter Gutschaft's Seitenstück, Benjamin's Chawer Jaickew. Da kam ein armes, krankes Christenweib, mit einem Kinde auf dem Arme, das andere an der Hand, die jungen Herren um eine milde Gabe zu bitten. Die bittere Noth sah den Armen leserlich genug zu den Augen heraus. Benjamin suchte in allen Säcken, und fand unglücklicher Weise nichts. Mutter und Geschwister waren zufällig ausgegangen. „Geh", sagte er zu Jaickew, „trete mir einstweilen deinen Kuchen für das hungernde Weib, und die armen Würmchen von Kindern ab, wenn Mutter heim kommt, sollst du eine doppelte Porzion dafür haben."

„Was geht mich die Goite mit ihren Schrozem von Kindern an (die Christin mit ihren Kröten von Kindern an)? Verkaufen für zwei Groschen thu ich dir den Kuchen, wenn du ihn just dem Gesindel in den Rachen stecken willst; aber das sag' ich dir, weniger wie zwei Groschen nehme ich nicht einen Zall (Kreuzer), und dein schönes Federmesser mußt du mir als Maschke (Unterpfand) geben, — eben auf das spitzte der Unhold schon lange, — da du jetzt kein Moes (Geld) hast, und dich hernach, bis du deine Snuwem (Gulden) bekommst, der Maßemathen (Handel) reuen könnte."

Diese Niederträchtigkeit seines Chawers trieb Benjamin alles Blut ins Gesicht. Er schämte sich statt dessen vor der

Christin. Ohne sich zu besinnen, riß er das schwerseidene Halstuch herab, zog das von Jaickew verlangte schöne Federmesser aus dem Sack, und warf beides dem armen Weibe zu, mit der Hand winkend, fortzugehen, und dem elenden Jaickew warf er ein: „Elender Jude" um den andern an den Kopf.

„Nu, wer bist denn du?" erwiederte dieser grinsend, der mit Ingrimm gesehen, wie die schönen Sachen in die Gojemhände spaziert waren.

Bei einer solchen Gelegenheit, aus einem solchen Munde gemahnt zu werden, daß auch er ein Jude sei, raubte Benjamin alle Besinnung. Unbedacht sprudelte er heraus: „Ich bin kein Jude, mag kein Jude sein, und verabscheue das Judenthum, das solches Gezücht, wie du bist, hervorbringen kann. Ich ertrage es nicht länger mehr unter euch, ihr Abscheulichen! Wenn ihr mich einmal nicht mehr im Hause findet, wißt nur, daß ich zum Herrn Pfarrer gelaufen, der mich schon beschützen wird gegen eueren gräulichen Unsinn."

Der Unbesonnene überlegte nicht, daß ihm, dem Unmündigen, in diesem Punkte noch kein Wille zustand, und der Pfarrer ihn auf diese Weise nicht einmal hätte aufnehmen dürfen; aber für Jaickew war so etwas zu hören, Wasser auf seine Mühle. „Was", krähte er, „zun Galech[53]) willst du lafen? Das muß ich ja gleich dem Bocher medabern" (klagen).

„Warte", schrie Benjamin, noch mehr gereizt, „warte nur ein klein wenig, ich werde dir den Weg zum Bocher etwas kürzen", und sprang auf, vor Zorn sich nicht mehr kennend, packte den Elenden beim Kragen, und schleuderte ihn in die Hausflur hinein, daß er alle vier von sich streckte.

Blutend aus der zerschundenen Nase, raffte sich Jaickew auf, befühlte sich, da er Blut fließen sah, ob er noch lebe, und lief heulend die Treppe hinauf: „Er hot mich geharget,

er hot mich geharget, der Goi, und zum Galech will er lasen, de Meschugene." (Er hat mich todt geschlagen, er hat mich todt geschlagen, der Heide, und zum Pfarrer will er sich flüchten, der Wahnsinnige.)

„Wer hot dech geharget, wer will zum Galech lasen, sog, sog, mein Chajes" (sprich, sprich mein Leben), fragte Bocher Abraham das blutende Schwein, seinen lieben Jaickewel, und der erzählte mit der gehörigen Länge und Breite, und mit dem nöthigen Zusatze von Lügen, die ganze unselige Geschichte. Und da oben über Benjamin's Kopfe stieß Themis klirrend das Fenster auf, und: „Kumm ä bisl 'rauf, mein Bocherl (Jüngelchen) iech hob dir ebbes zu sogen", krähte es hinab.

„Was wird's weiter werden?" dachte Benjamin, und ging. Es wurde aber gar viel. Denn Abraham's lange verhaltene Grimm machte sich mit einem Male Luft. „Einen, der zum Galech laufen will", meinte er, „dürfe man die vierzig weniger einen Streich, die zugemessene Strafe für gewisse Sünden, schon dreimal herabwixen", trotz Verbot des Arztes, und der Affenliebe der Mutter, die solches lange nicht mehr dulden wollte. Kurz, Benjamin wurde wieder einmal bei den Ohren gefangen, und unter einem öfter wiederholten: „Wart', zun Galech werd ich dir lasen, du Mamser" (Bastard), damit er's nicht vergesse, aus dem dreimal durchstrichenen F von dem Bocher durchgebläut. Leopold kam noch zur rechten Zeit zum Secours. Wer weiß, was noch sonst geschehen wäre. Benjamin's Alliiter, ein kräftiger, stämmiger Bursche, gab dem Bocher einen tüchtigen Stoß auf die Brust, daß er zurücktaumelte, deckte mit seinem Körper Benjamin, und drohte Abraham die Augen auszukratzen, wenn er es noch wagen würde, die Hand aufzuheben.

So endete das Scharmützel. Doch für Benjamin war dies ein sehr wohlthätiger Merks.

Es soll einmal eine Dame in einer Gesellschaft, auf die Frage, warum die Männer jetzt so wenig taugten, geantwortet haben: „Weil die Knaben nicht mehr die Ruthe kriegen." Ob die Dame, welche so menschenfreundlich den Scheckel in Schutz nahm, Recht oder Unrecht hatte, und wie weit körperliche Strafen in der Erziehung zu empfehlen, oder zu verbannen seien, gehört nicht hieher; aber das ist gewiß, daß unsern Benjamin die letzte Tracht Prügel zur Besinnung brachte. Er lernte dadurch seine Mannheit messen. „Pfui, ich ein Mann!" wusch er sich nach erhaltener Lektion selber den Kopf, „ich ein Mann, und werde noch geprügelt wie der miserabelste Gassenjunge. Die Prügel schänden noch nicht so. Seine Püffe kann auch ein starker Mann von einem noch stärkern bekommen. Aber die Ursache jener Schläge! Schämen sollst du dich, schon für etwas Rechtes dich zu halten, und nicht einmal das Geheimniß deines Lebens in deiner Brust bewahren können. Aus der Schule schwätzen wie ein Kind, einem Jaickew Blößen geben, im Zorn sich so vergessen, an einem solchen Wurme, wie der Jaickew, sich zu vergreifen, über die Mannheit!"

Nun wurde an ein ernstliches Gewissenerforschen gegangen, und sieh da, hier galt es, durch viele Larven sich durchzubeißen. Da wurde ein Fehler an sich entdeckt, dort ein Gebrechen gefunden, hier schielte es gar entsetzlich, und das Fazit war, daß man in der letzten Zeit auf sehr guten Wegen gewesen, ein Tölpel zu werden, auf jeden Fall aber sehr weit von dem entfernt gestanden, für das man sich schon in seinem Eigendünkel gehalten.

Einmal angefangen, blieb Benjamin nicht bei der oberflächlichen Erscheinung der Fehler stehen, die er an sich

wahrgenommen. Er suchte nach der Quelle, woher ihm das Verderben gedroht, und konnte keine andere entdecken, als daß ihm seine unverdaute Bücherweisheit den Kopf verrückt habe. Er ward aufmerksam, eine für sein Alter nicht gewöhnliche Erfahrung von selber zu machen, daß es mit seinen Büchern öfters gerade so wie mit Personen gehe, just in den meist anziehenden könne die größte Porzion Perfidie verborgen stecken.

Zu allererst machte er mit seinem Swift den Kehraus. „Der Mann mag Recht haben, oder nicht", sagte er, als er ihn zu den Büchern stellte, die auf seinem Index noch von Ottfried her als verpönt verzeichnet waren. „Lieben und Nachsicht haben mit den Schwächen seiner Nebenmenschen lehrt er keineswegs. Nehmt dieses so einem winzigen Persönchen, wie unsereins ist, was bleibt denn noch an der bedeutungslosen Creatur übrig, die Nichts ist, Nichts schafft, Nichts wirkt, Nichts hat, als das Quentchen Dankgefühl für die Mühe und Plage, welche die Welt rings um sie her mit ihr hat? Der Mann taugt also in keinem Fall für mich."

Allein wie es anfangen, durch die Bücher nicht ferner mehr auf Abwege zu gerathen? Denn entbehren konnte er ihrer Belehrung und ihres Umgangs doch nicht? „Je nun", entschied er sich auf diese hochwichtige Frage, „ich will es so machen: jedem Buche nur so viel zu glauben, als es mir die Anweisung gibt, gut, liebenswürdig, bescheiden und duldsam zu sein. Wie mir aber so ein Büchermann kommt, die Menschen mir zu verdächtigen, will ich denken, der Mann hat für Andere, und nicht für mich gesprochen. Es ist freilich nur zu wahr, daß viele Menschen nichts taugen, und traurig genug, daß auch ich schon diese Erfahrung machen mußte, und die Bücher, die dies beweisen wollen, mögen zum Theil Recht haben, daß sie es thun, aber allgemein die Menschen ver-

dammen, ist doch auch nicht recht, und zugleich gefährlich. Ueberhaupt muß viel dazu gehören, einen Menschen zu ergründen, und ich will lieber in hundert Fällen neun und neunzig Mal das Opfer meiner Gutmüthigkeit werden, als nur einen einzigen Menschen ungerecht kränken. Das thut einem Schuldlosen sehr weh, und ist selten mehr gut zu machen. Nein, nein, eher will ich den superklugen kleinen Schädel da an die nächste Wand zerschellen, als ich es zugebe, daß er mir weis mache, das Herz sei ein gar guter Lappe, auf das dürfe man nicht hören. Ich will lieber mir auf mein Herz, als auf meinen Kopf was zu Gute thun. Der kluge Herr Kopf wird zu Zeiten ein hochmüthiger, eingebildeter Narr. Das liebe Herz dagegen bläht sich nie im Truthahnstolze.

Auf diese Weise wurde Benjamin wieder die gute, sanfte Seele, wie er es war, als sein Herr Ottfried noch täglich zu ihm kam. Und diesen sollte er auf einige Zeit wieder haben, gleichsam als wollte ihm der liebe Gott gleich für seine guten Vorsätze lohnen.

XXIV.

Benjamin geht auf Reisen.

Frau Rachel hatte so lange von dem Meschugesein ihres einzigen Sohnes sich vorsagen gehört, bis es wirklich anfing, ihr um den gesunden Verstand desselben bange zu werden. In diesem Wahne bestärkte sie die letzte Geschichte mit dem Galechlaufen noch mehr. Nur Wahnwitz, meinte sie, konnte in dem Kopfe des Sohnes des alten Rebb Jude Rebb Jossel's einen solchen Gedanken erzeugen [54]. Es ließ sie nicht ruhen,

sie mußte sich mit dem Hausarzte Herrn Lazar berathen, wie das Uebel zu heben. Nach einer solchen Auszeichnung, einen Meschugenen in ihrer Familie zu haben, war die Frau, die sonst nicht ungern von sich und den Ihrigen reden machte, doch nicht sehr lüstern. Herr Lazar, der Medizinalrath des Judlischen Hauses, dessen Klugheit das Gras wachsen hörte, wußte auf ein Haar, wie viel es mit Benjamin's Irrsinn auf sich habe, und dachte sich im Stillen: „Wollte nur, daß es bei euch Allen so rappelte, wie bei dem." Doch wollte er sich nicht die Gelegenheit entschlüpfen lassen, Benjamin, auf den auch er große Stücke hielt, theils aus eigenem Antriebe, theils durch Ottfried's und des Pfarrers Lob, mit denen er vermöge seiner Stellung viel umgehen mußte, dazu hingezogen, ein Bene anzuthun. Er hörte demnach Frau Rachel's Krankengeschichte, von dem besorglichen Zustande ihres Söhnleins sehr bedächtig und mehrmals kopfschüttelnd an. Darauf sagte der Schalk höchst ernsthaft: „Madame Rachel, der Casus ist sehr bedenklich. Sie machen mir wirklich bange. Schade um den Jungen, wäre mir recht leid. Vor der Hand ist da nichts anzufangen, als dem Gemüthskranken Luftveränderung, Zerstreuung anzuordnen. Verfängt dies nicht, so müssen wir freilich zu heroischen Mitteln schreiten. Wissen Sie was? Schicken Sie ihn auf vierzehn Tage oder drei Wochen zu Herrn Ottfried, der wird es noch am besten verstehen, ihm die Mucken auszutreiben."

„Was Sie mir nicht sagen, Herr Lazar! Aber das geht nicht."

„Ei, warum nicht?"

„Weil in der ganzen Stadt dort kein einziger Jude wohnt, zu dem ich meinen Benjamin in die Kost geben könnte. Wo sollte er während der Zeit essen? Bei Ottfried doch nicht?"

„Würde auch nicht davon sterben", dachte Herr Lazar, allein laut sagen durfte er es nicht, um die ganze Sache nicht mit einem Mal zu verderben. Er sann eine Weile nach, und sagte dann: „Aber da fällt mir ja was ein, was prächtig ist. In der Nähe der Kreisstadt, nur eine kleine Stunde weit entfernt, wohnt doch ihr Gastfreund Rebb Nosse (Nathan) Hillels[55]). Bei dem kann Benjamin jeden Tag übernachten, Frühstück nehmen und zu Abend essen. Auf Mittag kann er sich die kurze Zeit hindurch mit kalter Küche behelfen. Die Diät und Spaziergänge Früh und Abends bei dieser Gelegenheit können auch nur das Ihrige dazu beitragen, der Gesundheit des Patienten auf die Beine zu helfen."

„Was Sie doch für ein Chochem (gescheidter Mann) sind, Herr Lazar. Sie denken doch gleich an Alles. Ich hätte, bechaje naphsche (so wahr ich lebe), gänzlich daran vergessen, daß ich meinen Benjamin für die Zeit zu Nosse thun kann. Das ist ein koscheres Haus. Da hab' ich nichts zu fürchten. Der wird schon Acht auf ihn geben. Hundert Johr sollen Sie leben, Sie Chochemkopf (kluger Mann).

Und dabei blieb es. Benjamin durfte sich für den folgenden Tag marschfertig machen. Der gute Junge! jetzt wäre er bald wirklich vor Freuden närrisch geworden.

Das Entzücken, wer beschreibt es, als an dem bestimmten Tage, da er sich zu Ende neigen wollte, Benjamin wieder in den Armen seines so lange nicht gesehenen väterlichen Freundes lag. Des Herzens, Liebkosens, Fragens und Antwortens war kein Ende, daß Frau Ottfried ihren Mann erst aufmerksam machen mußte, daß auch Herr Lazar, der alte Hausfreund, mitgekommen, und nicht einmal noch begrüßt worden wäre. Herr Lazar, welcher es übernommen hatte, Benjamin's Reisearzt und Reisemarschall auf der Tour zu Ottfried zu machen, der freute sich seines Werkes, die

zwei wieder vereinigt zu haben. Als er das selige Vergnügen schaute, welches die Beiden nach langer Trennung aneinander hatten, war er nichts weniger als beleidigt, deshalb übersehen worden zu sein. Lächelnd schüttelte er dem Freunde die dargebotene Rechte, und sagte, da dieser sich entschuldigen wollte: „Machen Sie keine Umstände, Lieber! Das Bürschchen da, ich weiß schon, ist Ihnen mehr ins Herz gewachsen, als ich alter Quacksalber. Den haben Sie schon lange nicht gesehen, und mich haben Sie öfter!"

Endlich, als sich der Sturm ein wenig gelegt hatte, konnte auch Madame Ottfried mit den frommen Taubenaugen, und die Sanftmuth selber, ihren jungen Gast willkommen heißen, und ihr Hännschen herbeirufen, dem gelehrten Herrn Benjamin, von dem Papa alle Tage so viel erzählt, auch seinen Servus zu machen.

„Ei", sagte Benjamin lachend, „liebe, gute Frau Ottfried, mit meiner Gelehrsamkeit ist's eben so weit her, als mit meiner Herrschaft. Ich wäre tausendmal lieber ihr kleiner Benjamin, als ihr großmächtig ungeschickter Herr Benjamin", und zu Hännschen gewandt: „Wenn ich dein Herr Benjamin bin, mußt du mein Herr von Hannes sein. Darum höre, Brüderchen, ich dächte, wir ließen die Possen, und wären einander Bruder und Bruder, du und du. Ich bin freilich um ganze zwei Jahre älter, als du, man denke, was das bei solchen zwei fingerlangen Liliputanerriesen, als die wir Beide sind, viel sagen will. Dagegen hast du vor mir sechs Jahre voraus, welche du nicht mit Talmudbüffeln zu verlieren brauchtest, wie ich, und hast während der Zeit von deinem lieben Papa zehnmal mehr lernen können. Morgen, wenn ich meine Sachen auspacke, bekommst du die schöne Bilderbibel, die ich dir mitgebracht, und wenn's dir recht

ist, mich zu deinem guten Freund zu haben, topp! so schlage ein, und bleibe mir mit deinen Ceremonien vom Halse.'

Mit dem prophetischen Seherblicke, der den Kleinen mehr, als man glaubt, eigen ist, und sie in Andern sich selten täuschen läßt, ein Instinkt, möchte ich sagen, wenn es nicht Profanazion wäre, diesen Späherblick so zu nennen, der in ihnen steckt, ihre Umgebung zu durchschauen, fast mehr werth, als die dickthuende Weltklugheit des Erwachsenen, gewahrte Hännschen hinter Benjamin's Dahlen, nur ihm zu Liebe, des neuen Freundes verborgenen Ernst, und erwiederte, mit dem Finger drohend: „Du, du, es will mich bedünken, du wärest ein loser Vogel, und hättest deine gelehrte Gravität nur ein bischen ausgezogen, und thätest nur so kindisch, um das dumme kleine Ding, das Hännschen, zutraulich zu machen. Die klug in die Welt hineinriechende Nase, die etwas in die Höhe gezogenen Schultern, die sagen mir, daß sie schon sehr viele Buchstaben geschnupft, sehr viel über die Bücher gelegen. Und die Augen, die Augen, die mögen schon was Millionen Kommas, Semikolons, und Punkte in Parade vor sich aufmarschiren gesehen haben. Mag sein. Wenn dein studirter Kopf meinem Normalschüler-Kopfe über den Kopf wachsen will, spannen wir das Herz vor, das macht Alles gleich, und wir wollen dicke Freunde sein, wie griechischen Andenkens Orest und Pilades, von denen mir Väterchen schon manche schöne Geschichte erzählt. Du kennst diese Herren gewiß schon von lange her. Na, komm her, gib mir einen herzhaften Kuß, und der Handel ist fertig."

Also geschah's, und der Himmel hing voller Trompeten, und Pauken, Geigen und Klarinetten.

Ottfried war mit seinem Hause schon lange in die Liste des Mäßigkeitsvereins enrollirt. Abends nahm man bei ihm mit einem Napfe Milch, einem Butterbrod, und einem Teller

Obst vorlieb. Bei dem christlichen Mahle konnte Benjamin mit gut jüdischem Gewissen zu Gaste sein, und Freund Roßele, zu dem hinauszugehen es ohnehin etwas zu spät war, es noch diesen Abend erspart bleiben, wegen der unverhofften Einquartierung sich in Unkosten zu versetzen. Rebb Roßele hätte auch ihm zu Ehren ein Gastgebot anrichten können, gut genug für einen Meschiech, das Vergnügen, welches Benjamin genoß, in Ottfried's Hause zu übernachten, würde er doch damit nicht aufgewogen haben.

Am nächsten Morgen machten Ottfried und Benjamin, mit einander allein, einen Spaziergang, und da wurde Generalbeichte gehört. Was mit ihm in jüngster Zeit vorgegangen, erzählte Benjamin treulich bis auf ein Jota, Besserung mit Hand und Mund gelobend. Ottfried ergriff des Pönitenten Hand, sah ihm fest ins Auge, und sprach: „Deinen Worten trau ich, und sage dir, mein Kind, im Himmel ist mehr Freude über einen reuigen Sünder, als über neun und neunzig Gerechte. Der Herr stärke dich in deinen Werken und Wollen."

XXV.

Die Chasene.

Benjamin mußte nun auch den Gastfreund seiner Mutter besuchen, der ein koscherer Jude nach altem Schlag und lustiger Patron war. Als Benjamin bei demselben ankam, ging gerade im Hause Alles drunter und drüber. Sie hatten das ganze Haus zum Hause hinausgeworfen, Rebb Rosse's ganze Wirthschaft lag auf der Gasse. Stühle, Kommoden, Kleiderkasten, Betten, Tische, Bänke, in Tücher eingeschlagene Spiegel und sonstiger Hausrath, im bunten Gewirre

alles durch einander, beengten den Eingang zum Hause. Es sah aus wie auf einem Trödelmarkte. Das von seinen Utensilien ausgeweidete Haus stand indeß nicht öde. In seinem Inneren bewegte sich ein gar rühriges Leben. Es wurde getüncht, gewaschen, geputzt, angestrichen und gepinselt, und Alles auf den Glanz hergerichtet.

Da bin ich gerade recht gekommen! dachte Benjamin, und wollte wieder umkehren, ohne erst den Versuch zu machen, sich durch dieses Gewirre auf Kosten seiner Schienbeine, für die an hundert Gegenstände anzustoßen, hier hundertmal die schönste Gelegenheit war, durchzuwinden, um in das Haus hineinzugelangen. So fort zu gehen, nachdem er noch nicht mal recht gekommen war, hielt ihn Rebb Nosse's Dazwischenkunft ab. Dieser hatte ihn schon bemerkt, und ging ihm mit einem „Scholemlechem [56]) Bocher" entgegen, und sagte: „Was is dos far ä derech erez farn Scholem lechem Beschißchem sogen. Dos is ä n' Direch! Wenn mer der Töper den Diwen nit eingeschlogen hätt, hätt iech 'n eingeschlogen" [57]).

Benjamin entschuldigte sich, daß er fürchte zur ungelegenen Zeit gekommen zu sein.

„Hundert Johr sollste mer leben", entgegnete Nosse gutmüthig, „wos thut me damit? Wos haßt dos „ungelegen." Wer kumt ungelegen, wenn Nosse Hillel's Chasene macht. (Hochzeit macht.) Is dos derhört worden? Bechaje roische iech kennt broiges sein [58]) über soi ä Red. Ungelegen. Mant's Bocherl in Noße Hillel's Haus wär weiter ka Platz wenn er zwa Chedorem (Zimmer) far dä Chasene herrichten loßt? Nu wos thut me damit? Rebb Jude Rebb Jossels Bocher muß me schoin wos moichel sein. Un hiez weiter kan Geruder machen. Du bist der ham" [59]).

„Channele, Channele! (Hannchen) wo biste?" rief er ins Haus hinein. „Kumm ä bißele her."

Channele, die junge Kale (Braut) erschien.

„Haßt ä Masl (das heiße ich von Glück sagen). Hot nit ä mol ä Klesmer, noch ä Fiedele ongerührt, un kumt schoin ä n' Direch, un brengt Droscheschenk, iech man gor ä güldene Wieg [60])."

Bei der zarten Anspielung auf die goldene Wiege erröthete Channele bis über die Ohren, und spielte verlegen mit dem Zipfel ihrer Schürze.

„Nu, nu, wos is der mehr! Brauchst dech nix zu schämen. Wenn mä ä Chasene mad (Hochzeiterin ist), meg mä schoin bekowed (mit Ehren) vun ä Wieg wos hören. Kinder sen ä Broche (Segen). Hiez, geh' 'rein, daß 's Bocherl wos z' essen kriegt."

Vier Tage später ging's lustig her in Rebb Nosse's Hause. Das Haus war vollgestopft mit Hochzeitgästen. Die Klesmorem (Musikanten) spielten lustig auf, Chosen und Kale (Bräutigam und Braut) wurden zusammen geführt, Er mit langem Wagenzuge aus der Khile kommend, Sie von Maden (Jungfrauen) und Balbostens (Weibern) umgeben, ihn im Hause erwartend. Dieser feierliche Empfang mit großem Gepränge zwischen Chosen und Kale war die erste Szene des ersten Aktes des tragi-komischen Familienstückes, einer jüdischen Chasene (Hochzeit).

Geigen quieckten, die Baßgeige brummte, Trompeten schmetterten, Klarinetten kreischten! Das Zimbal schnarrte, Alles an Wohllaut überbietend, meisterlich traktirt von Awromeles Klesmer, des weit und breit gesuchten Zimbalschlägers Virtuosenhand, und bei dem reich besetzten Orchester hopste die junge Welt, ein Ballet aufführend, an dem sich Meister Vestris hätte verschauen, und einige zierliche Pas ablernen können. Während die jungen Leute mit Tanzen sich erlustigten, hatten die älteren, gesetzten Personen, deren Pedale zum

Tanzen lange schon zu ungelenkig geworden, ihren Spaß an Schimschele Narrs Lazzis.

Schimschele Narr! du göttlicher Hannswurst, du klassische Figur von einem beschnittenen Kasperle, du Ausbund von einem gereimten und ungereimten Lustigmacher, göttlicher Pickelhäring, du schönste meiner Jugenderinnerungen! Schimschele Narr, du alter ehrlicher Kerl! das Herz blutet mir, wenn ich deiner gedenke. O, Schimschele, Schimschele! meine Thränen wollten nicht versiegen, als sie dich zu Grabe trugen. Jetzt preise ich dich nur glücklich, daß du ruhig schläfst den festen Todesschlaf im kühlen Grabe, und von der ganzen Welt nichts hörst. Ach, mit deiner unverwüstlichen Lustigkeit wär's aus, dein Witz wäre abgestanden, hättest du den Schmerz erleben müssen, zu sehen, wie deine Enkel aus der Art geschlagen sind. Deine Zunftgenossen, die Erfinder des jüdischen Humors, ja, sie sind gänzlich aus der Art geschlagen. Du, mein guter Schimschele, vergaßest nie, daß du von der jüdischen Narrengilde seiest, und maßtest dir nie die Auszeichnung der alten christlichen Narrengilde an, das hölzerne Schwert, und jetzt, denk' dir einmal! die modernen Judennarren tragen jetzt Säbel, veritable Säbel, von gutem Stahl, vom Schwertfeger verfertigt. Denk' dir, Säbel tragen die Narren! Himmel! wenn so ein Säbel selber närrisch werden möchte, und losginge, welche Gefahr für der Narren Leben. Noch nicht genug, auch Champagnernesech[61]) trinken sie, Trefes[62]) essen sie, Galchesch[63]) reden sie, Zeitungen schreiben sie, das große Wort führen sie. Und Narren da, Narren dort.' Narren überall, die Narren reden, und die gescheidten Leute sollen kouschen, und für die radikalen Narren, noch obendrein die Zeche zahlen.

Schimschele, schlafe ruhig den Todesschlaf, läge mancher Gescheidter gern neben dir, wäre es ihm nur erspart,

den traurigen Tanz mitmachen zu müssen, wo jene ihre gottvergessenen Possen treiben.

Schlafe ruhig, und lasse dich nicht stören, du harmloser, ehrlicher Kerl von einem Narren. Die bösen Narren, die sich selber „gleich einem Lumpen" halten, und doch die soliden Leute meistern und hunzen wollen, rechtschaffene Ehrenmänner Schufte schimpfen, die bösen Narren, sie haben mir's angethan, daß ich an deinem Bilde der Welt zeige, wie ein ehrlicher Judennarr aussieht, auf daß sie den deutschkatholischen schlimmen Judennarren aus dem Wege gehen können. Ja, sie haben's mir angethan, gleich wie sie es vielen andern Christenseelen angethan haben, wie ließen sich diese sonst von den Narren meistern, und ich hätte es sonst gewiß auch bleiben lassen, die gefährlichen Narren mir auf den Hals zu hetzen?

Schimschele! sei mir moichel, wenn ich dich im Grabe störe. Aber wie soll ich Chasene machen ohne den Narren? Ach, eine Judenchasene ohne Narretei wäre gar keine Chasene, wäre ein Unheil verkündendes Omen, wenn der Narr fehlte. Dies war dir im Leben gar wohl bewußt.

Nun seht mir meinen köstlichen Schimschele, Schabbes Nachmittag beim Vorspiele in des Chosen's Hause. Der Tisch bricht schier unter der Last der Pfefferkränzlech, Mackemnicklech, Bobes, Aepfelfloden, Pfeffererbsen, Pfefferbohnen[64]), und Weinflaschen. Um den Tisch herum sitzt ein Blüthenkranz von „Jungen" und „Maden" (Junggesellen und Jungfrauen); an sie reihen sich die Eheleute. Lautlose Stille, Alle ganz Ohr. Schimschele reimt.

Und was reimt Schimschele Narr am Schabbes beim Vorspiele in des Chosen's Hause?

Alles, was das Herz begehrt?

Ein Judennarr ist nicht so galant, wie ein Christengeck. Der Jude hält es mit der Gramma.ik, das genus mas-

culinum ist ihm, und bleibt ihm das vorzüglichere, welchem der Vortritt gebührt. Schimschele reimt also zuerst die Männer an. Da ist Rebb Moische, ein feiner Jude, ein koscherer Kornwipper. Die Fexung von zwei Dörfern, die er im letzten Jahre noch auf dem Halme schon sein genannt, liegt ihm noch auf dem Herzen. Was Rebb Moisches Herz wünscht, Schimschele weiß es, und weil Judennarren Dichter sind, und Dichter Seher sind, prophezeit Schimschele Rebb Moischen einen ausgiebigen Hagelschlag, einen wohlthätigen Weizenbrand. Die Rhelem (Christen), denen Hagelschlag und Weizenbrand die Fluren verwüsten werden, werden weinen, das ist eine Broche (Segen) der Jüd wird lachen, das ist noch eine größere Broche. Die Frucht wird nicht steigen, nein, in die Höhe fliegen. Den Rest von dem Rewech, den Rebb Moische in zwei große Getreidesäcke nicht hineinbringen wird können, wird er Schimschelen schenken. Rebb Moische, o, der ist ein mildthätiger Mann, und wird schon heute Nacht nach Awdole[65]), wenn Schabbesleben aus sein wird, Schimschelen ein Paar Groschen auf Abschlag von dem zu hoffenden Rewech schenken. Denn Schimschele Narr ist ein armer Narr, der wirklich in Verlegenheit wäre, wie die Spesen zur Chasenefahrt bestreiten, wenn er sich nicht auf die Freigebigkeit Rebb Moisches zuversichtlich verlassen dürfte. So versteht Schimscheles Chochemkopf zwei Fliegen auf einen Schlag zu erschlagen: Rebb Moischen zu reimen, was dieser gern hätte, und ihn auf die sinnigste Weise anzubetteln.

Neben Rebb Moische sitzt Rebb Kalme, der Balmechomeslieferant (Armeelieferant), der hat mit seinen Einkäufen lange noch nicht den Bedarf gedeckt, und braucht wohlfeile Schrannenpreise. Nun, Schimschele ist nicht verlegen, er segnet die Ernte dermaßen, daß die Gojem (Christen) nicht Hände genug haben, die Frucht einzuheimsen. Nicht die

Hälfte von den Zinsen der Kapitalien, die Rebb Kalme unter den Landwirthen ausständig hat, werden durch die Getreidezufuhren gelöscht werden, die weit über den Lieferungsbedarf die Schuldner Rebb Kalmen werden ins Haus zu stellen genöthigt sein, so niedrig werden die Preise sein. Daß so für Rebb Moischen Mißwachs, für Rebb Kalmen Segen aus einem Horne fließen, das ficht Schimschelen wenig an. Bei Schimschele Narr und bei Gott ist Alles möglich. Uebrigens, warum gerade von Schimschele's Dichterfantasie Logik und Zusammenhang verlangen, da so viele andere lyrische und epische Zelebritäten so vieles Ungereimte zusammenreimen?

Genug, Rebb Kalme streicht sich, Schimschelen Beifall nickend, zufrieden lächelnd den Bart. Jeder Strich für Schimschelen einen Sechser werth, das ist für Schimschelen die Hauptsache. Was auf jenem Kerbholze eingeschnitten ist, ist so gewiß bares Geld, wie ein Rothschild'scher Wechsel. Schimschele kann getrost dem Awdolemachen entgegen harren. Drei Sechser sind ihm gewiß. Dreimal hat Rebb Kalme in einem Anfluge von mäcenischer Verschwendung den Bart gestrichen. So geht's. Die Gojemkunst muß sich begnügen, nach Brot zu gehen, Schimschele's Reimkunst darf nach Groschen und Sechsern gehen, und Groschen und Sechser machen bald einen Gulden.

Von den Balbatem (Ehemännern) wendet sich Schimschele den Jungen (Junggesellen) zu. Ein Hasenbalgsoicher (Händler) ist der Erste, den er auf dem Korn hat. Dem reimt er ein solch gesegnetes, fruchtbares Hasenjahr, daß die Jäger einen Hasen nicht einmal einen Schuß Pulver werth halten, und deshalb den Wilddieben nicht auf die Kappen gehen werden, wenn sie die Hasen mit Stöcken todtschlagen, und zu Hunderten in Schlingen fangen. Bei hellem Tage, nicht ver-

stohlen bei finsterer Nacht, werden die Wilderer, des Hasenbalgsoichers beste Kunden, diesem ins Haus kommen. Nicht genug, dieses Jahr wird eine bisher unerhörte Selbstmordmanie unter den Hasen einreißen. An jedem Kohlkopf wird sich aus Lebensüberdruß ein Hase erhenken. Wer will, wird die unglücklichen Selbstmörder ausbälgen können, wird sich kein Forstamt einen Deut darum kümmern.

Wahrlich, genial ist der Uebergang, wie Schimschele in den unbändigen Hasenbalgüberfluß seinen abgeschabten Filzdeckel einzuflechten weiß. Dem gesegneten Hasenbälgler wird's wohl nicht darauf ankommen, ihm einen abgelegten Hut zu schenken, den der arme Narr so sehr bedarf.

So geht es durch alle Stände durch. Balbatim (Ehemänner), Jungen (Junggesellen), Balbosten (Eheweiber), Bsules (Jungfrauen), Jedem und Jeder weiß Schimschele was Angenehmes anmuthig zu sagen, und vergißt dabei sich nicht, nicht sein Bedürfniß, und nicht seine Bedürftigkeit. Ist auch der Reim zuweilen: „Reim' dich, oder ich freß dich", in der Form etwas mangelhaft, der Kern, die Wesenheit, ist dafür um so klassischer, voller Lebens- und witzessprühender, gesunder Poesie.

Irren würde man sich jedoch sehr gewaltig, wenn man glauben wollte, daß Schimschele am Schabbes Nachmittag beim Vorspiele in des Chosens Hause seinen ganzen Fond von dem: „Est Deus in nobis" verausgabt habe.

Der Unerschöpfliche! sogar der abwesenden Braut, die daheim in ihrem Dorfe ihrem süßen nahen Glücke entgegen träumt, hat er sammt den Ihrigen auf Geistesschwingen eine ganze Ladung seiner gereimten Leuchtkugeln hinausgeschleudert, und doch schüttelt er am Polterabende seine Possen, gereimt und ungereimt, nur so aus dem Aermel heraus, als hätte er der Erfindungskraft seines Witzes, am Schabbes, beim Vorspiele in des Chosens Hause, nicht einen Pfennig Un-

kosten zu verursachen gebraucht. Balbatem und Balbostens halten sich die Bäuche vor lauter Lachen. Was ist gegen die Lust an Schimscheles Possenreißerei das Hopsen und Torkeln der jungen Leute für eine mühselige Unterhaltung.

Jetzt aber, mein guter Schimschele, hör' mal auf. Sonst übersehen die Weiber, daß die Dämmerung hereinbricht, und versäumten, die Kale in die Tuck (Bad) zu führen. Würde das durch deine Schuld geschehen, du wärst ein ruinirter Mann. Du dürftest dich auf keiner Chasene mehr blicken lassen, geschweige auf selbiger was reimen. Dein gefürchteter Rival Anschele Narr wäre dann Hahn im Korbe. Jedenfalls würde dir der Chosen deine redliche Bemühung, andere Leute auf seine Unkosten zu erlustigen, schlecht oder gar nicht gelohnt haben, wenn durch deine Späße das Tuckführen der Kale wäre übersehen worden. Das jus primae noctis bei seiner eigenen Kale morgen in Anspruch zu nehmen, hätte er sich müssen vergehen lassen, und wenn er der hochgestellteste jüdische Dynast, der leibliche zweitgeborne Bruder des Meschiech gewesen wäre[66]).

Nach dem Tuckführen war die Kale nur auf einige Augenblicke sichtbar. Ihre wunderschönen rabenschwarzen Haarlocken und Haarflechten, die sie heute zum letzten Male in ihrer Pracht und Fülle durfte sehen lassen[67]), krönte eine Goldhaube von einer Wucht, die ihr die schöne Stirn fast wund drückte, und mehr reich als kleidsam war. Indessen, auch dieser geschmacklose Kopfputz konnte Channele nicht entstellen. Abgesehen davon, daß sie noch in dem zarten jungfräulichen Alter der beauté du diable stand, dem gegenüber Mephistopheles sein Kupplerisches: „Mit diesem Trank im Leib", allezeit sich füglich ersparen kann, war Channele eine jener reizenden Gestalten, die Nichts verunzieren, Alles nur zieren kann. Sie mußte dieses Ungethüm von einer Goldhaube

aufsetzen, weil sie durch das Tuckführen bereits in den Orden der Eheweiber aufgenommen war. Von den leichten Häubchen aus Spinnenwebenstoff, in die sich in etwas späterer Zeit die jüdischen Kales und Weiber zu kleiden begannen, wußte man damals noch nichts. Diese wurden von den Gojem entlehnt, und in einer solchen Haube unter die Haube gebracht zu sein, hätte damals der strengen Orthodoxie kein kleines Aergerniß gegeben.

Durch das Tuckführen und dreimaliges Untertauchen kopfüber war Channele allerdings so vollständig abgezwagt worden, daß nicht nagelgroß an ihrem Leibe trocken geblieben war, Channeles Gesicht aber strahlte nach der Wäsche nichts desto weniger heiterer. Im Gegentheil, es hatte sich ein verdüsternder melancholischer Zug über ihr anmuthiges Antlitz gelagert.

War dies das Beweinen ihrer kaum entknospeten Jungfrauenschaft, oder hatte der Gedanke, daß sie für den schmeckedegen gestupelt Eisekel [68]) abgetuckt worden, so viel Reizendes für sie?

Ueberhaupt wurde es, nachdem es dunkel geworden, stiller im Chasenehause. Schimschele hatte seine, schütterndes Lachen erregende Späße eingestellt, und die Anderen verhielten sich ruhig. Chosen und Kale hatten sich für heute früher zurückgezogen, der Chosen, um für den morgenden schweren, ruhelosen Tag in den Armen des Schlafes Kräfte zu sammeln, die Kale, um sich in ihrem stillen Kämmerlein satt auszuweinen. Viel weinen am Chasenetag geziemt sich für eine koschere Judenkale, wenn die Tochter der in Schutt liegenden königlichen Zion, deren Volk in Goles [69]) schmachtet, am Chasenetage nicht weinte, das würde man ihr sehr verargen. Man wollte durch lärmende Lustigkeit die Ruhe der Brautleute nicht stören. Nur hier und da saß eine Gruppe Nachzügler

beim Nachtische des Abendbrotes, bei einer Flasche Wein, lebhafter mit den Händen, als mit dem Munde, im flüsternden Gespräche sich die Zeit kürzend.

Den nächsten Morgen wurde es sehr zeitlich lebendig im Chasenehause. Die Männer vereinigten sich mit dem Chosen zu Minje [70]), die verheiratheten Weibsleute beteten abgesondert, währenddem die ledigen ihre Toilette machten [71]). Nach dem Morgengebete war das Bedecken. Es wurde zwischen zwei Sesseln eine Art Himmelbett aufgerichtet, und die Braut darauf gesetzt. Der Rabbiner kam, nahm den bereit gehaltenen grünseidenen, mit Goldborten verbrämten Schleier, schlug denselben der Braut um den Kopf, den Weibern überlassend, ihn gehörig zu richten, und segnete inzwischen die Braut. Nach dieser Zeremonie erhob sich die Braut, und eröffnete mit der ersten Unterführerin [72]) ein gar anmuthiges Ballet, mit jedem der anwesenden Weiber, jung und alt, nach der Reihe eine Menuette tanzend.

Inzwischen ließen sich die Männer, Junggesellen, und Jungfrauen, groß und klein, die Dölklech, Bobelech (auch eine Art jüdischen Backwerks), Kaffee, und Branntwein beim „Onbeißen" wacker schmecken.

Nach dem Onbeißen ging's wieder an ein Hopsen, Torkeln, Walzen, „Kalemaike-" und „Kosakeschtanzen" [73]), welches zu großem Ergötzen der bei Thüre und Fenstern hineingaffenden christlichen Dorfjugend die koschere Judenjugend in einem Zuge ununterbrochen bis gegen Mittag verführte.

Während dies im Hochzeitsalon vorging, saß der Bräutigam nebst seinem Vater und dem Brautvater, den Rabbiner auf der einen Seite, auf der andern den jüdischen Gerichtsschreiber, von mehreren Hochzeitgästen, denen schon lange das Tanzen vergangen, oder die sonst mehr dem Ernste, als der Lust des Lebens Rechnung trugen, umgeben, in einem

abgesonderten Zimmer bei der „Anricht." Da wurden vor Allem die Tnoem (Ehepakten) verlesen, das Instrument der Chsube (der Frauen Leibgeding, welches sie zugemessen haben sollte, im Falle sie Witwe werde, oder der Mann sich von ihr scheiden lasse) entworfen, ratifizirt von dem Bräutigam und dessen nächsten Angehörigen, und was ihm wichtiger war, als selbst die Uebernahme der Braut, von dem Bräutigam, nach langem Feilschen und Mäkeln hüben und drüben mit „Herabhandeln und Zulegen", die Nedan (Morgengabe) übernommen, die ihm von dem Schwiegerpapa in brennenden Dukaten, blanken Thalern und Zwanzigkreuzerstücken aus dem geblähten Bauche einer mächtigen ledernen Geldkatze auf den Tisch gezählt wurde, in gleichen Münzsorten zahlte der Brautvater die Chsube entgegen. Beide strich der Bräutigam als geborner Vormund seiner Frau ein, um mit den anvertrauten Pfunden gehörig zu wuchern. Indessen hatte der Brautvater schon dafür gesorgt, daß seinem Channele die Chsube auch rechtsgültig versichert worden. „Handelschaft ist keine Freundschaft." In Geldsachen muß Vorsicht sein.

Ueber diesen wichtigen Akt war es Mittag geworden. Mannen und Weibsen, Jünglinge und Jungfrauen, und die lieben Kleinen, überhaupt jegliches lebendes Wesen im Chasenhause, bis auf Bräutigam und Braut, die fasten müssen, stärkten sich mit einem frugalen Gabelfrühstück.

Darauf kam die ernsteste, und heißeste Stunde des Tages für das Brautpaar und Schimschele Narr.

Es ist gegen 1 Uhr Nachmittags, und Minchezeit.

Gestupelt Eisekel, der „eiserne Barje" (Held) des Tages, angethan mit einem schwarzen Leibrock nach neuestem Schnitte von anno 90, kurzen dito Knie-Inexpressibles, über die Spatzenbeine feine schwarzseidene Strümpfe, straff angezogen, die Plattfüße in Schnallenschuhen mit schweren silbernen

Schnallen gesteckt, vom Rücken herabwallend ein seidenes Mäntelchen, das edle Haupt geziert mit einer nagelneuen, violetten Sammtkappe, nach Art wie sie die Küper und Gastwirthe tragen, auf der Kappe oben drauf heut zum ersten Male das „Häubelbretel", jenen famosen Filzdeckel, den wir noch vom Tische B'ow her kennen, gestupelt Eisekel der Barjen und Chosen, Chosen und Barjen so aufs Herrlichste herausstaffirt, steht mit geschlossenen Beinen in gebückter Haltung in einem Winkel eines Zimmers vor einem Sessel, auf dem das Siderl aufgeschlagen liegt.

Er betet Rosche-schone Schmoine-eßere mit eingelegter Widde[74]), klopft gewaltig an die Brust, als wollte er mit Gewalt ein Herz im Busen herauspochen, da doch bei ihm statt des Herzens ein Geldsack hängt, und thut, als weinte er bitterlich.

Weshalb müht sich der Gute so ab, weinerliche Fratzen zu schneiden? Eine wunderschöne, kaum sechzehnjährige Braut heimführen, 20,000 schwere Gulden Nedan, ebenso viel Chsube eingesackt haben, hinter Schloß und Riegel gut verwahrt, ist das gar so jammervoll?

Deshalb findet mancher der hochansehnlichen Versammlung die Eisek im Rücken stehend, sich schaukelnd, wiegend und summend das Alltags-Schmoine-eßre ort (betet), findet Mancher, der, wie sie sagen, „Eisekels Schlappschuhe nicht zu bezahlen hat", es sehr unpassend, daß Eisekel weinen möchte, und durch seinen Undank des Himmels Zorn herausforderte.

Aber da tritt Schimschele auf, und der Narr belehrt die Klugen eines Besseren. Gleich werdet ihr es sehen, daß der Chosen nicht blos weinerliche Fratzen zu schneiden, nein, wirklich zu weinen alle Ursache hat.

Er pflanzt sich nach der ganzen Breite hin vor den

„orenden", grinsenden, greinenden und Grimassen schneidenden Chosen, und jammert ein= über das anderemal: „Chosen Bruder! Chosen Bruder! mach ka Geruder" (Bruder Bräutigam! Bruder Bräutigam! mache kein Geräusch.)

Was dem Pedanten das Ei der Leda ist, wenn er den Anfang zur Geschichtserzählung von Troja's tragischem Falle finden will, ist dem guten Schimschele sein Chosen Bruder! Chosen Bruder ꝛc. Ohne dieses findet er keinen Anfang und kein Ende, mit diesem haspelt er, wie ein Taschenspieler 20 Klafter Baumwollenbänder aus seinem eigenen Rachen zieht, 20 Gesatz eines nach dem anderen ab, voll tiefster Lebensweisheit, die er dem Chosen vorreimt. Der Ernst des Schrittes, den der Chosen vorhat, ist der Inhalt dieser Rapsodien.

Nun, das ist in Ordnung. Brav, mein Schimschele! Du sprichst von dem Ernste des Lebens, von der pflichtschuldigen Liebe des Gatten zur Gattin, von den Pflichten des Vaters?

Warum nicht gar!

Was Ernst des Lebens, dem ein Gewaltstreich des Todes jeden Augenblick ein Ende machen kann, dem lustigen Narren muß Leben ein Spaß sein, von diesem Spaße fristet er ja sein Leben, und der Satz: „Jedem Menschen ist es gesetzt, einmal zu sterben", ohne seine weiteren Konsequenzen so nackt hingestellt, ist auch dem Juden kein Geheimniß. Daß Eisekel Barje darum wissen werde, setzt Schimschele voraus. Was soll er den Reichen an seinem Chasenetag ans Sterben erinnern, auf welches sich nicht einmal der Arme freut, und Jeder sich auf die Letzt aufhebt?

Was Liebe zu dem Weibe, welches ihm angetraut werden soll? Was von den heiligen Pflichten des Gatten und Vater? Hat Eisekel die Katze im Sacke gekauft? Vor einem

Vierteljahre ist der Schatchen[75]) gekommen, hat Eisekels Vater bei Seite genommen, und ihm mit der größten Geheimnißkrämerei, damit es nicht verlaute, und ein Anderer zuvorkommend die Waare auskaufen könnte, ins Ohr gesagt: „Ich weiß einen guten Schideck (Parthie) für euer Eisekel. Ein Mädel wie eine Docke, und 20,000 Gülden Nedan. Rebb Nossels Channele." Eisekel's Vater sind die 20,000 Gulden anständig, so viel gibt auch er seinem Sohne mit. Die Persönlichkeit der Braut ist Nebensache. Eisekel wird herbeigerufen, und gefragt, ob er eine schöne Kale, und 20,000 Gülden Nedan haben will? „Wenn es 'n Tate racht is, mir is's ach racht", sagt Eisekel gleichgültig. Daruf gehen Eisekel und der Schattchen auf die Beschau. Das Mädl findet Gnade vor Eisekels Augen, noch mehr die 20,000 Gulden, mit denen es richtig ist. S' Tnoemmohl[70]) wird gehalten. Eisekel und Channele sind Chosen und Kale. Da weiter nichts im Wege steht, wird nach einem Vierteljahre aus Chosen und Kale Balbos und Balbosten gemacht. Was braucht's mehr? Die Liebe kommt in der Ehe von selber. Uebrigens wird man von der Liebe nicht satt. Und Pflichten? Was gehen die einen Discher (Reichen) an? Der muß ans Geschäft denken. Wie mit dem Manne, Kindern, dem Gesinde und Hauswesen fertig werden? das muß Channeles Sorge sein.

Aber nicht zu berechnen sind des Lebens Wechselfälle, mit denen sich kein fester Bund schließen läßt, und gar erschrecklich sind sie oft. Aus Königen sind schon Schulmeister geworden und aus Reichen Arme. Und doppelt, ja dreifach unglücklicher, als ein in Armuth Geborener, ist ein herabgekommener Reicher. Dieses ihm eindringlich zu Gemüthe zu führen, kann es einen passenderen Stoff geben zur Belehrung für einen reichen Chosen an seinem Chasenetage? Dieses reichhaltige Thema hatte sich Schimschele erkieset, in künstlerisch verschlungenen Schalksnarren-Stanzen Eiseklen vorzu-

reimen. Während dieser die Widde betet, während er sich nach dem vorliegenden Formulare zu Sünden und Verbrechen bekennt, von denen auf jedes einzelne, und lange noch nicht das schwerste, nach göttlichem und bürgerlichem Gesetze, mindesten Galgen und Rad steht, warnt ihn Schimschele, sich vorzüglich vor jenen Chetoim zu hüten (Sünden), die Gott mit der Verarmung belegt. Schauderhaft — Pater Kochem's heiße Höllenbilder sind pure Eisschollen dagegen — schauderhaft ist das Bild, welches der Dante aller Schalksnarren, Schimschele Narr, von der Erdenhölle, der Armuth entwirft, um seinen Chosen, den er in der Beize hat, vor Allem zu warnen, was die Höllenstrafe des Dales (Armuth) nach sich ziehen könnte. Dabei begleiten die Klesmorem den Reimschmied wunderbarlich kräftig, eine rührende Weise aufspielend, nach der alten klassischen Melodei: „Gestern war Vetter Michel da."

Es war herzbrechend. „Und aufgelöst in eine Thräne waren alle Zionssöhne", deren Herzenssaiten jener Meistersang mächtig rührte, wie hätte da der, den es am meisten berührte, ungerührt bleiben mögen.

Es war kein Vorsichhineinweinen mehr, es war ein lautes Brüllen, welches der Chosen Eisekel verbrachte. Daß da keine Ursache zum Weinen wäre, meinte selbst das verhärteste Felsenherz nicht weiter.

So gewaltig war Minstrell Schimschele in seiner Kunst. Hätte er nicht noch zur rechten Zeit aufgehört, aus dem Hause der Freude wäre ein Haus der Trauer geworden. Eisekel, der feste Barje Eisekel, wäre vor Weinen wie weiche Butter zerschmolzen.

Eisekel war durch Schimschele's lebensvolle Schilderung der möglichen Gefahr der Verarmung und ihrer Schrecken für den Augenblick in seinem Inneren so zerwühlt, daß er

sich gar nicht ein bischen darüber entsetzte, als sie eine Unzahl Kreuzer-Wachskerzchen anzündeten, wie bei einem Sterbenden, den Sterbekittel und Kittelhäubel herbeibrachten, ihn damit zu bekleiden, und ihm Asche aufs Haupt streuen. Wäre ihm gar nicht viel daran gelegen gewesen, wenn sie ihn nur gleich auf den guten Ort gebracht hätten. Einstweilen wollten sie ihn nur unter die Chuppe führen. Den einen Unterführer zur Rechten, den andern zur Linken, schlich Eisekel in der Mitte, gesenkten Hauptes, seinen Schmerz in das blüthenweiße Sacktuch, welches er in den Händen hielt, hineinschluchzend, nicht anders, als würde er zum Galgen, und nicht unter die Chuppe geführt werden.

Währenddem sie den Chosen so bearbeiteten für den Eintritt in den Ehestand, der da ist ein Wehestand, lag die Kale auch nicht auf Rosen.

Vorerst mußte sie Chale nehmen[77]), und wie sie sich auch zermarterte, sie konnte sich auf die Broche (Segensformel) dabei unmöglich entsinnen. Sie hörte das Zischeln, und Wispern, und Flüstern der hochmüthigen Khileweiber, die sich über die rohe Dorfmoz[78]), die nicht einmal Brochemachen gelernt hatte, lustig machten. Ja, ihre etwas gallichte, etwas zänkische, etwas boshafte, etwas neidische, etwas geldstolze, etwas triefäugige, schielende, und wie eine Nachteule häßliche Schwiegermama brummte ganz vernehmlich etwas wie von einer Meßalliance. Ihr Sohn hätte mit seinem Vermögen das Aussuchen gehabt. Hätte nicht so übereilt nach einer so ungebildeten Dorftrulle wie blind zuzugreifen gebraucht, wenn ihn nicht die glatte Larve geblendet hätte. Das war's eben, die glatte Larve machte die häßliche Neidhardin unwirsch. Indessen hätte die Aermste, welche jene Liebesworte angingen, vor Scham in die Erde sinken mögen.

Nach dem verunglückten Chalenehmen mußte die Ge-

plagte, der es wie Blei an den Füßen hing, fast durch eine ganze Stunde wieder mit allen Weibern eine Tour menuetten. Dann wurde sie auf einen Sessel niedergezerrt, und begann das Schmerzenswerk des „Flechtens.“ Die Eine löste die Haarzöpfe auf, die Andere flocht sie wieder zusammen, die Eine zauste, die Andere rupfte, die Dritte wühlte in dem, dem Verderben geweihten Seidenhaare. Alles dies als Vorbereitung des Schmerzenopfers des Lockenraubes. Die arme Channele wurde ihrer schönsten und geliebtesten natürlichen Zier, ihrer schönen Haare beraubt. Locken und Flechten wurden ihr unbarmherzig vom Haupte geschnitten. Wenn sie ihr nur gleich das schöne jugendliche Haupt abgeschnitten hätten, sie würde es nicht so schmerzlich empfunden haben. Die Schere, die ihr die Haare schnitt, schnitt der armen Channele durch das Leben, bei ihr war die Thränenpumpe von Schimschele's Reimerei wohl nicht nothwendig, sie zum Weinen zu bringen. Das arme Lamm litt schon bei der Schur genug, was brauchte es erst des Narren Jeremiaden. Darum mochte Schimschele, unbeirrt, und unbekümmert um das Seelenheil der Kale, nur immerhin den Chosen unter die Chuppe geleiten, wo dieser der Kale harrte.

Sie führten ihm endlich diese zu. Wie ein Leichenzug bewegte es sich, ungeachtet die Klesmorem voraufzogen, den Weibern, welche die Kale führten, den Dessauer vorgeigend, und vorblasend. Der Kale war es nicht so eilig, unter die Chuppe zu ihrem Schatz zu kommen. Sie ließ sich Zeit. Zudem waren die zwei dicke Unterführerinnen, die sich an die arme Kale gehängt hatten, nicht eben sehr geeignet, ihre Schritte zu beflügeln. Schritt vor Schritt ging's zuletzt dreimal herum um die Chuppe, ehe die Braut unter dem seidenen Ehehimmel der Chuppe neben dem Bräutigam unterstehen durfte.

Nun, brennende Ungeduld! des liebenden Brautpaares, sich von dem Bande umschlungen zu sehen, das dich für das Leben verbinden soll, nun, brennende Ungeduld! sei gebeten, dich etwas in Geduld zu fassen. Der Handel muß bei den Juden mit Bedacht geschlossen werden. Sieh, erst muß der perlende Wein in das Glas kredenzt werden, und jetzt sieh, welche Verwandtschaft von Chosen und Kales Seite, von welcher jedermänniglich, einzeln nach einander, Broche machen (den Segen sprechen) muß. Auch der Chasen (Schulsänger) mit seinen Meschorerem (Chor) darf nicht müßig dabei stehen. Muß er nicht nach jeder Broche auch seinen Brein drein geben, auf daß, wo gesagt wird, auch gesungen werde, zum Frommen und Heil des Ehebundes? Während gesagt und gesungen wird, wagt es — kaum wage ich es, das Unglaubliche zu sagen — ein wagehälsiger, muthwilliger Dienstjunge, dem es bald gerathen hätte, Balmechome (Soldat) zu werden, nach mehrmaligem An- und Absetzen, mit zugedrückten Augen, einige blinde Schüsse aus einem alten Karabiner abzufeuern. Dies gibt wieder einen Aufenthalt. Ein altes Dädele (Großväterchen), erschrocken bei dem nie gehörten kriegerischen Lärm, fährt zusammen, und kommt beim Brochemachen außer Fassung, stockt, weiß nicht, bei welchem Worte der Broche er stecken geblieben, fängt den ganzen langen Spaß von vorne an.

Endlich, endlich tritt der Row vor, und spricht sie aus die verhängnißvollen bindenden Worte, die eigentlich der Chosen sprechen soll, die Worte: „Hare at mechudesches li betabaet hase" [79]), und steckt der Braut den Trauungsring an den Finger. Sie ist ohne gegebenes Jawort gebunden. Sie hat sich nicht gesträubt, den Ring anzunehmen. Hätte ihr auch nicht gerathen, den Ring auszuschlagen, den ihr der Row angeboten. Der Chosen tritt mit dem Absatze des Schu-

hes das Glas, aus welchem Broche gemacht worden ist, in tausend Scherben[80]), und die Ehe ist vollgiltig geschlossen. **Matrimonium ratum**, wie die Kanonisten sagen.

Es ist geschehen. Channele ist wahrscheinlich auf Lebenszeit an ihr gestupelt Eisekel gekettet. Wahrscheinlich, denn mit voller Bestimmtheit kann so was bei den Juden nicht gesagt werden. Das mosaische Gesetz gestattet ihnen, dem Weibe den Scheidebrief zu geben, eine Lizenz, welche die Talmudisten so weit ausdehnen, daß, wenn das Weib einmal so unglücklich war, die Suppe anbrennen zu lassen, dies Grund genug ist für den Mann, auf den Get (die Scheidung) anzutragen.

Der hochernste Theil des Tages war abgethan. Jetzt durften wieder der Spaß und die Lustigkeit in ihre Rechte treten. Wie es nach der Chuppe gebräuchlich ist, fand sich das junge „Poor Volk" [81]) zu dem ersten vertrauten zärtlichen Tête à tête in ihrem funkelnagelneuen Ehestande bei einer Nudelsuppe und abgekochter Henne zusammen, an dieser kräftigenden Speise sich erlabend, von den Mühen und der langen Faste des Tages. Doch: „Sich satt essen kann Jeder zu Hause, so er zu Hause satt zu essen hat", das wußte Schimschele's Narrenweisheit, ohne daß er den Shakespeare gelesen hatte, und wußte auch, was man sucht beim Essen außer dem Hause, wenn übrigens das außer Hauseessen kein Zweckessen, auf Deutsch gesagt, Schmarotzen ist, jene noble Kunst des Selbsteinladens, unter fremden Tisch die Füße zu strecken, entweder weil man gern gut ißt auf fremde Unkosten, oder weil sich im Hause nichts zu brocken und nichts zu nagen findet. In diesem Falle ist freilich das Sattessen die Hauptsache, und die Ehre, zur Tafel gezogen zu sein, nebst den geselligen Tafelfreuden, nur Nebensache. Auch das kannte Schimschele, der vielerfahrne Mann, der zu so mancher Mahlzeit

kam, wie die zudringliche Fliege in den zufällig offen gelassenen Honigtopf. Indessen, das hatte keinen Bezug auf das junge „Poor Volk." Dieses hatte doch Alles, was das Herz verlangt, nur die Würze des Essens, die Unterhaltung, fehlte. Was doch sie Beide hatten, daß Jedem von ihnen die Zärtlichkeit sich mehr ins Herz zurückzog, als sich auf die Zunge drängte, im gesprächigen Austausche ihrer wonnigen Gefühle, wer kann das bei einem so liebenswürdigen Paare sagen, wo die Liebenswürdigkeit in doppelter Razion nur der Antheil der Einen war, und der Andere, von richtigem Instinkt geleitet, nicht einmal den Versuch machte, sich bei der Einen angenehm zu machen? Die Eine war sein Weib „weiter poter" (und damit basta).

Diese Noth sieht Schimschele, und würde sich ein Gewissen daraus machen, das junge „Poor Volk" so trocken sitzen zu lassen. Er gesellt sich zu ihnen, sie zu erheitern, und zu belehren mit seinen Reimsprüchen. Da sie just eine Henne verschmausen, ist es für Schimschelen ein gefundenes Essen, ihnen das Lied vom Hündel (Küchlein), welches vom Ei kommt, und von dem Ei, welches von dem Hündel kommt, vorzutragen. Das Hündel, welches vom Ei kommt, und wieder das Ei legt, von dem wieder das Hündel kommt, und so Hündel, und Ei, und Ei, und Hündel in infinitum ist natürlich ein Bild der Fruchtbarkeit. Und gut, daß die Kale just eine Henne verspeist, würde sie gerade an einer Ganskeule nagen, sie müßte sich eben so gut den Vergleich mit einer fruchtbaren Gans gefallen lassen, wie es jetzo Schimschelen gefällt, Channelen für jetzt noch als ein kaum aus dem Ei geschältes Küchlein an Unschuld zu betrachten. Aber das wird bald anders werden — Schimschele schmunzelt, Eisekeln bedeutend anschauend — und das unschuldige, unbefiederte Küchlein wird eine vielerfahrene, unbefiederte Mutterhenne wer-

den. Na, wie in dem einen Ei, und dem einen Hündel eine ganze Generation von Eiern und Hündeln steckt, ebenso birgt „betamt (niedliches) Hündele" Channele eine unabsehbare Reihe von Rebbonem, Rebezzen, Dischirem (reichen Männern), und Dischireten (reichen Frauen) in ihrem Schoße. So sieht Schimschele in seinem Bardengeiste. Da wird sich doch Gott nicht getrauen, es anders zu sehen, Channeles Schoß vielleicht verschlossen zu lassen, oder sie „ä Babele (Ahnfrau) von einer Reihe Galgenvögel, Metzen, und Dalesnikem (Bettelpack) werden zu lassen?

Doch verderben wir nicht dem guten Schimschele seine Freude, und lassen wir uns nichts Böses schwanen, wo seiner rosenfarbenen Sängerphantasie nur Lichtbilder vorgaukeln. Das gute Channele verdient es doppelt, daß Alles ausgeht, wie es Schimschele vorher bestimmt hat; einmal als Entgelt für den Jammer, daß das liebe, unschuldige Kind hat den ungeschlachteten, ungeleckten, häßlichen Bären, „gestupelt Eisekel" zum Manne nehmen müssen, und dann für die tödtliche Langeweile, die es empfindet, eine geschlagene Seigerstunde Schimschele's 40 Gesatz anhören zu müssen, mit dem immer sich wiederholenden Refrain: "'s Hündel kummt vun Ei, und 's Ei kummt vun Hündel", und dabei Eisekel's Karessen, der von Schimscheles saphischem Liebeslied: "'s Hündel kummt vun Ei", auf einmal zärtlich gestimmt, ihr zärtliche Blicke, mit Augen wie die eines abgestochenen Bockes zuwirft, Angesichts eines Haufen von Gaffern zu dulden.

Denn dies versteht sich doch von selbst, daß Schimscheles Singsang eine Menge der Hochzeitgäste, die in der nach der Chuppe eingetretenen Raststunde, während welcher die Tafel zum Hochzeitmahle gerüstet wird, nicht wissen, was mit sich und der Zeit anfangen, herbeigelockt hat. Die haben sich vor der offen stehenden Thüre des Gemaches, wo eben

Schimschele Chosen und Kale zusammen besonders anreimt, gruppirt, und finden, sie die nicht so ekel und zimperlich thun wie Channele, in den handgreiflichen Zweideutigkeiten in Schimscheles Lied vom „Hündel, wos vun Ei kummt, und Ei, wos vun Hündel kummt", einen Kapitalspaß, zum Todtlachen.

Aber der Hauptspaß, ohne den keine koschere Judenchasene eine „lustige" ist, wie sie sagen, der soll erst kommen. Zögern wir nicht lange mit einem kühnen epischen Fischzug, gleich aus der Mitte der Handlung heraus, uns den Anblick des Hauptspaßes zu holen, an dem Schimschele und seine Heldengenossen bereits mehrere Stunden gewoben. Eilen wir aber zugleich, mit dramatischen Siebenmeilenstiefeln schnell fortschreitend, der Schlußszene zu. Dies wird wohl an der Zeit sein, nachdem wir lange und in gedehnter Breite alle Szenen einer koscheren Judenhochzeit haben vor den Augen der Zuschauer vorgehen lassen. Hätten derselben manche füglich hinter den Koulissen gespielt werden können.

Hoch auf einem vierbeinigen Holzschemel steht Schimschele der Narr, ihm zu Füßen sitzen beim Hochzeitmahle die schmausenden Gäste. Sie dienen die einzigen zweien Herren, ohne daß der eine oder der andere über Vernachlässigung des Dienstes sich zu beklagen Ursache hätte. Sie bedienen mit größtem Eifer den Magen, und halten die Ohren weit offen, zu hören.

Mit einer einzigen Wendung erklärt Schimschele eine behoste Pythia, von seinem vierbeinigen Holzstuhl herab, wie es jetzt eigentlich an dem Chosen wäre, seinen Mund aufzuthun, die hochansehnliche Versammlung mit einer Drosche (Predigt) zu erbauen. Indessen, es sei der Chosen mehr ein Mann des Handelns, als des Wortes, und darin eben zeige er seine Chomche (Klugheit), daß er nichts aus der Schule ausschwatze, und zum Reden für ein gutes Trinkgeld den

Narren gedingt habe. Für was wären denn die Narren da, als zum Reden? Ist mal der Weltlauf so. Für den Chosen die Droschengeschenke ohne Drosche, für den Narren die Drosche ohne Geschenke. Gott hat es in seiner Weisheit so eingerichtet, daß von des Narren Rede nichts herauskomme. Er bleibt immer ein armer Narr, wenn auch ein Narr zehn andere Narren macht.

Darauf läßt sich Schimschele von seinem Gehilfen, und Narrenlehrlinge die hunderterlei quinquennalien von dem schweren Schabbes-Silberleuchter bis zum hölzernen Kochlöffel, die auf Tischen und Sesseln ausgebreitet liegen, zureichen. Es sind dies die Hochzeitgeschenke, die unter dem Namen Droscheschenk an kostbarem Hausrathe, Schmucksachen, Geld, und an vielem Plunder, und nichtsnutzigen Siebensachen, von des Chosens und der Kale nächsten, nahen und entfernten Verwandten, so wie von den befreundeten Hochzeitgästen persönlich mitgebracht, und von vielen Andern, welche auf der Hochzeit nicht anwesend sind, geschickt wurden. Denn es ist bei den Juden Sitte, daß der Chasen im ganzen Orte im Namen des Chosens und der Kale herumgeht, Hochzeit laden. Zu denen der Chasen kommt, die werden nur so Höflichkeits halber geladen, sie stehen mit dem Hochzeiter, und der Hochzeiterin nicht in der mindesten verwandtschaftlichen, oder freundschaftlichen Verbindung, und wissen, wie sie es mit der Einladung zu nehmen haben. Sie bedanken sich gar schön, und bleiben zu Hause, schicken aber für die erwiesene Aufmerksamkeit ihr Droscheschenk, der Eine einen alten Siebzehner, der Andere einen durchlöcherten Zehner, der Eine dies, der Andere jenes. Dies Alles nun nimmt Schimschele eines nach dem andern zu Handen, nennt den Namen des Gebers, beifügend, ob er von des Chosens, oder Kale Sippe sei, preist den Werth der Gabe, erklärt ihren Gebrauch

und Nutzen, und macht dabei so zarte Anmerkungen, daß schön Channele aus dem Erröthen bis über die Ohren gar nicht herauskäme, wenn schön Channele nicht gar so ein „unschuldiges Hündel" wäre, von Schimscheles feinen Sauglockenreden glücklicherweise nicht ein Sterbenswörtchen zu verstehen.

Uebrigens ist das Droscheschenkausrufen nur das Vorspiel des Hauptspaßes, ohne welchen keine koschere Chasene eine „lustige" ist. Während Schimschele eine bis zwei Stunden hinzieht mit dem Ausrufen, hatten die Jungen, die er sich als die geschicktesten ausgesucht, und abgerichtet, Zeit gehabt, sich ins Kostüm zu werfen. Nachdem dies geschehen, wird Schimschele davon in Kenntniß gesetzt. Er führt das Vorspiel zu Ende, und zieht sich zurück, um sich ebenfalls zu „verstellen" (eine Maske anziehen). Mittlerweile benscht der Row (den Tischsegen sprechen), die Tische werden auf die Seite geschoben, um Raum zu einem Schauplatze zu gewinnen für die gar lustige Komödie, die Schimschele angekündigt. Jeder drängt sich, einen bequemen Platz zu erobern, daß ihm ja keine Bewegung, kein Wort entwische von dem lustigen Possenspiele, welches Schimschele mit seinen Gesellen aufführt.

Während Schimschele und seine Gesellen im Vordergrunde des Zimmers die Aufmerksamkeit Aller fesseln, sitzt die Braut einsam im Hintergrunde des Zimmers in einer Ecke, mit halb zurückgeschlagenem Schleier, und läßt, weil sie gerade nichts Besseres zu thun weiß, den Kopf auf die Brust herabsinken, und nickt ein wenig. Denn die Farce wird wohl wegen ihr, aber nicht für sie aufgeführt. Sie wird ja eben aufgeführt, um die Aufmerksamkeit abzulenken. Denn während Alles mit Gaffen beschäftigt ist, rückt inzwischen die verhängnißvolle Geisterstunde heran. Eine Truppe Weiber, jung und alt, schleichen auf den Socken herbei, nehmen die Kale in

ihre Mitte, nehmen ihr den Schleier ab, setzen ihr eine schwarzseidene Haube auf, die sogenannte Haarhaube, welche die koscheren Judenweiber unter der Gold- oder Spitzenhaube tragen, und auch beim Schlafengehen nicht ablegen dürfen, und nachdem sie so herausstaffirt, wird ihr geheimnißvoll ins Ohr geflüstert: „Kum, kum, 's is Zeit, der Chosen wart schoin." Channele, krebsroth im Gesichte, will nichts hören von „Kummen." Damit ist den Weibern nicht gedient, und ihre eigene Mutter redet Channelen mit den Worten zu: „Narrele, wenn du nischt kummen willst, worem host Chasene gehat." Wie alles Zureden doch nichts hilft, brauchen die Weiber Gewalt, und wollen Channelen, die sich mit aller Macht sträubt, wegschleppen.

Die Weiber aber waren nicht unbemerkt, wie sie anfänglich geglaubt. In der andern Zimmerecke saß Benjamin, in einem Buche lesend. Das attisch aristophanische Salz Schimscheles war für ihn nicht pikant genug. So leise die Weiber aufgetreten waren, war doch ihr Kommen von ihm nicht unbemerkt geblieben. Seine Neugierde wurde gereizt, und er hatte Acht auf das, was da kommeu sollte. Von dem, was die Weiber Channelen ins Ohr zischelten, konnte er wohl nichts verstehen; doch das bemerkte er, wie sie Channelen wider ihren Willen wegzerren wollten. Da fiel ihm unglücklicherweise ein, daß er gelesen, in gewissen Alpengegenden sei das Brautstehlen [82]) im Brauche, und nicht anders vermeinend, als daß dieser Unfug auch bei Judenhochzeiten Sitte sei, — es war dies die erste Judenhochzeit, die er gesehen, — machte er Lärm mit einem: „He! holla! sie wollen" —

„Geharget (erschlagen) sollste warn, derstick, und derstum, du Thunitgut!" fiel ein Rudel Weiber über ihn her, und hielt ihm den Mund zu, daß ihm weiter die Lust ver-

ging, die Mannsleute zu alarmiren, um das Brautstehlen zu hintertreiben.

Du unschuldiger Benjamin!!

Und du arme Channele! auch Benjamin's gutmüthige Wachsamkeit konnte dich nicht retten. Dein Schicksal mußte erfüllt werden. Widerstrebend gezerrt, geschleppt, und gezogen, wurde schön Channele „legen geführt" (in die Brautkammer gebracht).

XXVI.

Politica.

Benjamin hatte nicht Lust, mit dem Nachttanze auch noch einen Tag zu verlieren.

Es ist dieser Nachttanz, so zu sagen, ein Fingerablecken nach den genossenen Süßigkeiten der hochzeitlichen Freuden noch eine Zugabe, blos für die genußsüchtige Jugend, und für das junge Brautpaar. Für diese zwei Hauptpersonen bei einer Hochzeit war der eigentliche Hochzeittag weit mehr ein Tag der Mühen, als der Freuden; nun, so wird noch ein halber Tag zugegeben, daß auch sie noch ein Tänzchen machen, bei Vielen das letzte in ihrem Leben, und sagen können sie hätten sich auf ihrer Hochzeit gut unterhalten. Also wird gehopset, getorkelt, gewalzet, gekosakescht, gekalemaiket, bis gegen Mittag der Narr ruft: „Maden, thuts enk aus, de Chasene is schoin aus" (Jungfern, legt die Hochzeitkleider ab, die Hochzeit ist schon zu Ende), und der Spaß hat ein Ende.

Benjamin also, der kein Freund von Fingerablecken war, weil er sich lieber diese ordentlich wusch, was bei den Juden trotz ihren vielen religiösen Händewaschungen[86]) doch nie geschieht, wollte nur noch seinem alten Gastfreund seinen

Morgengruß bringen, und dann zu Ottfried in die Stadt gehen.

Als er mit seinem „guten Morgen" zu dem alten Noßele Hillels ins Zimmer trat, gab ihm dieser besonders freundlich sein „gut Johr"[84]) zurück.— Frau Rachel hatte Benjamin ein gar prächtiges Droscheschenk für Channelen nachgeschickt, — war aber an diesem Morgen mit dem bloßen gewöhnlichen Morgengruß nicht zufrieden, sondern sagte zu Benjamin: „Nu, sogt me weiter nix?"

„Was denn, Rebb Noße?"

„Nit ä mohl Maseltow hoste mer gewunschen."

„Ah so! Nun mit dem Maseltow, Rebb Noße, meine ich, ist's so, so. Seht, meine Mutter hat Euch mir als einen sehr klugen, und sehr glücklichen Geschäftsmann, unbeschrien, angerühmt; aber bei dem Kapitalmaßematen (Geschäft), den Ihr gestern abgeschlossen, scheint Ihr nicht sehr glücklich gewesen zu sein."

„Worem?"

„Eisekel ist gar ein abscheulicher Menuwelponem (Fratzengesicht). Für Euer schönes Geld hättet Ihr Euerer bildschönen, blutjungen Channele schon einen schöneren Chosen kaufen können."

„Wos thut me mit en Ponem (Gesicht)? Is des Ponem ä Gewelb Schoire (Waarenlager)? Macht me mit en Ponem Schabbes[85])? Mach der asen (aus dem) Ponem ä Schubezze[86])? Asen schönsten Ponem kriegste nit ä mol ä n' Arbe Kanfeß[87]). Wer geter (gibt dir) eppes afen (aufs) Ponem? Narreschkat (Narrethei)! Eisekel is alleweil a tarbeser Jung (gutgesitteter, nicht ausschweifender Junggeselle) gewesen, hot seinen Groschen Geld, und versteht's Geschäft. Wos willste mehr?"

„Ja, das Geschäft, das versteht er, da habt Ihr Recht,

Rebb Noße. Hätte ich doch gestern bei der Anricht, wo ich zufällig zugegen war, vor Aerger aus der Haut fahren mögen. Hab' mich nur gewundert, wie Ihr nur den schmutzigen Geizhals nicht gleich beim Kragen gepackt, und zur Thüre hinausgeworfen habt. War das nicht ein Gezänke lumpichter 200 Gulden wegen, um die er beim Chosengeschenk [88]) im Nachtheile zu sein behauptete, und jetzt die Nachzahlung verlangte. Mir wäre der Maulaffe um einen Groschen feil, und er, der ungestaltete, chomezgete Borche [89]), tarirte selber sich so hoch, daß er noch nicht zufrieden war mit den 20,000 Gulden, wahrlich eine schöne runde Summe, die Ihr ihm aufzähltet für die Herablassung, daß er Euere schöne Tochter zum Weibe nahm. Wollte er denn nicht auf und davon, weil Ihr die 200 nicht zulegen wolltet, und hätte sich nichts daraus gemacht, Euch, und Euere Tochter, und Euer ganzes Haus eines solchen Bettels halber vor der ganzen Welt auf die niederträchtigste Weise zu beschimpfen? Hat nicht sein eigener Vater das väterliche Ansehen aufgeboten, ihn zu bewegen, sich mit den 100 Gulden zu begnügen, zu denen Ihr Euch noch zuletzt verstandet? Hat das einen Eindruck auf ihn gemacht? Nein, der Vater mußte erst mit dem Fluche drohen, bis der Habgierige sich widerstrebend gab. Was hat der Mensch geheirathet, Euere Tochter, oder Euer Geld? Sagt! Welche Tage dürft Ihr für Euere Tochter bei einem solchen Menschen hoffen? Wird er ihr den Bissen, den sie in den Mund steckt, gönnen? Mein Rebb Noße, ich finde weit mehr Ursache, Euer armes Channele zu bedauern, als ihr zu einem solchen Ehemanne Glück zu wünschen."

„Ische koich.[90]) Dein Tate, in Genedem ruht er, is ä Merene gewesen, du warst ä wade (sicher) Row, un ä gewaltiger Maged (populärer Prediger) waren", entgegnete Noße lachend.

Und Roßele half Benjamin aus dem Traume, daß in Sachen des Geldverkehres der Sechel (Verstand) eines gewiegten jüdischen Geschäftsmannes, und das Moich (Gehirn) eines jungen Gelehrten aus ganz verschieden gebauten Augen herausgucken. Das Auge eines Gelehrtenmoichs, in Geldsachen gar sehr kurzsichtig, sehe in dem Dukaten nichts mehr als einen Dukaten. Je länger aber ein solches kurzsichtige Auge einen Dukaten anschaut, desto mehr schaut es von dem Gewichte desselben herab, desto mehr bekommt der Dukaten von dem Angeschautwerden die Schwindsucht, weil das Gelehrtenmoich an dem Dukaten weiter nichts kennt, als daß er gewechselt, nach und nach ausgegeben, und verzehrt werden könne, bis zuletzt der Dukaten nicht einen Kreuzer mehr werth ist für den Hochgelahrten. Denn für das Gehabthaben gibt nicht einmal ein Jude dem andern Juden, und sei dieser anderer Jude des ersten leiblicher Bruder, einen Pfennig. Das Sechelauge dagegen, sehr weitsichtig, sehe in dem einen Dukaten hundert andere, die im Umkehr mit diesem zu gewinnen sind. Darum müsse das Moich, ein gänzlich unpraktisches und unbrauchbares Subjekt, bei dem kalten, findigen, der Liste und Anschläge vollen Sechel erst lange in die Schule gehen, wenn es auf den wahren Grund kommen wolle.

In den Fingern des alten Rebb Roße regte es sich ganz und gar nicht, was einer Versuchung gleich kam, seinen cher beau-fils bei dem Kragen zu packen, und ihn bei der Thüre hinauszuwerfen, als dieser fest darauf bestand, die 200 Gulden zu haben. Im Gegentheile, ihm lachte das Herz vor Freuden, als er sah, daß sein Schwiegersohn in Geschäftssachen so pünktlich sei. Wen ein einziger Morgen 40,000 schwere Gulden schwer gemacht hat, und nicht aus dem Gleichgewicht gebracht, daß er noch 200 Gulden ansieht, und eine ausgesucht schöne Kale von 16 Jahren nicht, und aus der

Sine (Feindschaft) zwischen zwei Familien, die das Sitzenlassen der Kale am Chasenetage nothwendig zur Folge gehabt hätte, benebst dem Prozesse, der sich entsponnen hätte wegen der Auslage der Chasene-Zurüstung, sich nicht einen Deut was daraus macht, der kennt den wahren Werth des Gulden. Auf die Solidität eines solchen Ehrenmannes kann man Häuser bauen. Aus solchem Holze, und aus keinem anderen, werden die Millionäre geschnitzt. Jetzt erst hatte er die beste Versicherung, besser, als alle Hand- und Pfandbriefe, besser als alle Hypotheken- nnd Grundbücher, daß er sein Geld und seine Tochter den besten Händen anvertraut habe. Darum habe er in der Freude seines glücklichen Vaterherzens die 100 Gulden, welche er dem Chosen bei der Anricht abgezwackt hatte, bei dem Droscheschenk der Kale zugelegt. Uebrigens, meinte Rebb Noße, seien 200 gegen 40,000 Gulden freilich nichts; aber für sich seien 200 Gulden kein so Bettel, von dem man so wegwerfend sprechen dürfe. Er, Rebb Noße Hillels, habe mit nicht mehr das Geschäft angefangen, und er meine, er habe damit doch etwas vor sich gebracht.

Benjamin war begierig, zu hören, wie Rebb Noße es angefangen, aus Nichts so viel zu machen.

Rebb Jude Rebb Jossels seines alten Geschäftsfreundes Sohne gegenüber war Rebb Noße nicht zurückhaltend. Rebb Noße machte seinem jungen Freunde Enthüllnngen aus „unserem Verkehr", wie er zu seinem großen Vermögen gekommen, für die ihm jeder Finanzminister hätte dankbar sein dürfen. Der Mann wußte aus Allem Geld zu machen, und immer das Zehnfache mehr zu h a b e n, als er zum Betriebe seines Geschäftes b r a u ch t e, ein Geheimniß, hinter welches bekanntlich nur die wenigsten Finanzminister gekommen sind. In diesem Punkte wenigstens lassen sich die Finanzminister nicht spotten, daß sie Juden seien, bei ihnen greift das um-

gekehrte Verhältniß Platz, sie brauchen zehnmal mehr, als sie haben. Indessen, auch Noßeles Enthüllungen, so neu sie Benjamin vorkamen, waren doch weiter nichts, als das alte Lied, welches freilich ewig neu bleibt, die Kunst, den Christensimpel zu übertölpeln, ist des Juden ergiebiger Grund und Boden, sein Acker und Pflug.

In Hinsicht des Geldes hätte es Benjamin immer noch hingehen lassen, daß selbst die strenggläubigen Juden das siebente Gebot im Dekalog als ein Strohgebot verwerfen. Aber aus Noßeles Enthüllungen konnte er leider mit zu vielem Rechte wahrnehmen, daß der Christ im Verkehre mit dem Juden nicht blos um seine irdische Habe, sondern, was unendlich weit mehr ist, um seine Sittlichkeit betrogen werde. Er konnte sich daher nicht enthalten, seinen Gastfreund zu fragen, ob sich ihm denn das Gewissen gar nicht rühre, wenn er die armen Christen so hinter's Licht führt?

Rebb Noße zog seinen schweren ledernen Geldbeutel heraus, klimperte damit Benjamin um die Ohren, und sang lustig: „Moes zur Jeschuoßi[91])", das, meinte er, wäre sein Gewissen. Er sei ein koscherer Jüd, gebe Gott, was Gottes ist, und dem Row, was des Rows ist, sei machnes oirech[92]), gebe seinen vorgeschriebenen Theil Zdoke[93]), habe sogar schon ein „Kern Kejemes[94])" für sich angelegt; im Uebrigen wisse er nicht, was die Relem (Christen) mit seinem Gewissen, und sein Gewissen mit den Relem zu schaffen habe. Mit einer Feinheit, die des größten Diplomaten würdig wäre, setzte er dann auseinander, wie Christ und Jude, als geborene Feinde, immer auf dem Kriegsfuße sich gegenüber stehen. Was daher der Jude dem Christen abliste, das seien nur Spolien, ehrliche Kriegsbeute, die er dem Feinde abnimmt, wie es denn nicht blos erlaubt, sondern sogar Schuldigkeit ist, dem Feinde so viel Abbruch als möglich zu thun.

Daß der Christ, der „Chaserkop" (Saukopf), sich von den Juden überlisten lasse, dies sei die Broche (Segen), welche der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, und der Gott Jakobs seinem auserwählten Volke pflichtschuldigst zuwendet, wie im Lande Gosen das Licht des Tages im klarsten Sonnenscheine über die Israeliten leuchtete, während über das übrige Aegyptenland rabenschwarze, undurchdringlich finstere Nacht ausgebreitet lag. Von dem casus belli, kraft welchem für alle Gräueln des Krieges nur derjenige Theil verantwortlich zu machen ist, der durch seine zu Tage liegenden Rechtsverletzungen die Fackel des Krieges angezündet hatte, und daß das unselige: „Kreuzige ihn! kreuzige ihn!" die herausfordernde himmelschreiende, ungerechte Kriegserklärung ist, mit dem das Judenthum, von Golgatha aus, dem Christenthume den Fehdehandschuh ins Gesicht schleuderte, woran das Christenthum natürlich unschuldig ist, weil es damals kaum noch im Embrio war, und daß ferner in jedem Kriege ehrliches Spiel sein müsse, davon stand im Kodex des jüdischen Gewissens von Rebb Noße Hillels kein Wort. Im Gegentheile, er zog sogar die Gerechtigkeit Gottes in Mitleidenschaft, den Rechtstitel für den Juden zu constatuiren, warum der Jude ohne Verletzung des Gewissens betrügen dürfe. Die Streiter für die im Völkerrechte gebotene Emanzipazion der Juden, die lieben Advocati diaboli „warum der Teufel und die armen Teufel Recht haben müssen", wenn auch die armen Teufel ruchlose Schurken sind, können was davon profitiren.

Der jüdische Hugo Grotius, und Puffendorf, Rebb Noße Hillels, sah allen Besitz der Christen nur als Fideikommiß an. Als von Gott Verworfene verdienten sie nicht einmal, daß die Sonne sie bescheine, und doch besitzen sie die Welt, welche das Erbtheil des auserwählten Volkes sein soll. Nun, so lange das Goles (Gefangenschaft) der Juden dauert, läßt es Gott zu,

daß bei den Feinden seines auserlesenen Volkes alle Macht, Gewalt, und Herrlichkeit sei. Sie haben sich in die Welt getheilt, von dem Könige, der auf dem Throne sitzt, bis auf den Bauer, der auf seiner Hufe Land sitzt. Sie haben Alles, und dem Juden ist nichts gelassen. So ein Bauer — die großen Herren ließ Noße weislich aus dem Spiele, mit diesen ist nicht gut Kirschen essen — ist nicht schon für ihn von Gott besser gesorgt, als für den koschersten Juden? Ihm wächst Alles auf Feld, Wiese und Weinberg. Was er im Hause braucht, das erzeugt das Haus. Seine Kinder zu versorgen, braucht's auch eben nicht viel. Hat er Töchter, was braucht er ihnen zu geben? Eine Kuh, einen Kasten, Tisch, Bett, einige Schemel von weichem Holz, etwas Küchengeschirr, und ein Bündel grober Wäsche, und ein Sonntagsrock von grobem Zeug, und die Aussteuer ist fertig. Eine Bauerndirne ist keine Prinzessin. Hat er Söhne, wird der eine, was der Vater ist, Landmann, für den andern sorgt der Landesherr, der ihm den schmucken Soldatenrock anzieht, der dritte wird gar ein gemachter Herr, wenn er studirt, er wird Geistlicher, kann gar auf Minister, oder auch auf Oberamtmann studiren, der in allen Bauernsäcken, und noch mehr in den Säcken der armen Juden seine Hände immer stecken hat, und wird einer auch Knecht auf einem fremden Bauerngute, hat er's auch nicht schlechter, als zu Hause. Kurz, der Christ, sei er, wessen Standes er immer, weiß wohin mit seinen Kindern auf den tausend und tausend Auswegen, die ihm offen stehen. Für ein Christenkind, Männlein oder Weiblein, liegt Nedan und Chsube schon bereit, ehe es noch auf die Welt kommt. Hat der Christ so Alles, und der Jude so gar Nichts, da es doch von Rechtswegen umgekehrt sein soll, und zudem die Judenkinder als Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt [95]) anständig mit Nedan, und Chsube, und stan-

desmäßiger Ausstattung versorgt sein wollen, wo will da Einer die Gerechtigkeit Gottes herausfinden? O nein, so kann's nicht gehen. Da die Christen nur so lange die Allbesitzenden sein sollen, als der Messias nicht gekommen ist, und die Juden auf den Messias warten müssen, so hat Gott der Herr die Güter der Christen für den Fruchtgenuß mit der Obliegenheit besteuert, den Juden das Wartgeld zu zahlen. Jene aber, wie sie die Ankunft des Judenmessias läugnen, anerkennen in natürlicher Folgerung auch der Juden Ansprüche auf das Wartgeld nicht. Was thut nun Gott, seiner Gerechtigkeit zu genügen, und den rechtswidrig unterdrückten Juden zu ihrem Rechte zu verhelfen? Er schenkt den Juden den Sechel, die Christen zu übervortheilen, und das Vorenthaltene heraus zu filoutiren, wie er den Kindern Israels vor dem Auszuge aus Aegypten geboten hat, von den Aegyptern Gold- und Silbergeräthe, und andere Kostbarkeiten auszuborgen aufs Nimmergeben, für den vorenthaltenen Taglohn bei dem Baue der Städte, Pises, und Ramses. Was also mit den Flausen, daß der Jude den Christen betrügt? Nicht wahr ist's. Der Jude nimmt nur pfiffig, was der Christ geben soll, und nicht will. So ist's für Beide besser, als wenn sie sich erst lange darum raufen müßten. Da setzte es höchstens blutige Köpfe ab, da hätte den Gewinn nur der Bader.

So ungefähr Rebb Noße.

Jetzt sagte Benjamin ironisch: „Ische koich far de Drosche", und machte, daß er wieder in die frische Luft hinauskam.

XXVII.

Benjamin genießt in der Fremde große Auszeichnung, was große Folgen für ihn hat.

In der ersten Woche seines Aufenthaltes bei Ottfried verfloß, das Intermezzo der Chasene ausgenommen, Benjamin die Zeit so ziemlich gleichmäßig, und ohne ein besonders hervorstechendes Ereigniß. Des Morgens brach er zeitlich aus Noßele's Hause auf, und ging in die Stadt. Da wurde er auf halbem Wege von Ottfried, sammt Frau und Kind, eingeholt. Dann wurde das Frühstück eingenommen, in Substanzen, die auch ein Row bei einem Christen genießen dürfte. Nach dem Frühmahle, während Ottfried in der Schule beschäftigt war, brachte Benjamin die Zeit mit Lektüre hin, nur ein klein wenig unterbrochen durch Kosen mit „Mütterchen.„ Zu Mittag wurde Benjamin das Fastenpatent verlesen; aber ohne Dispens. Eine Schale Milch, etwas Obst, und ein Stück Brod war Alles, was für Benjamin auf den Tisch gebracht wurde. Nachmittag hatte Ottfried mehr Zeit, sich mit Benjamiu zu beschäftigen. Da wurde er förmlich „verhört", welche Fortschritte er durch seinen Selbstunterricht in den Wissenschaften gemacht, und wurden ihm auch neue Anleitungen gegeben, sich darnach zu halten, bei weiterem Fortschreiten in der Selbstbildung des Geistes sowohl, als auch des Herzens. Mittlerweile kam Hanns aus der Schule, und es wurde eines en famille geplaudert, bis es Zeit wurde, daß Benjamin in sein Nachtquartier abmarschirte. Auf dem Wege dahin wurde Benjamin bis nahe an die Feldmarken des Dorfes begleitet.

Das war so die gewöhnliche Tagesordnnng.

Dies änderte sich sehr in der zweiten Woche des Aufenthaltes Benjamin's in Ottfried's Hause. Der Kreishaupt-

mann, keine seltene Erscheinung in Ottfried's Hause, die ganze vorige Woche aber durch Geschäfte abgehalten, zu kommen, benützte die erste freie Stunde, die er in dieser Woche hatte, seinen Freund Ottfried zu besuchen.

Es war dieser Kreishauptmann ein Mann von hoher Geburt, und von noch höherem Geiste, mit einem ausgezeichnet edlen Herzen. Dieser hohe Herr war so gnädig, nie herablassend zu sein. Dafür hatte er nicht lange gebraucht, Bürger und Bauern in seinem ganzen ihm unterstehenden Kreise zu lehren, mit ihm wie mit ihrem Vater zu sprechen, der über sie gesetzt sei so wie der Vater das von Gott bestellte Oberhaupt seiner Familie ist, für das Wohl der Seinen zu sorgen. Darum konnte auch Jeder ohne viele Umstände zu jeder Stunde des Tages zu ihm kommen. Er wurde übrigens nicht gar zu sehr überlaufen. Die untergeordneten Beamteten waren, so lange dieser Kreishauptmann dem Kreise vorstand, sehr populär, sehr human, sehr zugänglich, über jede Bestechung erhaben, im Punkte der Sporteln und Akzidenzen äußerst billig, und in Erledigung der Amtssachen nichts weniger als saumselig. Sie wußten, daß Jeder, der sich in seinem Rechte gekränkt glaubte, oder vermeinte, daß seine Sache, die er bei dem Amte anhängig gemacht hatte, mehr als billig auf die lange Bank geschoben werde, gar gut den Weg zu seiner gräflichen Gnaden, dem Herrn Kreishauptmann zu finden wisse. Die Herren hatten sich's gemerkt. Zwei, dreimal hatten gerechte Beschwerden der Unterthanen Stürme am Büreauhimmel heraufbeschworen, die einen und den andern der Beamteten, der da glaubte, er sitze wie angenagelt fest, wie Binsenstroh von seinem Amtsthrone wegbliesen. Es kommt Alles darauf an, daß in jeder Sphäre jene zwei Augen, welche die Sphäre zu überschauen haben, immer wach offen stehen, dann geht's bei den Uebrigen wie von selbst.

Der Graf-Kreishauptmann war, was man sagt, ein lieber Herr, ja, aber nur darum, weil er ein wahrhaft liebender Herr war, aus der Fülle eines edlen, großmüthigen, sittlich reinen, weil durch und durch religiösen Herzens, ohne den mindesten Beisatz von Bigotterie und Augenverdreherei. Aufs bloße aimablesein hatte er nicht studirt, und noch weniger war er ein sogenannter Volksmann, obwohl damals das Jakobinerthum seine Runde durch die Welt zu machen begann. Er war Kavalier, der, obwohl er die selten gekannte Kunst vollkommen inne hatte, neben dem Kavalier den Menschen, und neben dem Menschen den Kavalier Hand in Hand gehen zu lassen, seinem angeborenen, stiftsfähigen, alten Ahnenadel nichts vergab. Allein eben weil er auf seinen alten Adel viel hielt, schätzte er auch, die Würde des Adels nach ihrem ganzen Umfange erfassend, die Hoheit des andern Adels, des Adels des Geistes, in jedem Menschen ohne Unterschied des Standes. Er war kein Bruder, noch weniger Meister einer Loge: Er wollte nichts hören von der Spielerei mit der Kelle und Hammer, die vielleicht viel Schlechtes überkleistern und viel Gutes in Stücke schlagen. Was bedurfte er dessen? War er doch mit dem Blute, welches auf Golgotha vergossen wurde, in einen Bruderbund eingekittet, dessen alle Statuten man auf die Breite des Daumennagels bequem schreiben kann, sie fangen an, und hören auf, und gehen auf in dreien kleinen Wörtlein: „Liebe," „Gehorsam" und „Demuth." Diese Statuten stehen Jedem, der treu darnach lebt, so leserlich im Auge geschrieben, daß ein Bruder dem andern die Bruderschaft gleich, und leicht, aus den Augen herauslieſt. Was brauchte da der Graf zu denen, die ihm gleichgesinnt waren, und mit ihm auf gleicher Geistes- und Bildungsstufe standen, sich erst vornehm in Huld und Gnaden herabzulassen? Sie standen ihm ja gleich, und fühl-

ten sich ihm gleich, unbeschadet dessen, daß sie dem christlichen Grundsatze gemäß: „Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist", dem Grafen gaben, was dem Grafen gehörte. Fand aber der Graf auf seinem Lebenswege Einen, der an Heroismus der Tugend, und an von Gott verliehenen Talenten des Geistes ihn weit überragte, war sein hochgebornes Rückgrad keineswegs zu steif, sich vor jenem Tugendheros, vor jenem Geistesreichen tief zu beugen, wenn auch jener Tugendheros, jener Geistesreiche in dem Atelier eines ehrlichen Schuhknechtes, oder in der Hütte eines Taglöhners geboren war. Daß ein solcher Mann einen Ottfried bald schätzen und lieben lernte, und dessen Umgang und Gesellschaft suchte, gehört nicht in das Reich des Wunderbaren.

Als der Kreishauptmann Ottfried besuchte, fand er die Familie sammt dem Anhange, Benjamin, im Garten. Das fremde Gesicht mußte ihm natürlich gleich auffallen, besonders da er gleich merkte, daß der Zuwachs der Familie kein peregrinus in Israel, sondern ein Israelita peregrinus war (kein Fremder in Israel, sondern ein fremder Israelit). Ottfried stellte Benjamin als einen seiner früheren Schüler vor, der jetzt zu Gaste auf einige Zeit im Hause weile.

„Da war er in einer guten Schule", sagte der Kreishauptmann, und fühlte durch ein oder das andere, wie ohne alle Absicht hingeworfene Wort, dem Schüler auf den Zahn, ob er der Schule Ehre mache. Benjamin war Anfangs etwas schüchtern, aber durch die herzgewinnende Freundlichkeit des hohen Herrn ermuthiget, wurde er bald Meister der Schüchternheit. Allgemach sich gänzlich unbeengt fühlend, entfaltete er dann, ohne es darauf anzulegen, prunken zu wollen, in der liebenswürdigsten Natürlichkeit in seinen Antworten eine Reife des Verstandes, und Bekanntschaft mit der Wissenschaft, die weit seinem Alter vorausgeeilt waren.

„Mein kleiner neuer Freund! wir müssen schon noch näher mit einander bekannt werden," sagte der Kreishauptmann, indem er Benjamin freundlich auf die Wange klopfte, als er sich entfernte, und lud Ottfried sammt Familie und Anhang auf den morgenden Nachmittag zu sich in den Garten.

Auch in der Familie des Kreishauptmannes fand man den Judenknaben wohl etwas linkisch, aber äußerst interessant. Er überraschte oft durch ein schlagendes Witzwort, mit dem er einer unschuldigen Neckerei parirte, und nahm nicht weniger durch seine kindliche Naivetät ein. Nicht wenig kam ihm freilich dabei zu statten, daß er jünger aussah, als er war, und man daher das Wunderkind nicht genug bewundern konnte. Schon an diesem Nachmittage bemerkte der Kreishauptmann gegen Ottfried, als er mit diesem einige Zeit in den Laubgängen des Gartens von der kleinen Gesellschaft entfernt lustwandelte: „Wenn Israel mit solchen Kräften in seinem Schoße sich aufrafft, das durch viele Jahrhunderte Versäumte nachzuholen, dürfen wir wahrlich nicht lange auf unsern Lorbeern ausruhen, wenn wir nicht wollen, daß das Neue Testament von dem Alten in Wissenschaft und Kunst zuletzt noch überflügelt werde."

„Halten zu Gnaden, das besorge ich eben nicht", entgegnete Ottfried. „Vielmehr meine ich, daß, sollte Israel mit vielen solchen Benjamin's gesegnet werden, das Licht der Wahrheit endlich doch in dieses ebenso unglückliche, als merkwürdige Volk dringen werde, und wir tief in den Seckel greifen dürften, um unsere Kirchen zu erweitern."

„Meinen Sie? Nun, Sie mögen nicht Unrecht haben. Wenigstens enthält ihre Meinung mehr Tröstliches für die Christenheit. Auch ist sie weit mehr als meine Ansicht der

fortwährend, und allezeit wunderbar thätigen Gnadenwirkung entsprechender.

Von diesem Tage an war Benjamin, so lange er als Gast in Ottfried's Hause weilte, eine tägliche Erscheinung auch in dem Hause des Kreishauptmannes. War Ottfried verhindert mitzukommen, wurde Benjamin allein abgeholt.

Nach abgelaufener Urlaubszeit kam Frau Rachel selber, ihr Söhnlein wieder mit sich heimzunehmen. Sie kam bei Ottfried an, gerade als Benjamin wieder zu Besuche beim Kreishauptmanne war. Sie kam vor Staunen und stolzer Freude fast außer sich, als sie hörte, wo ihr Benjamin eben sich befände, und daß er jeden Tag zu der gräflichen Gnaden müsse, weil er dort hoch in Gnaden stehe. Wie ward ihr erst, als sie nach einer Zeit Benjamin in Gesellschaft des Kreishauptmannes in Ottfried's Haus treten sah? Konnte sie Ottfried's Bitte, Benjamin's Urlaub wenigstens noch um eine Woche zu verlängern, ungewährt lassen, als der Kreishauptmann, Se. gräflichen Gnaden der gestrenge Herr Kreishauptmann selber! in hocheigener Person dieselbe Bitte an sie that, ihm und den Seinen ihren Benjamin noch eine Woche zu lassen? Für heute, da es ohnedies zu spät schien, nach Hause zurückzukehren, und sie auch für sich um eine Unterkunft über Nacht zu sorgen hatte, begleitete sie Benjamin hinaus aufs Dorf zu ihrem Gastfreunde, um das Weitere wegen Benjamin's verlängertem Aufenthalte mit ihm zu besprechen. Die gute Frau! sie war in ihrer Freude und ihrem Stolze ein Kind geworden, welches nicht eilig genug auf die Gasse laufen kann, um aller Welt das neue Kleid zu zeigen, welches man ihm angezogen. Für die Heimkehr wäre noch immer Zeit genug gewesen, und einige Zeilen, sie hätten auch genügt, das Geschäft hinsichtlich Benjamin's längerer Einquartierung ins Reine zu bringen. Aber sie mußte, als

dem Nächsten ihres Stammes, dem sie noch heute mittheilen konnte, was sie so hoch gehoben, ihrem alten Geschäfts- und Gastfreunde die Kunde bringen, welches Heil Israel wiederfahren durch die hohe Gnade des Gerngesehenwerdens ihres Benjamins in dem gräflichen Hause des Kreishauptmannes, dem so viel Land, und Leute, und Juden unterstehen. Dieses, bis sie nach Hause gekommen wäre, auf dem Herzen zu behalten, es hätte sie erdrückt.

Benjamin, der Schelm, roch die Lunte, und war pfiffig genug, in seiner Frau Mutter Eitelkeit das prächtigste Rohr zu sehen, in das er sich nur brauchte bequem hineinzusetzen, um die prächtigsten Pfeifen in demselben für seine Pläne gemächlich zu schneiden.

XXVIII.

Jude oder Christ? das ist also die Frage.

Benjamin's Mutter pflegte zu sagen: „Ist Einer noch so ein Narr in seinem eigenen Sacke, was bei Frau Rachel so viel bedeutete als, in seiner eigenen Sache, ist er doch klug.“ Wenn also Frau Rachel's maßgebliche Meinung schon den Narren klug macht, wo sein Vortheil dabei im Spiele ist, wird sie es wohl selbst im Grabe noch ihrem Söhnlein nicht übel nehmen, wenn er mit seinem angebornen beträchtlichen Stücke von dem Witze seiner Frau Mutter dort, wo es sich um seine heiligsten Interessen handelte, so klug war, wie es seine Frau Mutter nur immer wünschen mochte, daß er es auch in anderen Angelegenheiten wäre, die ihr am Herzen lagen.

Als Benjamin nach dem Zwiegespräche, welches er am Morgen des Nachtanzes mit Rebb Noße verführt hatte, wieder allein war, überschaute er mit Grauen die Oede jedes

besseren Gefühles, zu welcher die Habgier das Herz ausbrennt, wo jene fluchwürdigste der Neigungen die vorherrschende ist. Er war auf einen Vater gestoßen, der nicht allein sein blühendes Kind, höchst wahrscheinlich gegen dessen Neigung, an einen Menschen, häßlich wie ein Pavian, verkuppelt hatte, bloß um des leidigen Geldes willen, sondern noch dazu in seinem Geiste frohlockte über den stinkenden Geiz dieses Menschen, dem ein Bettel, kaum der Rede werth, mehr galt, als das Weib seiner Wahl. Was das Loos seines Kindes an der Seite eines Menschen sein werde, der schon in seinem Aeußern so wenig Menschenartiges zeigte, daß ein Verfechter der unsinnigen Behauptung, die ersten Ahnen des Menschengeschlechtes seien Affen gewesen, jenen Menschen als das vollgiltigste Belege der Affenabstammung hätte hinstellen können, das kümmerte ihn nicht. Nur sein Geld kümmerte ihn, welches er dem Herkommen gemäß seiner Tochter mitgeben mußte, und er war überselig, daß sein Schwiegersohn die Goldprobe bestand, die ihm die festeste Gewährleistung war, sein Kapital sei über jedes Bedenken sicher angelegt. Dies jedoch war das leidige noch nicht. Nein, dies war es, daß, wenn er der Sache weiter nachdachte, er nicht seufzen durfte: „Armes Channele, warum von allen Vätern gerade dir diesen Vater?“ Unter allen Judenvätern hätte er in diesem Punkte keinen bessern für sie herausfinden können, und dies trieb ihm für alle Juden die glühendste Schamröthe ins Gesicht.

Ferner war Benjamin in diesem Vater auf einen Menschen gestoßen, der in Anbetracht seiner wissenschaftlichen Bildung auf einer nicht viel höhere Stufe stand, als sein Ochse, den er im Stalle mästete. Und dieser Mensch, nicht weniger roh, als die Bauern, die er betrog, verstand es dennoch mit einer Spitzfindigkeit und Feinheit, vor der Athens Sophisten, und der Neuzeit renomirtesten Rabulisten die Segel streichen

müßten, Unrecht in Recht schön zu färben. Ja, dieser Mensch, der in seiner krassen Unwissenheit den Namen „Pharisäer" gewiß in seinem Leben nicht ein einzigmal hatte aussprechen gehört, war doch in seinem Wesen mit dem Pharisäerthume so gesättigt, daß nicht ein Nadelkopf mehr von dem pharisäischen Sauerteige in demselben wäre aufzulösen gewesen. Drehete er nicht seinem eigenen Gewissen eine Nase, daß selbst Gott sich's mußte gefallen lassen, nicht bloß als Helfershelfer, sondern geradezu als Anstifter der Gauner- und Schurkenstreiche in die Niederträchtigkeit dieses Menschen verwickelt zu werden? Und dieser war nicht so auf seine eigene Faust so schlecht, nein, er war der Repräsentant der Gesinnungs- und Handlungsweise des ganzen Judenthumes, das noch immer anbetend vor dem goldenen Kalbe im Staube liegt.

Benjamin verhehlte sich keineswegs, daß der Charakter aller handeltreibenden Völker der alten und neuen Welt, von den Phöniziern angefangen, bis auf Albions Söhne herab die sogar im Senate auf Wollsäcken sitzen, von jenem schleichenden, schlangenwindenden, mit seinen Netzen der Perfidie Alles umstrickenden, verrufenen Krämergeiste wie die Pökelhäringe durchräuchert und ausgedorrt ist, von jenem Krämergeiste, der keine Ader hat von dem großmüthigen, ehrlichen, ritterlichen Haudegengeiste, dessen Devise ist: immer offen geradeaus vorwärts. Indessen ist keinem dieser handeltreibenden Völker, wie sie nach einander über die Weltbühne schritten, und zum Theile auch die Welt beherrschten, eine oft staunenswerthe Großartigkeit und Kühnheit in ihren Unternehmungen abzusprechen. Im Gegentheile, man muß ihnen sogar einen wunderbar für die ganze Menschheit wohlthätigen Erfindungsgeist zugestehen, verbunden mit einer gewissen ritterlichen Tapferkeit, wenn es galt, die heiligen Interessen des Vaterlandes zu verfechten. Nicht minder bereicherten ihre

Streif- und Querzüge durch alle Meere der Welt, und ihre Entdeckungen unbekannter Erdstriche mit ihren verborgenen Schätzen, die Wissenschaft, und befruchteten sie mit dem goldenen Regen, der aus dem Füllhorn ihres Ueberflusses strömte, das Wachsthum der bildenden Künste, die mit ihrem Reize und Zauber das Leben verschönern. Was auch jene Völker durch ihre verwerfliche Politik gegen die Moral gesündigt, die Welt ist ihnen anderseits doch mit vielem Danke verpflichtet. Wie dagegen Benjamin sich abmühte, im jüdischen Schachergeiste, gegen jenen Krämergeist gehalten, etwas aufzufinden, was auf irgend eine Weise die Welt mit dem ersteren nur einigermaßen aussöhnen könnte, er entdeckte trotz aller Anstrengung n i c h t s. Er konnte sich nicht helfen, wie er hin und her sann, ihm kam das Judenvolk als handeltreibendes Volk gegen die übrigen handeltreibenden Völker vor, wie ein Tabuletkrämer verglichen mit einem großen Kaufherrn. Der Eine sein ganzer Reichthum der Kram, den er auf seinen Schultern trägt, aufdringlich, marktschreierisch, um einen halben Kreuzer an einer Elle Band zu gewinnen, eine Lüge, ein falscher Schwur, daß ihm die Waare selber mehr koste, als wofür er sie hingibt, ihm so geläufig wie ein Trunk Wasser, und nicht heikel, wenn er im Handel nichts gewinnen kann, etwas zu mausen, damit er was habe für den Tag, sich satt zu essen. Der Andere, dessen Schiffe durch alle Meere kreuzen, und dessen weit ausgebreitete Geschäfte jeden Tag tausend Hände beschäftigen, karg mit Worten, aber das gegebene Wort fest wie eine Wand, auf dem Komptoir, und im Ziehen der Bilanz genau wie das Zünglein der Goldwage, im Hause dagegen fürstlich, daß schon der Aufwand seines Haushaltes hunderte Mägen täglich satt macht.

Nun gehörte Benjamin vor der Hand dem Volke vom Schachergeiste an, und wer kann, der verarge es ihm, daß

ihn jener unsaubere Geist, besonders durch die letzte Unterredung mit Rebb Noße Hillel's, so anekelte, daß ihn der Gewinn einer Welt nicht hätte dahin vermögen können, sich, wie sie bei den Juden sagen, dem Geschäfte zu widmen. Fest vielmehr war in ihm der Entschluß gediehen, sein Leben der Wissenschaft zu weihen. Wie diesen Entschluß ins Werk setzen, sah er für den Augenblick allerdings nicht ab. Aber er war ja jung, und in ihm lebte die allezeit sanguinische Hoffnung der Jugend, die leicht beschwingt über Alpen, die ihren Aussichten im Wege liegen, hinwegsetzt als wären es Maulwurfshügel.

Wie sanguinisch jedoch die Hoffnung der Jugend immerhin sein mag, der Zwischenfall, daß Benjamin's Mutter gerade zu der Stunde kam, ihren Sohn abzuholen, während dieser beim Kreishauptmanne zu Besuche war, und daß der Kreishauptmann gleichsam selber Benjamin dem Direktor Ottfried wieder zurückstellte, arbeitete unserem kleinen Helden so gut für seine Pläne in die Hände, wie er es nimmer zu hoffen gewagt hätte. Benjamin hatte gesehen, wie leicht seine Mutter Herrn Ottfried das Zugeständniß machte, des um eine Woche verlängerten Urlaubs, weil der Kreishauptmann fürsprach, da dies ohne des Kreishauptmannes Verwendung gar nicht, oder doch wenigstens sehr schwer zu erlangen gewesen wäre. Mehr noch als das Zugeständniß verrieth es Benjamin, wie viel es geschlagen habe, daß Frau Rachel im Nachtquartiere selbst in ihres Sohnes Gegenwart gleich auspacken mußte, was für großmächtiger „Takew" (Favorit) dieser bei Seiner gräflichen Gnaden dem gestrengen Herrn Kreishauptmann sei, und diese Wahrnehmungen waren für Benjamin kein Schlag mit der flachen Hand auf das Wasser. Als er sah, daß die Aktien so stehen, da dachte er sich: „Ei Mame leben (lieb Mütterchen), schlägst du es so hoch

an, daß jener gegen alle Welt so liebreiche hohe Herr gegen dein Söhnlein so herablassend war? Nun warte, das dürfte dem Söhnlein der Tochter deiner Mutter, meine liebe Mutter! seiner Zeit sehr zu statten kommen."

Schon den nächsten Tag, als nach dem Abzuge seiner Mutter Benjamin mit seinem väterlichen Freunde wieder allein war, entdeckte er sich ihm, daß er fest entschlossen sei, zu studiren. Auf Ottfried's Einwendung, ob Benjamin auch hoffen könne, daß seine Mutter ihre Zustimmung geben werde, machte er keinen Hehl daraus, wie das Interesse, welches der Graf für ihn genommen, auf eine oder die andere Weise die Handhabe sein dürfte, seine Mutter dabei zu fassen, daß sie nicht werde widerstehen können, ihre Einwilligung zu geben. Ottfried fand den Gedanken so uneben nicht. Genug, als Benjamin wieder nach Hause reiste, war die Angelegenheit so weit besprochen, daß ihm Ottfried auf jeden Fall ein Empfehlungsschreiben an den jungen Kaplan in B**, der ebenfalls einer seiner Schüler gewesen war, mitgab, daß er vorläufig Benjamin bei dessen häuslichen Vorstudien mit Rath und That an die Hand gehe.

Benjamin hatte sich in seiner Voraussicht nicht getäuscht. Als er wieder heim kam, fand er, daß der Paroxismus des Grafenfiebers bei seiner Mutter eher im Steigen, als im Abnehmen begriffen war. Das Erste, womit Frau Rachel ihren Sohn bei der Rückkehr bewillkommte, war die Frage, wie oft er noch in letzterer Zeit bei „Seiner Gnaden zu Besuche gewesen?" Auf Benjamin's Antwort: „Jeden Tag", wollte Frau Rachel weiter wissen, ob er auch immer noch so gern gesehen worden?

Darauf Benjamin:

„Mutter, du weißt ja, daß Zudringlichkeit gerade meine Sache nicht ist, hätte man mich im gräflichen Hause nicht gern

gehabt, würde man mich dort bei jedesmaligem Fortgehen nicht so dringend eingeladen, ja, ich möchte sagen, mir das Versprechen abgenommen haben, den folgenden Tag zur bestimmten Stunde gewiß wieder zu kommen, ich wäre ohne diese liebevolle Aufmerksamkeit gewiß nicht hingegangen. Ich kann dir, Mutter, nicht sagen, wie sich das machte, genug, die Söhne des Grafen, die trefflichen jungen Herren, haben mich mit ihrem besonderen Wohlwollen beehrt. Sie waren es, die mich jeden Tag bei sich haben wollten, und ihre Eltern gingen zu und ab, je nachdem es ihre Geschäfte ihnen erlaubten, oder sie abriefen, häufig an unserer Unterhaltung und Gesprächen Theil nehmend. Wären sie nicht selber so gewöhnt an pünktlichen Gehorsam gegen ihre Eltern, sie hätten sich versuchen lassen, mich zu verführen, daß ich wenigstens noch eine Woche zugebe ohne deine Erlaubniß. Schau, was mir die lieben Herren zum Andenken geschenkt haben."

Benjamin zeigte einen Livius in prachtvollem Einbande vor, dazumal, und besonders für Benjamin, ein sehr kostbares Geschenk. Auch der Graf und seine Gemahlin hatten ihm viel Schönes verehrt.

Dies Alles war für Frau Rachel's Zufriedenheit mehr als genügend. Benjamin konnte bemerken, daß sie seit seinem letzten Ausfluge eine neue Zeitrechnung für ihre Person eingeführt hatte. Es war ihr geläufig zu sagen, das und das ist so lange her, es war so und so viele Wochen vor oder nach dem, daß mein Benjamin in das Haus „Seiner gräflichen Gnoden" eingeführt wurde. Frau Rachel war äußerst erfinderisch, fast jeden Augenblick die Gelegenheit bei den Haaren herbeizuziehen, an die gnadenreiche Einführung ihres Sohnes in das Haus Seiner gräflichen Gnaden, des gestrengen Herrn Kreishauptmannes zu erinnern.

Indessen, es mischte sich anch viel berechnender Eigennutz in

die Eitelkeit Frau Rachel's, die sich so sehr viel damit wußte, daß ihr Sohn während seines Weilens in der Kreisstadt in dem Hause des Kreishauptmannes ein- und ausgehen durfte.

Dazumal wurden die Juden von den höheren Beamten, denen sie unterstanden, wie eine Art kaiserliche Kammerknechte angesehen, als welche sie im Mittelalter in Deutschland wirklich unter dem Schutze der Kaiser saßen. Sie mußten in allerhand Verlegenheiten, besonders in Geldverlegenheiten, wenn die hohen Herrschaften, die Büreau-Autokraten, in der Klemme waren, Rath schaffen, und thaten dies zuvorkommend öfter auch unaufgefordert, wenn sie eine allerunterthänigste Petition beim hochlöblichen Amte einzubringen hatten. Die Erfindung der Sturmpetitionen war damals noch nicht gemacht, keinesfalls hätten sich die Juden dabei betheiligen gedurft, sonst wäre ein Sturm ohne Petition gegen sie losgebrochen. Da war es denn immer besonders Einer, den seine Dienstfertigkeit oder Mächtigkeit im Gebahren bei gewissen Finanzoperationen zur Würde des „Takews", Günstlings, vulgo Hofjuden befähigte. Dieser vertrat dann beim hochlöblichen Amte die Interessen seiner übrigen Glaubensgenossen wirksamer, als so manche Ständeversammlung, Kammern und Parlamente, das Interesse des Volks vertreten, welches sie repräsentiren.

Als einen solchen Takew sah Frau Rachel im Geiste ihren Benjamin bei dem jetzigen Chef der Kreisbehörde, und wahrscheinlich künftigen Präsidenten der Landesregierung. Denn daß der jetzige gräfliche Kreishauptmann nicht als Kreishauptmann sitzen bleiben, sondern noch viel höher steigen werde, ließ sich voraussehen. War nicht der beste, ja, der allerbeste Anfang dazu gemacht? Daher liefen die Berechnungen der Frau Rachel alles dessen, was ihr Benjamin dereinst durchsetzen werde, ins Unendliche. Wer, wer aus der

ganzen Gemeinde verstand auch so fein galchesch mit den großen Herren zu reden, wie ihr Benjamin? „Das sind die Früchte", triumphirte Frau Rachel, „wenn man seinen Kindern eine gute Erziehung gibt; da erlebt man seine Freude an ihnen."

Diesen letzteren Trumpf, den Frau Rachel ausspielte, überstach Benjamin seiner Mutter, um ihr das Spiel abzugewinnen. Da er seiner Mutter schlau in die Karte gesehen, und abgesehen, worauf sie es absehe, fühlte er, daß er nicht an seinem Barmitzwetage, sondern am Tage seiner gnadenreichen Einführung in das gräfliche Haus wirklich sui juris geworden. Kaum zwei Tage nach seiner Heimkehr von Ottfried trat Benjamin zu seiner Mutter ins Zimmer, und sagte ohne viele Umstände: „Mutter, ich gehe jetzt zum Kaplan", — Frau Rachel machte große Augen, — „ich habe ihm einen Brief abzugeben, den mir Herr Ottfried für ihn mitgegeben."

„Wenn's weiter nichts ist", dachte Frau Rachel, und ließ Benjamin gehen.

Aber die Besuche beim Kaplan häuften sich, und währten lange. Benjamin ließ sich oft ganze halbe Tage nicht im Hause blicken. Frau Rachel erachtete es für nothwendig, ihrem Sohne darüber Vorstellungen zu machen, und wollte wissen, was er so oft und so lange beim Kaplane mache.

Benjamin war mit seiner Antwort kurz angebunden.

„Was ich bei dem Kaplan thue? Ich lerne bei ihm. Glaubst denn du, Mutter, daß Rebb Jude Rebb Jossel's Sohne so viel Aufmerksamkeit im gräflichen Hause erwiesen worden? Nein, der Graf und seine gute, treffliche Familie waren nur deshalb so gütig gegen mich, weil ich meine Zeit nicht verloren, sondern nach Kräften gestrebt habe, mich auszubilden. Gar eine schlechte Anempfehlung würde es mir bei dem Grafen und seiner Familie bei einem möglichen wiederholten Zusammentreffen mit ihnen sein, würde man mer-

ken, daß ich seither stehen geblieben, keine Fortschritte in der Bildung gemacht habe. Ich weiß keinen anderen Weg, mir ihre Gewogenheit zu erhalten, und durch diese vielleicht weiter gefördert zu werden, als daß ich durch den vermehrten Schatz meines Kennens und Wissens zeige, ich sei kein gewöhnlicher Jude. Danke du daher, Mutter! mit mir Gott, daß der Kaplan so unverdient gütig sich mir zeige, meine Armuth aus dem reichen Schatze seiner Kenntnisse durch seinen uneigennützigen Unterricht zu bedenken, und lasse mich nur gewähren."

Gegen einen solchen plausiblen Grund hatte Frau Rachel nichts Erhebliches einzuwenden. Ja, sie gab sogar ohne Seufzer das viele Geld her, welches Benjamin auf die kostsp:eligen Bücher aufwandte, die er jetzt nöthig hatte.

Frau Rachel dachte, das Kapital sei gut angelegt, und werde seiner Zeit die Zinsen schon abwerfen.

In der übrigen Gemeinde erregte Benjamin's häufige Besuche im Pfarrhofe, die kein Geheimniß bleiben konnten, mehr Neid als Auffehen. Es ist nichts Ungewöhnliches in Landschaften, in denen Juden ansässig sind, in den vermöglichern Christenhäusern, die geistlichen Häuser nicht ausgenommen, einen eigenen Hausjuden ein- und ausgehen zu sehen. Der Hausjude ist derjenige, der ausschließlich das Haus mit den nöthigen Schnitt- und anderen Waaren versieht, und dagegen die Erzeugnisse des Feldes, Gartens und Weinberges versilbert, weil man ihm vertraut, daß er weniger als die andern betrüge, und mit einem kleinern Profite zufrieden sei. Da man sah, daß Benjamin nach der Barmitzwe weder in die Jeschiwe, gezogen war, noch im Orte beim Row zum Schir ging, meinte man nicht anders, als daß Benjamin werde „die Gemohre zur Stiege hinabwerfen", d. h. das Studium des Talmuds an den Nagel hängen, und

sich dem Geschäfte widmen. Mit diesem Vorsatze brachte man Benjamins öftere Aufwartungen im Pfarrhofe in Verbindung. Diese sollten, nach den Kombinationen der jüdischen Diplomatie, Benjamin eine Stufe zum Hausjuden-Himmel im Pfarrhofe werden, da man dort mit dem bisherigen Hausjuden, Rebb Airen (Aaron) Fleckeles nicht ganz zufrieden war. Daß des reichen Rebb Jude Rebb Josels Sohn, der es weniger nothwendig habe, auch diesen fetten Profitbissen wegschnappen sollte, wurmte diejenigen, die sich schon in der Hoffnung gewiegt hatten, Rebb Airens Nachfolger in der Hausjudenschaft des Pfarrhofes zu werden.

Zudem war Benjamin mit zunehmendem Alter klüger geworden. Er that nichts was seine Orthodoxie] durch seine häufige Anwesenheit im Pfarrhofe hätte verketzern können. Im Gegentheile, er that jetzt ein übriges, seine Strenggläubigkeit ins hellste Licht zu setzen. Er war auch unter der Woche häufig beim Früh- und Abendgottesdienste in der Schule zu sehen, was früher nicht gar zu häufig der Fall war, ja er versäumte sogar in den 10 Bußtagen zwischen Neujahrs- und Langentage keine einzige Sliche; [96]) ein Eifer den in vorausgegangenen Tagen weder Bitt- noch Scheltworte seiner Mutter in Benjamin erwecken konnten. Er fand es heimlicher unter der warmen Bettdecke, als durch die kalte neblichte Herbst-Morgenluft mit dem „Talesbeutel" [97]) zwischen den erstarrten Fingern zur Schule zu wandern. Dabei verband Benjamin noch einen andern Nebenzweck mit seinem zur Schau getragenen nagelneuen Religionseifer. Benjamins Mutter hatte gemeint, sie müsse das doppelt herein bringen, was ihr larer Sohn früher zu versäumen beliebte. In dem Maße als Benjamin den Besuch der Schule vernachlässigte, war seine Mutter doppelt eifrig in demselben, und fastete zum Ueberschuße jeden Montag und Donnerstag

in der Woche [98]) und jeden der zehn Bußtage, d. h. nahm kein Frühstück, sondern blieb nüchtern bis ½ 1 Uhr Nachmittags. Dies that sie zum Heile des Seelenheiles ihres Kadeschel, wie der fromme Job Brandopfer nach den Schmausereien seiner Kinder darbrachte, um die Vergehungen zu sühnen, welche sie allenfalls im Rausche der Lustbarkeit sich durften zu Schulden kommen lassen. Frau Rachels Gesundheit litt nicht wenig unter diesen Kasteiungen. Dies konnte Benjamin nicht ansehen. Sein gutes Herz litt nicht weniger darunter, als seiner Mutter Gesundheit, daß sie sich die doppelte Bürde auflud, für sich und ihren Sohn mit Gott sich auf einen guten Fuß zu stellen. Er versprach daher von nun an, selber mehr für sein Seelenheil zu sorgen durch fleißigeren Schul- und Sliches-Besuch, unter der Bedingung, daß die Mutter weniger strenge in ihren der Gesundheit nachtheiligen Religionsübungen sei. Er nahm ihr das Versprechen ab, es ihm zu überlassen, für sich und sie in der Schule zu beten, und daß sie das freiwillige Fasten überhaupt aufgeben wolle, sich begnügend mit den gebotenen Fasttagen. Schmuggelte sich auch Frau Rachel ihrem ausdrücklichen Versprechen entgegen, früh Morgens in die Schule, sobald Benjamin außer Hause war, sich beeilend vor ihm wieder nach Hause zu kommen, so daß er von diesem Treubruche und frommen Betruge nichts merken konnte, vermochte er doch wenigstens sie zu Hause zu kontrolliren, ob sie auch richtig ihr Frühstück einnahm, und paßte wie ein Zollwächter auf, daß sie sich dafür nicht an der Lebensessenz ihrer Abendmelange einen Abbruch that. Wenn er auch sonst den ganzen Nachmittag weg war, an den Mon-, Donner- und Slichestagen war er sicher punkt 6 Uhr Abends zu Hause, und wich der Mutter nicht von der Seite bevor sie ihr Abendschälche behaglich geschlürft hatte. Diese kindliche Fürsorge hatte gewiß nicht weniger

Theil daran, daß Benjamin sich häufiger in der Schule blicken ließ, als die Vorsicht, jeden Verdacht zu zerstreuen, den man nach seiner Meinung — auf die Diplomatie der Hausjudenschaft kam er nicht — in der Gemeinde aus seiner Frequenz des Pfarrhofes schöpfen konnte.

Benjamins Besuche in dem Pfarrhofe wurden also von keiner Seite beanstandet, und er vergeudete seine Zeit nicht daselbst. Sowohl aus Ottfrieds Briefe, als auch durch die Gespräche mit Benjamin hatte der Kaplan bald erfaßt, worauf es hier ankomme. Er las deshalb mit Benjamin die Schriften des A. T. und eröffnete ihm in wissenschaftlicher Kritik und Exegetik das richtige Verständniß derselben. Die messianischen Prophezeihungen wurden keineswegs umgangen, das wäre gerade der unvermeidlichste Weg gewesen, Erörterungen, die jetzt noch weder an der Zeit noch an Ort gewesen wären, herbei zu führen; aber jeder Polemik auf dem Gebiete der Unterscheidungslehren in Bezug auf die bereits erfüllte Hoffnung, oder der noch zu erwartenden verheißenen Ankunft des Messias, wurde sich streng enthalten. Daß das wahre Verständniß jener Lehrer auf Grund der prophetischen Weissagungen in Benjamins Geist hineinleuchte, dieß überließ der Kaplan der Zeit, Benjamins besserer Einsicht, und vorzüglich der Einwirkung der Gnade. Beim Studium der Geschichte konnte der Kaplan freilich nicht vermeiden von Christus, als der großartigsten historischen Erscheinung zu sprechen. Daß übrigens Benjamins offenem Sinne und durchdringendem Verstande bald einleuchtete, ohne Christus wäre die ganze Weltgeschichte nur ein Bruchstück, weil die ganze vorchristliche Geschichte ein dunkles bedeutungsloses Räthsel wäre, ohne das Versöhnungsprinzip, welches durch Christus in die Welt und in ihre Geschichte kam, dessen konnte der Kaplan nicht Rechnung tragen. Die Geschichte

bleibt einmal der beste Missionär für jeden, dem ihr Verständniß aufgegangen. Ferner wurde das Studium der lateinischen und griechischen Sprache gründlich betrieben. Auch der Pfarrer stellte rechtschaffen seinen Kontingent zu Benjamins Ausbildung. Er löste den Kaplan ab, wenn dieser durch Berufspflichten vom Unterrichtsgeschäfte abgerufen wurde, und übte Benjamin im Sprechen des Französischen, dessen er als früherer Hofmeisterin einem hohen Herrschaftshause vollkommen Meister war.

Auf diese Weise mußte es in Benjamin helle werden, und was früher nur dunkel in ihm schlummerte, wurde jetzt zum Lichtpunkte, auf den er losgehen mußte, und kostete es ihm das Leben. Er war älter geworden und entschlossener, wie mit zunehmenden Jahren sein Charakter sich festigte. Was sich auch zwischen ihn und seine Mutter, wirklich oder eingebildetes Entfremdendes schob, er war doch ein guter Sohn, der seine Mutter, wie es sich gebührt, und von Gott geboten ist, aus vollem ganzem Herzen liebte. Trotz dem hätte er das Opfer gebracht, welches das Evangelium befiehlt — mit dem Inhalte der Schriften des N. T. die er sich längst schon zu verschaffen gewußt, war er bekannt, und war von seinem göttlichen Ursprunge überzeugt — des Herrn wegen Eltern und Freunde und Alles zu verlassen. Er näherte sich stark dem Alter, in dem er in Bezug der Wahl seines religiösen Bekenntnisses sich gesetzlich frei entscheiden durfte, und welches Alter die Blüthe des jugendlichen Enthusiasmus ist, der vor keinem Opfer zurückscheut. Irdische Rücksichten waren es demnach nicht, die ihn noch abhielten, in das andere Feldlager überzugehen.

Aber als er vor Jahren von Ottfried in der Kreisstadt in Gegenwart von Ottfrieds Gattin, von jenem Abschied genommen, und aus seinen Worten durchblitzte was in seinem Innern schon damals dämmerte, sprach Frau Ottfried die bedeutungsvollen Worte zu ihm: „Mein Sohn! du wirst dem

folgen, zu dem dich die Gnade ziehen wird, aber bedenke, mein theures Kind! daß ein Mutterherz viel Schmerz um ein Kind erdulden muß. Ach, du kannst davon keine Ahnung haben, wie brennend Mutterthränen sind. Was du thun willst, thue um die Liebe zu Gott, die dir über alles gehen muß; doch das Herz einer Mutter wirst du schonen." Und wer sprach diese Worte, und wie wurden sie gesprochen? Eine fromme christliche Frau, sprach sie, eine Frau zu der Benjamin mit all der Ehrfurcht aufschaute, die er mit all der innigsten Zärtlichkeit liebte, als wäre er unter ihrem Mutterherzen gelegen. Jene Worte sie waren von einer Mutter gesprochen worden, die ihn so im Herzen trug, als hätte sie ihn mit Schmerzen geboren, die ihn sonder Zweifel täglich in ihr Gebet einschloß, und nicht weniger brünstig flehete, daß ihn die Gnade erleuchte, einzugehen in die Kirche, als seine leibliche Mutter heiß zu Gott betete, er möge ihren Sohn treu in dem Glauben seiner Väter erhalten. Und doch war es kein bloßes Sprechen, nein, es war das rührende Flehen einer Mutter, die innigst christlich gläubig, für ihren Glauben ihr Herzblut zu vergießen, den Willen und die Stärke gehabt hätte, die ihn bath den Weg zur Kirche nicht hinweg zu schreiten, über ein gebrochenes Mutterherz. Wollte ihn nun die Ungeduld über den Zwang, Ceremonien und Gebräuche eines Gottesdienstes der bloßen Aeußerlichkeit, die er verabscheute, äußerlich mitzumachen, übermannen, drängte es ihn hinaus aus diesem unleidlichen Zustande, wollte ihn die Sehnsucht, das Bessere zu erfassen, verzehren, so daß er schon daran war, mit einem entschlossenen Schritte die beengenden Fesseln zu brechen, stand Mutter Ottfried vor seinem Geiste, wie sie flehete: „Das Herz einer Mutter wirst du schonen," und er brach vor Weh in seinem Innern in sich zusammen, und seine Seele wurde traurig bis in den Tod.

Und will ihm einer dies verargen?

Stellte ihm nicht das Evangelium den Heiland am Kreuze verblutend da, wie er sich hingebend für die Welt, mit diesem Opfer welches die Welt einschloß, die Kindesliebe dennoch nicht mit auf den Altar des Kreuzes zum Opfer niederlegte? Mehr aufgelöst in den Weltschmerz, daß die Sünden der Welt ein solches die Größe aller Welten überragendes Opfer nothwendig machte, und daß dieses Weltopfer dennnoch für so unendlich viele fruchtlos bleiben werde, als mit seinem eigenen unsäglichen Schmerzen beschäftiget, sah sein im qnalvollsten Tode brechendes Auge, doch noch den Schmerz seiner Mutter die weinend unter dem Kreuze stand. Die Auflösung in dem schaudervollsten Tode löste doch des Göttlichen Sohnes-Treue nicht auf, daß fast sein letztes Wort noch war: „Sieh, deine Mutter," gesprochen zu dem Jünger der Liebe, diesem als das theuerste Vermächtniß die Sorge für die Mutter Maria übertragend. Kann das Gebot der Heiligachtung der Kindespflicht tiefer und unauslöschlicher ins Herz eigeprägt werden, als durch des am Kreuze verblutenden und sterbenden Heilandes Wort: „Sieh deine Mutter?" Wenn von den Ur- Zehngeboten die Gott auf Sinai gegeben, das vierte schon im Dekaloge überhaupt, und als erstes in Bezug der Pflichten des Menschen gegen den Menschen, das Geboth: „Ehre Vater und Mutter," welches natürlich auch in sich faßt: Liebe Vater und Mutter," vom Finger Gottes auf die zwei Tafeln geschrieben worden[99]), so ist dies hochheilige Gebot auf Golgota erneut mit dem heiligen Blute Gottes geschrieben worden in den Worten: „Sieh deine Mutter!" Es zeigt nur daß Benjamin das mit dem heiligen Gottesblute auf Golgota geschriebene Gebot auch in sein Herz eingeschrieben, wenn er den einen Fuß schon über die Schwelle gesetzt, das väterliche

Judenhaus und das Judenthum zu verlassen, ihn scheu wieder zurückzog, so bald Mutter Ottfried flehend vor ihm stand: Das Herz einer Mutter wirst du schonen. Ja, es zeigt nur, daß Benjamin Kindespflicht aus dem Evangelium gelernt, wenn er sich schwer entschliessen konnte, den todbringeuden Stachel, durch seinen offenen Uebertritt zum Christenthume, seiner Mutter ins Herz zn drücken.

Zu dem hat Benjamin in den heil. Schriften des N. B. gelesen: „Prüfet die Geister," und auch: „Prüfet alles, das Gute behaltet." Nun wußte er dieses schon, daß die Summe dessen, was in der Kirche zu glauben geboten ist, nicht ganz und vollständig in dem geschriebenen Worte niedergelegt sei, daß erst die Lehre der Kirche die Glaubenssumme vervollständige. Aber die Urwesenheit der „Kirche," dieses undurchdringlich fest gegliederten Baues, der von der Erde bis in den Himmel hinauf ragt, und von dem Himmel sich wieder in die Erde einsenkt, sammt der in ihrem Schooße niedergelegten „mündlichen Ueberlieferung" war ihm bis jetzt noch gänzlich fremd. Was er aber nicht kannte, konnte er auch nicht prüfen, und was er nicht geprüft hatte, dem konnte er sich mit seiner Ueberzeugung nicht zu eigen geben. Wußte er doch nicht einmal noch, wie weit die Kritik der Vernunft ihre Forschungen ausdehnen darf, ohne in den vermessenen Vorwitz hinein zu gerathen, und wo der unbedingte Glaube anfängt, ohne daß er ein Köhlerglaube sei. Das hielt ihn auch noch zurück, während anderseits ihn wieder das Verlangen hinauszukommen verzehrte. Dieser Kampf zwischen hinausdrängen und wieder zurückgezogen werden, riß mit Widerhaken an seinem Leben. Von ihm in solcher Lage zu verlangen, daß er immer die Gleichmuth des Geistes bewahre, der schon in sich geklärt ist, wäre das Uebermenschliche gefordert gewesen.

Nach dieser Schilderung war es nichts Widersprechendes, in seinem Charakter, wenn wir unseren jungen Helden, bei dem ersten Zusammentreffen mit ihm an jenem Tische-b'ow-Tage im Garten seines väterlichen Hauses, wild auf den Boden aufstampfen sahen, in welcher gereitzten Stimmung wir ihm indessen dort gelassen hatten, um seine dazwischen liegenden Lebensgänge, von der Wiege an zu verfolgen. Er hatte eben eine seiner bösen Stunden. Den halben Tag in der Schule gesessen sein, von Sonnenuntergange des vorigen Tages an so strenge gefastet haben, daß einem nicht einmal ein Tropfen Wasser in der brennenden Sonnenhitze die Zunge genetzt hatte[100]), ist just auch nicht sehr geeignet, einen in rosenrothe Laune zu versetzen. Er hatte sich auf eine Rasenbank im Schatten eines Baumes gelagert, und so eben die Briefe Pauli hervorgezogen, um sich Ruhe zu erlesen. Vor Bocher Abraham, der noch immer als sein Mentor, jetzt so ziemlich eine Sinekur, im Hause weilte, war er in dieser Stunde sicher. Der verschnarchte jetzt Siesta haltend, wie ein Hottentot der nichts zu kauen hat, seinen Hunger. Da kam Vetter Leopold. So lieb sonst Benjamin Leopolds Anwesenheit war, zu dieser Stunde war er ihm ungelegen gekommen. Schon bei Leopolds Kommen hatte Benjamin Mühe, seine Verdrießlichkeit über die Störung hinter seiner Ironie zu verstecken. Hätte das Gespräch eine andere Wendung genommen, würde sich im Laufe desselben Benjamins gewitterschwangere Wetterlaune nach und nach ausgeheitert haben. Aber Widerspruch zu ertragen, war Benjamin heute einmal durchaus nicht in der Stimmung. Darum brach der Sturm so heftig los, als Leopold Benjamins Mächtigkeit bezweifelte, sich zu emanzipiren. So hatte ihn Leopold schon lange nicht mehr gesehen. Jetzt wurde Leopold um so besorgter um seines Freun-

des Zukunft. Er wollte ihn beschwichtigen, und Benjamin's Hand mit seinen beiden Händen umfassend, sprach er:

„Kränken, mein lieber Vetter! wollte ich dich durchaus nicht. Es thut mir ja schon genug weh, dich in dieser geistigen Zwangsjacke zu sehen, was dich entweder für immer unglücklich machen muß, oder dich vor der Zeit aufreiben wird. Daß ich dich heute, gerade heute über jenem Buche getroffen, welches schon lange der Zankapfel zwischen uns ist, — glaubst du, daß ich das Buch nicht gleich erkannte, welches du bei meinem Kommen so schnell zu verstecken suchtest? — dies will ich gelinde eine Unvorsichtigkeit nennen. Denke nur, wenn Abraham dich dabei überrascht hätte, da würde es noch einen ärgeren Lärm abgegeben haben, als beim Aprikosenpflücken am Schabbes, und Jaickewels Geschrei, du wollest zum Galech laufen. Und der Gewinn davon? der unnöthige Gram deiner Mutter, die davon Anlaß nehmen würde das Ärgste zu besorgen. Denn den Schritt auf welchen dies Alles schließen läßt, den wirst du doch nicht thun. Für so unklug kann ich dich unmöglich halten."

„Unklug nennst du das, was ich für unumgänglich nothwendig halte? entgegnete Benjamin, der sich wieder auf die Rasenbank niedergelassen, und Leopold zu sich niedergezogen hatte."

„So habe ich gesagt. Dein Geist, mein lieber Benjamin! strebt, wenn ich dich recht begreife, in eine Ferne, wo du alles aufs Spiel setzen, und nichts gewinnen werdest. Du bist Sohn, Bruder, Verwandter, willst du alle diese Bande gewaltsam zerreißen, ohne nur irgend einen Ersatz dafür? Religiöse Ueberzeugung drängt dich nicht hinein in das Christenthum; durch jenen Schritt willst du dich nur von dem Drucke los machen, der dir das Judenthum unerträglich macht. Werden sie aber in dem andern Feldlager den Ueber-

läufer so zuvorkommend mit Vertrauen aufnehmen? Wird nicht viel mehr jeden deiner Schritte Mißtrauen hemmen?

Benjamin erhob sich wieder von seinem Sitze, und stellte sich mit verschränkten Armen vor Leopold hin.

„Bist du deiner Sache so gewiß, daß religiöse Ueberzeugung keinen Theil an meinem Schritte habe? — Ei, das ist mir ganz was Neues, daß von allen Menschen, du der einzige bist, der ohne sich zu trügen, dem andern bis auf den Grund seines Herzens sehen, und seine geheimsten Gedanken erforschen kann. Daß dir dem verknöcherten Juden, das Christenthum ein arger Trug sei, will ich dir hingehen lassen, darüber wollen wir jetzt nicht streiten. Aber wer sagt dir, daß was dir als Irrthum erscheint, nicht mir die innigste Ueberzeugung untrüglicher Wahrheit sein könne? Doch auch dies vor der Hand bei Seite gelassen, und angenommen, ich werde Christ, weil ich nicht länger das abgefallene dürre Blatt von einem dürren Baume am Boden liegen will, was läßt dich mit solcher Bestimmtheit wissen, daß ich mich dabei verrechnen werde?"

„Das ungerechte Vorurtheil derjenigen, in deren Gesellschaft du dich eindrängen willst. Wer ist Schuld daran, daß du ein dürres abgefallenes Blatt vom dürren Baume im Staube liegest? Aller Künste und Wissenschaften Meister zu sein, und auf der höchsten Stufe der Bildung zu stehen, rühmen sie sich, und über die mittelalterliche Barbarei sind sie doch noch nicht heraus, ein Volk in unverdientem Drucke niederzuhalten, und alle Schmach auf dasselbe zu häufen, aus dem der Stifter ihrer Religion hervorgegangen, ein Volk, dessen heilige Schriften auch ihnen heilige Bücher sind.

„Oho, pfeift der Vetter Leopold auf diesem Loche? Saugst du auch an dem schimmlichten Brei von mittelalterlicher Barbarei, welche den Juden der Verachtung und dem Drucke

Preis gibt. Magst recht haben. Ja, wie ich doch so vernagelt sein konnte, die Quelle nicht auffinden zu können, der gründlichen Verachtung, mit der die vorchristlichen heidnischen Griechen und Römer die unter ihnen zerstreut wohnenden Juden mit Füßen traten. Jetzt gehen mir die Augen auf. Die Rückwirkung wars der christlich mittelalterlichen Barbarei, welche die Juden den Heiden so verächtlich machte. Natürlich, die mittelalterliche christliche Barbarei warf sich der heidnischen Bildung auf die Lunge, und dieses Lebensorgan bekam einen unheilbaren Leck. Daß die Art aller Lungensüchtigen ist, grämlich sein, wer kann dafür? Aber eine so schwindsüchtige Bildung ist noch griesgramiger als die gesundeste rohe Barbarei gewaltthätig ist. Stell dir vor, die von der christlich mittelalterlichen Barbarei hektisch gemachte heidnische Ueberfeinerung ging in ihrer krankhaft aufgereizten bösen Stimmung so weit, die Christen der ersten Jahrhunderte mit den Juden zu vermengen, und allen ihren Hohn, Verachtung und Verfolgung gegen die ersten Christen zu kehren, weil man auch sie zu den mißachteten Juden zählte."

„Die alten Römer und Griechen als Nationalitäten sind sie abgethan. Die letzten Reste derselben sind, sammt ihrer Bildung in der Barbarei des christlichen Mittelalters aufgegangen. In den Besitz der Welt, über die von einem Ende zu andern die Römer-Wolfsbrut ihre blutige Zwingerherrschaft hatte walten lassen, theilten sich mit den barbarischen Christen die noch mehr barbarischen Anhänger des Propheten von Mekka. Doch sonderbar, wie sehr auch die mohamedanischen Barbaren, die christlichen Barbaren fanatisch anfeindeten, eines lernten sie ihnen dennoch ab, die Verachtung gegen die Juden. Nun du kennst die Zähigkeit des Orientes. Dieser magst du es zuschreiben, daß Suniten und Schiiten, Araber, Perser nnd Türken, noch immer unter

dem Einfluße der barbarisch christlich mittelalterlichen Einwirkung stehen. Schreibe es dieser Zähigkeit auf Rechnung, daß noch zu dieser Stunde, die Juden, welche in arabischen Städten wohnen, sobald sie aus ihrem Ghetto treten, die Pantoffel von den Füßen ziehen, und statt in Handschuhe in die Pantoffel die Finger gesteckt, barfuß durch die Stadt gehen müssen, und die Lotterbuben von arabischen Gamins, haben es gewiß den christlichen mittelalterlichen Gassenbuben abgelernt, dem Juden den Pantoffel aus der Hand zu reissen, und ihm denselben ums Ohr zu schlagen [101]). Ach, die christliche Barbarei, sie ist epidemisch, sie steckte vor dem Mittelalter die gebildeten Griechen und Römer an, und infizirt zur Stunde noch die Söhne Mohameds die Juden zu mißhandeln, zum Danke dafür, daß der Engel Gabriel manche Sura aus den Schriften des alten Testamentes entlehnt, für nagelneue Offenbarung dem Propheten ins Ohr raunte. Ich kann dir nicht Unrecht geben mein Lieber! daß du allen Hohn, alle Schmach, welche die Juden je erduldet und noch dulden, der christlich mittealterlichen Barbarei in den Schuh schiebst. Schau, so leicht hast du mich noch nie herumgebracht, mit dir einer Meinung zu sein."

„Benjamin! ist das eine Sache darüber zu spotten. Ist das deine Ehrfurcht vor der Geschichte, daß du zu dem Unglücke deines eigenen Volkes noch den Hohn hinzufügest, deines Volkes, welches eine Geschichte hat, die auf die Gestaltung der Weltereigniße den tiefgehendsten Einfluß hat. Die Römer und Griechen, auf welche du hindeutest, sie sind bekannt als Verrächter jeder fremden Nationalität, die Araber und Türken, die du mit hineinzogest, sind nicht weniger berüchtigt wegen ihres Fanatismus, diesen gegenüber kannst du die Juden als besonders verachteten und niedergetretenen Stamm hinstellen, ohne daß die Juden dabei verlieren, und

es jenen besonders zugerechnet werden darf. Sie gebahrten sich gegen die Juden nicht anders als gegen alle fremde Völker. Aber die Christen, die sich rühmen der Humanität und Liebe gegen alle Menschen, sowohl gegen Gleich- als Andersgläubige, die müssen bei ihrer bessern Einsicht verantwortlich gemacht werden, warum sie gerade den Juden allein das verweigern, was sie entgegen kommend freiwillig allen Andern zugestehen."

„Schau wie schlau. Vetter Leopold! an dir ist wahrhaftig ein Advokat verdorben. Wo du mit Anklagen nicht ausreichst, legst du dich mit Schmeicheleien zum Ziele, die streitenden Parteien zu einem Vergleiche zu bereden, und das Rabuliren verstehst du auch nicht schlecht. Du berufst dich auf die Geschichte der Juden als die, welche den tiefgehendsten Einfluß auf die Gestaltung der Weltereignisse hat, das ist in deinem Munde eine Prahlerei und Verdrehung des Rechtes. Denn den tiefgehendsten Einfluß auf die Gestaltung der Weltereignisse hat die Judengeschichte nur durch die Erscheinung von Jesus von Nazareth, der dem Fleische nach dem jüdischen Volke angehört; durch ihn bekam die Welt eine andere Gestalt. Aber eben diesen göttlichen Schöpfer einer neuen Welt haben die Juden ausgestossen, sich auf immer von ihm lossagend. Darum mit dem Rufe: „Es ist vollbracht" als der unschuldig Gemordete im Tode sein Haupt neigte, im Tode der dem Judenvolke auf dem Gewissen lastet, auch für die Geschichte des Judenvolkes gerufen worden: „Es ist vollbracht." Mit dem: „Sein Blut komme über unsere Häupter, und über die Häupter unserer Kinder" ist ein blutiger Strich unter die Geschichtsblätter des Judenthumes zum Abschluße gezogen worden, daß keine Zeile mehr dazugeschrieben werden kann. Seitdem liegt das Judenthum neben der Geschichte der übrigen Völker, siech und wimmernd in seiner Verkommenheit, wie ein Mensch der nicht leben und nicht sterben kann."

„Daß du dich nur nicht verrechnest. Der Umstand, daß nach so vielen Jahrhunderten unausgesetzten Druckes und grausamer, blutiger Verfolgung, es doch noch Staaten gibt, wo der 70. Mensch ein Jude ist, und noch andere Staaten, wo das statistische Verhältniß sich uoch günstiger für die jüdische Einwohnerschaft herausstellt, ist gerade kein bestätigendes Zeugniß für deine Behauptung, daß dem jüdischen Volke die Lebenskraft ausgegangen. Vielmehr belebt jener Umstand meine Hoffnung, daß mein Volk noch zu Großem vorbehalten ist. Darum sehe ich nicht viel Weisheit bei den Lenkern der Staaten, die noch immer einem Volke die ihm gebührende bürgerliche Gleichstellung mit den übrigen vorenthalten wollen, aus dem jetzt schon so viele Hände an die Thüre pochen, mit der gerechten Forderung, gebt uns die uns zukommenden Rechte heraus.“ Mögen sie zusehen, daß sich nicht einmal das Verachtete an dem Verächter räche.“

„Du sprichst kühn, mein sonst so zahmer Leopold, drohst sogar im Gefühle deiner Stärke. Der 70. Jude, den du mir vorwirfst ist wohl ein Unglück für die andern 69 Nichtjuden, aber ein Recht auf diese runde Zahl begründet, finde ich keineswegs. Vortrefflich. Du nimmst die Larve ab, und kehrst die rechte Farbe heraus. Merke auf, ich will deine Schönfärberei in die gehörige Beleuchtung bringen. So fern es sich hier um ein Rechenexempel handelt, will ich dir den Ansatz machen helfen, und dann wollen wir sehen. „Das eine Glied der Proportion sind 69 Theile Christen, die durch Nationalität und Glauben verbrüdert, schon seit vielen Jahrhunderten einen Staatsverband bilden, wo einer mit allen und alle mit einem mit einander stehen oder fallen. Das andere Glied der Proportion ist $^1/_{70}$ Theil der Bevölkerung, der durch gesonderte Nationalität und Glauben einen Staat im Staate bildend, dennoch zu der 69 Mal stärkern Majorität spricht, wir

wollen von heutigem Datum an mit euch halten, gewinnt ihr in eurem staatlichen und geselligen Bestrebungen wollen wir mit gewinnen, verliert ihr, wollen wir mit verlieren. Diese unbekannte Größe des Gewinnstes oder Verlustes ist natürlich das dritte Glied der Proportion. Das vierte Glied ist die Einlage des Kapitals sowohl an geistigen als materiellen Kräften."

„Wie ungleich ist da die Einlage, das Risiko beim Verluste, und der Vortheil beim Gewinne!"

„Mit was zahlt die Minorität der 69 Mal stärkeren Majorität das 69 Mal größere Einlagskapital heraus, welches die Majorität an geistigen und materiellen Kraftanstrengungen Jahrhunderte hindurch aufwenden mußte, um das Staatsleben auf den Stand zu bringen, zu welchem es sich gegenwärtig entwickelt hat, zu der die Minorität als Staatsbürger nicht einen Denar beigetragen, uud doch die Dividende der abfallenden Zinsen mittheilen will? Sie will ja gleichberechtigter Bürger eines Staates sein, den sie zu ordnen nicht im mindesten mitgeholfen hat. Nicht einmal einen Finger hat sie bis jetzt zur Förderung jenes Werkes gerührt. Welche unverschämte Zumuthung des mindern Theiles an den größeren schon von dieser Seite! Arbeiten sie aber gemeinsam von jetzt an, so trägt die Judenschaft, dort wo der 70. Mensch ein Jude ist, nur den 70. Theil bei, weßhalb sein Verlust nur der 70. Theil sein kann, wenn verloren wird. Wird aber gewonnen, so kommt ihuen die ganze staatliche Errungenschaft zu Gute, zu der die andere Partei 69 Mal mehr beigetragen hat, als die welche sich ihr angehängt hat, um von der Beute den Löwenantheil an sich zu reißen, sie die nichts weniger als Löwen sind. Ist das nicht ein wucherischer Handel von den Juden, die auf solches antragen, offen getrieben? So verläugnet sich der Jude nirgends. Aber wenn

du, mein Freund, von Verrechnen mir gesprochen hast, habe ich dir eben gezeigt, daß auch ich meines Tates Sohn bin, daß auch ich etwas von der Rechnenkunst verstehe, wie es sich von Merene Raw Rebb Jude Rebb Jossel's Sohne mit Fug und Recht erwarten läßt."

„Hättest du an die Großmuth der Christen appellirt mit deinen Emanzipationsgelüsten, dann weiß ich nicht, ob, und was ich dir darauf erwiedern würde? So du jedoch auf ein Recht pochst, muß ich noch ein Wort mit dir sprechen."

„Zuvor aber muß das Rechenexempel noch vervollständiget werden, du pochst jetzt schon auf die numerische Stärke der Juden in den Staaten, in denen der 70. Mensch ach leider ein Jude ist. Wenn nun jetzt schon, jetzt trotz so mancher Beschränkung, in jenen Staaten der 70. Mensch ein Jude ist, was wird es erst, bei der bekannten furchtbaren Fruchtbarkeit des jüdischen Stammes werden, wenn sich die Juden werden ohne alle Beschränkung frei ausbreiten dürfen? Siehst du da besonders in langen Friedensjahren nicht eine Uebervölkerung voraus, die nothwendig eine Völkerwanderug zur Folge haben muß? Wer soll gutwillig wandern, und Platz machen? Die Juden? die werden sagen: „Ach, warum nicht gar? Wir sollen wandern, die wir bereits im Besitze des Landes sind?" — Und sie werden bei solchen Umständen, und bei ihren Wucherkünsten im Landbesitz sein. —„Sollen die gehen, die nichts besitzen. „Beati possidentes" (Selig die welche im Besitze sind). Also die Christen? Mit welchen Gefühlen sollen die sich anschicken, dem Lande den Rücken zu kehr n, das sie vielleicht schon seit Jahrtausenden im Besitze gehabt hatten, bevor sie von den Juden daraus verdrängt wurden? Sollen sie so gutmüthig die Gräber ihrer Ahnen verlassen, ihre Heiligthümer, ihre Tempel und Altäre der Profanation der Juden überlassen? Nun gut werden sie sa-

gen, wenn wir uns schon mit bewaffneter Hand, nothgedrungen wie Räuber über andere Völker stürzen müssen, um uns Wohnsitze zu erobern, was sollen wir das Blut unserer Glaubensgenossen vergießen?" —

„Das Fehlende kannst du dir ergänzen. Wenn du jetzt noch nicht das Facit herausbringst, welche Gefahr beiden Theilen droht, und nicht siehst, welcher die Changen eines glücklichen Ausganges für sich habe, und welchen die Besorgniß einer tragischen Katastrophe schrecken müsse, dann verstehst Du nicht zu rechnen."

Benjamin machte eine Pause, und sah unverwandten Blickes nach dem Gartenzaune hin. Leopold bemerkte es, und fragte: „Was zieht so deine Aufmerksamkeit außerhalb des Gartens auf sich?"

„Nichts Besonderes", antwortete Benjamin. „Vor dem Gartenzaune steht Israel Löws Simon, und lugt durch die Zwischenräume der Staketen in das Paradies unseres Gartens hinein. Ich denke so eben, ob die verbotene Frucht in der Mitte des Paradieses für Eva's Lüsternheit mehr Anziehungskraft haben konnte, als die an den Zweigen hangenden reifen Birnen, oder nur die abgefallenen, die auf dem Boden herumliegen, dem Burschen da draus in die Augen stechen? Ich sehe ordentlich von hier aus, wie ihm der Mund darnach wässert. Das Paradies, von dem dieses Menschenkind ausgeschlossen ist, hütet zwar kein Cherub mit flammendem Schwerte, aber wir zwei sind Wächters genug, daß der arme Koridon die Gelegenheit der offen stehenden Thüre nicht benützt, hereinzuschleichen, und sich mit so vielen Birnen zu versehen, als er in der Eile zusammenraffen könnte. Warte, du hungriger Magen, dein Verlangen soll gestillt werden, ohne daß dein Gewissen mit dem siebenten Gebote in Konflikt zu kommen brauchte."

Benjamin rief den Knaben herein, und erlaubte ihm, so viele von den Früchten aufzulesen, als die Säcke in den zerlumpten Inexpressibles fassen mochten. Allein diese Säcke waren wahrhafte Bettlersäcke. Sie hatten keinen Boden. Wenn der arme Birnenleser fünf oder sechs derselben in aller Hast eingesackt hatte, fielen sie richtig wieder durch, rutschten zwischen der fadenscheinigen Hautbedeckung, und der schlottrigen Haut bis zum Kniebug herab, wo sie bei einer kopfgroßen Lücke des äußeren Beinüberzuges das Freie gewannen, und, vermöge des Gesetzes der Attraktionskraft, zu Boden platzten.

„Mein Simon!“ sagte Benjamin lachend, „auf diese Weise bringst du, wenn du dich auch bis morgen abmühest, doch keine einzige der Birnen zum Garten hinaus.“ Er sah sich um, und entdeckte im Gartenhause einen Strohkorb, der sonst zum Aufbewahren von Sämereien gedient hatte. Diesen füllte Benjamin eigenhändig mit Früchten an, schenkte dem Knaben einige Kreuzer, daß er sich Brod zu den Birnen kaufen könne, und bestimmte ihm, eine Stunde am nächsten Tage zu kommen; denn es hatte Benjamin, um auch des armen Simon's Blöße zu bedecken, ihm ein Paar abgelegte Beinkleider versprochen, die aber erst herausgesucht werden mußten. Darauf entließ er den Knaben mit der Warnung, nicht zu viel auf einmal von den Birnen zu essen, und gebot ihm, seinen anderen Geschwistern auch welche zukommen zu lassen.

Als der Knabe sich wieder entfernt hatte, sagte Leopold:

„Du räthselhafter Benjamin! Machte der Mensch kaum noch vor einer Viertelstunde den grimmen Judenfresser, und kann doch keinen jüdischen Bettelbuben sehen, ohne ihn reichlich zu beschenken.“

„Mich dauert der arme hosenlose Junge, der auch bald obdachlos sein wird. Schau, Leopold! du wirst mir's schon

verzeihen, wenn ich meine, daß es von deinem Vater doch nicht ganz recht sei, den armen Israel Löw mit seinen zehn hungrigen Würmern, und mit seinem Weibe, welches mit dem eilften Kinde hochschwanger geht, so vor die Thüre auf die Gasse zu setzen."

Leopold wollte seinen Vater entschuldigen. Er betheuerte, daß es nicht Hartherzigkeit von seinem Vater sei, Simon Löw aus dem Hause zu weisen. Der Vater habe lange genug Geduld getragen; aber es sei eine reine Unmöglichkeit, ihn länger im Hause zu behalten. Der Lärm des Kindergeschreies, und des Gezänkes der Eltern, die nicht in bester Harmonie mit einander leben, sei unerträglich, das Haus rein zu erhalten, so lange diese Schmutzkäfer darin ihr Wesen treiben, eine unausführbare Sache. Die Kinder schnüffelten im ganzen Hause herum, und gründig, schäbig, krätzig, und abgerissen wie sie wären, drängten sie sich mit ihrer ekelhaften Gegenwart in die Zimmer des Hausherrn ein, selbst wenn dieser mit der Familie zu Tische sitzt. Und was das für Rangen seien, habe Benjamin selber so eben Gelegenheit gehabt zu sehen. Nicht einmal bedankt habe sich der Simon für so viele Güte, die ihm Benjamin angethan. Abgesehen davon, daß Israel Löw schon längere Zeit mit der Zimmermiethe im Rückstande sei, habe er und sein Weib die Unart, an der Thüre zu horchen, und das Abgelauschte auszutragen, wodurch Manches verrathen worden, was nicht für die Leute gehört, zum großen Verdruße, und Nachtheile im Geschäfte seines Vaters. Dies Alles hätte es seinem Vater unabweislich nothwendig gemacht, Israel Löw die Wohnung zu kündeN. Verlange doch sein Vater keinen Kreuzer von der rückständigen Miethe, für die er seinen Miethmann könnte auspfänden lassen. Nur los wolle er werden des Störenfried im Hause.

Benjamin gab noch nicht nach, und meinte, ein Inwohner, der schon fünfzehn Jahre im Hause sitzt, der gehöre gleichsam schon zum Hause, den wegen einiger Ungelegenheiten, die er mache, hinauszustoßen, sei ein Unrecht. Denn, der so lange Jahre die Miethe pünktlich gezahlt hat, der habe wohl Ansprüche, daß man ihm einen Theil des Hausrechtes einräume, ihn von nun an, ohne weiter was zu verlangen, was einer Miethe ähnlich sehe, im Hinterhause ungestört wohnen zu lassen.

Darauf entgegnete Leopold:

„Wie ich sehe, hat dich die Dazwischenkunft von Israel Löw's Simonchen heiterer gestimmt. Du beliebst wieder zu scherzen. Das kann doch unmöglich dein Ernst sein, daß mein Vater gehalten sei, sich von Simon Löw's Spürereien schädigen zu lassen, der Unruhe im Hause und der Verunreinigung desselben gar nicht zu gedenken, und ihm noch einen Theil des Hauses zur Nutznießung ohne alles Entgelt zu überlassen, blos darum, weil Simon Löw schon 15 Jahre im Hause wohne."

„Also du bestehst darauf, daß ein Hausherr in seinem vollen Rechte sei, wenn er einem Inwohner, der ihm überlästig, und obendrein gefährlich ist, die Thüre weist. Ferner willst du auch gar nicht zugeben, daß lange Jahre im Hause wohnen zum Verjährungsrechte auf die inne gehabte Wohnung werde. Nun, wenn ich's reiflicher überlege, kann ich dir nicht Unrecht geben; aber du wirst mir schon dagegen erlauben müssen, daß ich dasselbe auf die Christen den Juden gegenüber anwende."

„Aus allen Winkeln der Erde landesflüchtig, sind die Juden heimathlos zu der europäischen Christenheit gekommen, um sich in ihrem Hause als Zinspartei ansässig zu machen. Wegen einer bleibenden Stätte eine Uebereinkunft zu treffen mit dem christlichen Hausherrn, den Wunsch nach einmaliger

Naturalisirung durchschimmern zu lassen, konnte ihnen selber ursprünglich nicht einmal genehm sein. Ihr sehnsüchtiger Blick war nach dem Orient, nach Zion unverwandt gewendet, in der täglichen Erwartung des Messias, der die Zerstreuten wieder zu einem mächtigen, über die ganze Erde herrschenden Volke sammeln, Jerusalem aus seinem Schutte, sammt seinem Tempel, prachtvoll sollte wieder erstehen lassen. Sie machten keinen Hehl daraus, daß sie nur als geduldete Fremdlinge, von einem Tage auf den andern, unter den Christen wohnen wollten, weil sie mit ihnen nimmer zu einem Volke verschmelzen wollten, weil das Judenthum im Christenthume nimmer aufgehen könne."

„Auf dieses hin duldete man sie als Inwohner im Hause, ließ sich sogar gefallen, daß christliche Regenten, nach den Juden als eine eigene Klasse von Hörigen greifend, unter dem Titel von Kammerknechten sie als Blutigel ansetzten, die christlichen Unterthanen durch ihre Wucherkünste auszusaugen, bis es zu seiner Zeit dem Allerhöchsten gefiel, die vollgesoffenen Igel auszupressen, mit der stillschweigenden Erlaubniß, daß sie mit desto verstärkterer Gier sich wieder in die Blutgefäße der christlichen Unterthanen mit ihrem Saugrüssel einbohrten."

„Es ist dieses Gebahren so wenig von christlicher Seite zu entschuldigen, als man die Bedrückungen und blutige Verfolgungen gut heißen kann, welche die Juden über sich mußten ergehen lassen. Zu solchem lag für die Christen keineswegs die Berechtigung in den untergeordneten Stellungen, die sich die Juden selber als eingemiethete Insassen dem Hausherrn, dem christlichen Volke gegenüber, angewiesen hatten. Es war dies der wilde Ausbruch des vom Geiste des Christenthumes verpönten Hasses, den die Juden, freilich durch ihre eigene Schuld, auf sich luden, indem sie ihn durch ihre Uebergriffe

und ihren Uebermuth herausforderten. Denn bei aller Staubkriecherei und allerunterthänigsten Unterwürfigkeit gegen den gnädigen Herrn Christen bäumt sich im Juden das eingebildete Privilegium „des auserwählten Volkes", ist es einmal dem Juden gelungen, den Christen mit seinem Wuchernetze dermaßen zu umgarnen, daß es aussieht, der Christ käme ihm nimmer aus.

„Die Welt ist klüger, und in gewissen Punkten christlicher, somit milder geworden. Man weiß so ziemlich, wessen man sich von dem Juden „mit dem Barte" zu versehen hat. Darum wird Jeder den Christen bedauern, der sich mit einem Juden so tief eingelassen, daß es bei ihm mit dem Gant endet. Allein dem Richter anzusinnen, das Pfandrecht außer Geltung zu setzen, wenn ein Jude auf das Vermögen eines Christen Hand legt, welches ihm grundbuchlich verpfändet ist, wird Niemandem einfallen. Noch weniger wird zu besorgen sein, daß die Entrüstung so weit sich steigern werde, über den Juden, der einen Christen hat pfänden lassen, herzufallen, ihn todtzuschlagen, oder gar deswegen unter den übrigen Juden ein Blutbad anzurichten."

„Darüber ist, Gott sei Dank! unsere Zeit hinaus."

„Aber, weiß Gott! welchem ultraphilantropischen Staatskünstler es eingefallen, oder welcher pfiffige Fleischer, der für sein Schweinfleisch einen größeren Absatz suchte, den Einschlag gegeben, daß beim Abschlusse des westphälischen Friedens auf die Juden vergessen worden sei, und daß dies nachgetragen werden müsse. Die so viele tausende Judenbärte, und so viele tausende Schweinsgurgeln mehr im Jahre gefährdenden Toleranzpatente erschienen, welche den Juden eine geräumigere Wohnung im Hause des Christenthumes einräumten. Und wie es schon geht, hat dich der Teufel bei einem Haar, gehörst du ihm ganz und gar, und reichst du

dem Juden den kleinen Finger, greift er gleich nach der ganzen Hand. Sagt man A, muß man auch B' sagen. Das Kennzeichen des gelben Fleckes auf der Brust abzulegen, wurde den Juden erlaubt, mußte man nicht noch einen Schritt weiter gehen, und ihnen die christlichen Schulen öffnen, daß auch an den Juden die Kultur lecke, und die herkömmliche Rohheit den Juden nicht verrathe? Die leckende Kultur, sie leckte und leckte, bis gar viele Bärte weggeleckt waren. Merkst denn du nicht, wie viele glatte Kinne jetzt schon in der Judengasse in der rauhen okzidentalischen Luft frieren? Die armen orientalischen Gesichter! Wenn sich auch der ganze Stamm bereits in dem rauhen Westen akklimatisirt hat, ihr weicheres Naturelle empfindet noch immer den Abgang der warmen Gesichts-Pelzhülle des Bartes. Für die nackten Judengesichter hat Gott die Milde nicht, wie für das geschorne Lamm, daß er eine warme Luft wehen läßt. Die Schur ist durch keine Nothwendigkeit geboten, und kann Gottes Beifall nicht haben. Wer hat die Juden geheißen, weil sie sich schmeicheln, die Toleranzedikte werden sie in die ihnen bis jetzt verschlossenen Christensalons einführen, aus unnöthiger Vorsicht Hand an den Bart anzulegen, da es, wenn sie mit dem Barte in guter Gesellschaft erschienen, einem muntern Christenwitzkopf einfallen könnte, zu fragen, ob der Herr von Mauschl nicht etwa dem Stamme angehöre, der nicht über den Bart hinwegspucken kann? Und dieses gar, soll es Gott so genehm sein, daß die Juden auf das Wunder hoffen dürfen, Gott werde von nun an milde, weiche, laue Kaschemir-Frühlingslüfte im kalten, rauhen Westen um die schutzlosen Judenkinne spielen lassen, soll es, frage ich, Gott so genehm sein, daß so viele Juden dem Barte den Krieg erklärt haben, und ihn allwöchentlich fein wegsalben [102]), damit nicht der Bart, in dem die Quintessenz des Judenthums steckt, sie vor dem verstohlenen Ge-

nusse des verbotenen Schweinfleisches abmahne, wie jenen Rabbi das Peitschen seiner Schaufäden noch znr rechten Zeit zur Umkehr mahnte, als er auf verbotenen Wegen ging? [103])

„Und beim Himmel! der Gang der Geschichte kann nicht genug aufmerksam machen, an welchen Kleinigkeiten so oft Großes hängt. Die weggesalbten Bärte öffneten der Lüsternheit nach Schweinfleisch Thüre und Thor, und der süße Genuß des Schweinfleisches, auf den man jedenfalls in Jerusalem würde müssen resigniren, machte den Glauben an die Ankunft des Messias, der sich zwischen den Juden und den Genuß des Schweinfleisches stellen würde, sehr schwankend. Warum läßt auch der gute Herr so lange auf sich warten, daß die Besorgniß, ob er nicht ganz und gar auf das Kommen schon vergessen habe, gewiß sehr verzeihlich ist? Warum also zwischen zwei Stühlen auf der Erde sitzen? Also weniger den Blick auf den Orient geheftet, und mehr in das Land hineingeschaut, in welches sich die Voreltern als Fremdlinge eingenistet, wie der Guckguck in das Nest der Bachstelze, und auf jeden Fall nur keck bürgerliche Gleichstellung mit den Christen, und alle bürgerlichen Rechte gefordert, als könnte dies gar nicht anders sein. Vergißt der Messias aufs Kommen, so ist man blos durch unverschämtes Begehren zu einer Heimath gekommen, und hat sich in das warme Nest hineingesetzt, das einem die dummen Christenhände weich ausgepolstert haben, ohne daß ein Kreuzer von dem Judengelde aufgewandt worden wäre. Sollte aber der Messias wider Vermuthen doch kommen, ei, so ist ein Bart bald gewachsen, und zum Beweise, daß es einem mit der sündhaften Gemeinschaft mit den Christen nie so recht ernst gewesen, gibt man bei dem Auszuge aus dem unkoscheren Christenhause in das koschere messianische Reich, der ganzen Christenheit einen Fußtritt zum Danke für alles Genossene.

„Indessen muß ich im Vorbeigehen doch bemerken, daß die den Glauben an die Ankunft des Messias schwankend machende Lüsternheit nach Schweinfleisch gerade nicht unumgänglich nothwendig sein müsse, das Gelüste nach dem Bürgerthume rege zu machen. Es sei fern von mir, auf dich den Verdacht zu werfen, als hätte dich ein saftiger Westphälinger schon einmal in Versuchung geführt. Im Gegentheile, ich baue so fest auf deine unerschütterliche Rechtgläubigkeit, daß ich überzeugt bin, du würdest eher vor Hunger in deinen eigenen Arm beißen, als nur anrühren das verabscheute Fleisch von einem Schweine, und doch mußte ich dich bitter gegen die Ungerechtigkeit klagen hören, daß dir die Christen noch immer nicht gestatten wollen, im Welthaushalte als Mithausherr zu sitzen."

„Darum frage ich dich, der du mir nicht wegläugnen kannst, mit deinem Messiasglauben im Herzen, daß die Juden nicht anders als Zinspartei, immer auf den Sprung, auszuziehen, sich bei den Christen ansiedelten, frage ich dich, der du es gar sehr in Ordnung findest, daß dein Vater einem Israel Löw, seinem Glaubensgenossen, zeigt, daß er Herr in seinem Hause sei, und nicht der zeitweilig ins Haus Aufgenommene, warum dieses Recht dem Christen nicht zustehen soll? Darum frage ich dich, auf die Basis des guten Rechtes, welches du deinem Vater vertheidigest, wie du es ungerechte Bedrückung nennen kannst, wenn der Christ den Fremdling, den ihm durch Glauben und Abstammung, wenn nicht feindlich, doch abgesondert gegenüber Stehenden, in seine Schranken zurückweist, so er sich in fremdem Hause Hausrecht anmaßen will? Darum frage ich dich, der du das Verjährungsrecht, das sich auf bloße langjährige Inwohnerschaft zurückführt, nicht anerkennen willst, wo es sich um die Hausherrngerechtsame deines Vaters handelt, frage ich dich, wie

du es wagen kannst, auf solches, nach deinem eigenen Geständnisse, ungegründete Verjährungsrecht dem Christen gegenüber zu pochen, den der Jude viel weniger angeht, als deinen Vater, den Juden, der Jude Israel Löw? Ist das ehrliches Spiel?"

Leopold, der sich so in seinem eigenen Netze gefangen sah, wollte jetzt einen andern Trumpf ausspielen, indem er vorbrachte:

„Verlassen wir den Boden des strengen Rechtes, und lassen wir die Vergangenheit, die abgestorben hinter uns liegt. Die Welt, das wirst du nicht leugnen, will jetzt in eine neue Phase treten. Für das Völkerleben ist jetzt eine Epoche angebrochen, von der es sich nicht absehen läßt, wie sich Alles dies zuletzt gestalten werde? Alles ist in der Schwebe, nur dieses nicht, welches mit voller Bestimmtheit gesagt werden kann, nämlich, daß Bewegungen sich jetzt schon spüren lassen, die in Kämpfe Aller mit Allen übergehen werden, viele Kräfte in Anspruch nehmend, und viele Kräfte aufreibend. Die Kräfte werden in diesen Vernichtungskriegen sehr theuer werden, und ich meine, es wäre weit klüger, sich bei Zeiten umsehen, woher den Abgang ersetzen, als sich durch unzeitiges Verweigern von Zugeständnissen, die nichts kosten, einen nicht zu verachtenden Bundesgenossen von sich zu stoßen. Daß eine Masse von Talent und Findigkeit im Schoße des Judenthumes vergraben liegt, wirst du mir nicht in Abrede stellen, warum diesen Schatz unbenutzt lassen? Ist Gott, der unter den Juden einen Moses, Josua, Gideon, Samson, Samuel, Saul, David und Salomon, tapfer im Kriege, weise im Rathe, erweckt hat, ist Gott jetzt unmächtiger geworden, solche Charaktere in seinem Volke aufstehen zu lassen, daß sie der modernen Welt mit der Kraft ihres Armes, mit der Macht ihres Genies zu Hilfe kommen?"

„Von deinen Gideon's, Samson's und David's fürchte

und hoffe ich nichts. Eben so wenig kann ich, wie du verlangtest, den Rechtsboden verlassen, und von der Vergangenheit absehen, wo es sich um unveräußerliche Rechte handelt, und mir die Vergangenheit, den einzigen Anhaltspunkt, die Gegenwart und Zukunft richtig darnach zu bemessen, aus der Hand nehmen lassen."

„Was mich veranlassen sollte, so auf dein Wort hin anzunehmen, Gott sollte, nachdem er das Geschäft schon lange aufgegeben, sich wieder aufs Neue darauf einrichten, Kriegshelden und weise Staatsmänner aus jüdischem Thone zu kneten, damit diese der herabgekommenen modernen Welt wieder auf die Beine helfen, das sehe ich nicht ab. Von dem Artikel hervorragendes Heldenthum, und alles hinter sich lassende geniale Staatsweisheit, war ohnehin all' sein Lebtag im Judenthume kein allzu großer Vorrath auf dem Waarenlager. Ein einziges Jahrhundert der christlichen Geschichte weist mehr der Helden und Staatsmänner auf, als die ganze Geschichte des jüdischen Volkes durch Jahrtausende. Deswegen wirst du mir es nicht übel nehmen, wenn ich meine, daß der liebe Herrgott besser darauf eingeübt sein müsse, Christenhelden für den Krieg und geniale Christenköpfe für die Künste des Friedens zu schaffen, als er im Griffe habe, schnell einen Samson, Gideon, Jephta zu drechseln, so Nachfrage nach einem Heldencharakter auf dem Weltmarkte wäre. Zudem sind diese Helden nach einem zu altfränkischen Modell geformt, als daß sie die moderne Zeit nach ihrem Geschmacke finden sollte. Darum meine ich eben, der Herr werde schon bei dem christlichen Zuschnitte bleiben, wenn er es nöthig erachten sollte, einen großen Mann im Kriege oder Frieden für das Bedürfniß der christlichen Welt auf die Weltbühne treten zu lassen. Daß daher meine Hoffnung auf die jüdischen Welterlöser nur eine sehr schwache ist, liegt in den Verhältnissen. Uebri-

gens wäre ich geneigter, von den jüdischen Gideon's und Samson's für das Christenthum Alles zu fürchten, als nur das Mindeste zu hoffen. Sie würden mehr gegen, als für das Christenthum ihre Kräfte anwenden, jedenfalls möchten sie besorgter für sich und ihre Glaubensbrüder sein, als für die Christen. Diese müßten sich mit dem Abhube begnügen[104]). Gut, daß das, was meine Hoffnung herabdrückt, eben so geeignet ist, meine Befürchtungen zu beschwichtigen."

„Du hast heute wieder deine meschugene (tolle) Laune, und gießest deinen beißenden Spott ungemessen über das Judenthum aus. Du bist sehr ungerecht, und ich sehe nicht ein, warum ich länger solche Reden anhören soll, die mir durch's Herz schneiden."

Mit diesen Worten wollte sich Leopold erheben, und Benjamin verlassen.

Benjamin hielt ihn zurück, und entgegnete:

„Habe ich dir nicht gleich gesagt, ich könne die Vergangenheit nicht lassen, weil sie mir den einzigen richtigen Maßstab für Gegenwart und Zukunft lieferte?"

Benjamin's Miene nahm einen sehr ernsten Ausdruck an, indem er weiter sprach:

„Schau dich rings herum in der Landschaft um, die vor uns ausgebreitet liegt. Wie das üppig lacht in gesegneter Fruchtbarkeit, und von Segen strotzt, einem Garten Gottes zu vergleichen. Mit wie viel Schweiß und Blut mußte dieser Boden gedüngt werden, ehe er so heimisch und wohnlich wurde, wie er jetzt das Auge erfreut. Die Urwälder mußten gelichtet werden, der Besitz des Landes den wilden Thieren abgerungen werden, der Boden, über den nie ein Pflug gegangen, urbar gemacht werden, und wie viel heiße Schlachten nebenbei geschlagen werden, feindliche Anfälle von den vaterländischen Marken zurückzuschlagen?"

„Haben die Juden in diesen Schlachten mitgekämpft, haben sie mitgeholfen, aus einer Wildniß einen Garten zu bauen?"

„Nein, vor dem Waffenlärm haben sie sich scheu verkrochen, haben wohl Scheu vor dem Blute, und nicht weniger Scheu vor schwerer Arbeit, darum sie sich nur dort niederlassen, wo das bereits angebaute Land seine Bewohner mit seinem Marke nährte. Immer haben sie nach Gegenden spionirt, sich als Einwanderer dort niederzulassen, wo, wie in ihrem gelobten Lande, Milch und Honig fleußt in Kanälen, die sie nicht mit ihren Händen mühsam gegraben. Sie liebten es von jeher, das Leben aus des Landes Adern zu saugen, die sie nicht aufgethan."

„Wenn du mir, seit der letzten Zerstörung Jerusalems, nur die Geschichte einer über das Schicksal der Welt entscheidenden Völkerschlacht erzählen kannst, in der Juden in offenem, ehrlichem, ritterlichem Kampfe mitgeholfen, den Ausschlag geben; wenn du mir nur eine Wüstenei zeigst, welche Judenarbeit, die Christenarme unterstützend, mit beigetragen, urbar zu machen, will ich kein Wort weiter sprechen, und obendrein dem Judenthume auf meinen Knien Abbitte leisten für die Ungerechtigkeit, die ich ihm zugefügt habe."

Leopold schwieg, und Benjamin fuhr fort:

„Schau auf, wie wonnig sich der blaue Himmel über die herrliche Landschaft wölbt, und wie majestätisch aus dem azurnen Himmelsgewölbe die Sonne über die Erde leuchtet. Umdüstere dieses lichte Himmelsblau mit nie sich zerstreuendem Regen- und Schneegewölke, verhindere das den Tag beherrschende Gestirn nur mit einem ihrer erwärmenden und belebenden Strahlen mehr durch die kalten Wolken zu dringen, wie leichenhaft wird das Antlitz der Erde dich angrinsen, und der Moderstaub eines Leichenfeldes sich an deine Sohle hängen, schreitest du über den Boden, auf dem jetzt

Millionen und Millionen Thier- und Pflanzengeschöpfe ihr Leben aus der Sonne saugen. Wohl, des Menschen Arbeit und Fleiß können eine Wüstenei in ein Garteneden umwandeln; aber was ist das blühendste Erdenparadies über das nicht, wie das lachende Himmelsblau über die Erde, die Kunst und Wissenschaft ihre Reize breitet, was ist das üppigste materielle Menschenleben werth, welches die Glaubenssonne nicht erleuchtet? Zwischen dem also, was der Mensch gethan, die Kräfte der Erde sich zinsbar zu machen, und dem, was sein unsterblicher Geist geleistet, für die Blüthe der Kunst und Wissenschaft, und dem Auffluge des Geistes über den Staub hinweg sich zu schwingen durch die Wolken hindurch in die lichten Räume des Himmels, wo die Herrlichkeit Gottes thront, einzudringen, ist ein solcher Abstand, als zwischen dem vergänglichen Sinnesgenuß der Erde, und der unvergänglichen Seligkeit des ewigen Lebens."

„Das Kreuz, welches sich einst in Sternenzeichen dem römischen Imperator mit der Umschrift: „In diesem Zeichen wirst du siegen", in den Wolken zeigte, wie weit siegreicher noch war es ohne Waffengewalt auf Erden? Wer war mit diesen armen, schutzlosen Männern im Bunde, die in einer Hand die heiligen Schriften, in der andern den Wanderstab, nur getragen von ihrem unbesiegbaren Glaubensmuthe im Herzen, die in Rohheit und Barbarei versunkene Weltwildniß durchzogen? Wer war mit ihnen, als sie mit dem ersten Baume, den sie fällten, ein Kreuz daraus zu zimmern, und mitten unter dem finstersten Aberglauben, vor demselben Den anzubeten, der am Kreuze starb, tausendjährige Waldesnacht lichteten, daß der Sonnenstrahl eines früher nie geahnten Geisteslebens durchdringen konnte, den Boden durchwärmend zu befruchten, für den Anbau, Blüthe und Reife des Schönsten, Edelsten und Erhabensten, das Alles in Schatten stellt,

dessen sich alle vorausgegangene Zeiten rühmen mochten? Sag an, hat nicht die Verbreitung des Christenthumes über die ganze Erde, die Welt zu ihrem Vortheile so geändert, daß nicht einmal die ärgste Böswilligkeit, nur der Wahnsinn und augenblicklicher Sinnentaumel die vorchristlichen Zeiten wieder zurückwünschen möchte?"

Leopold schwieg, wie einer der sich sträubt, einzustimmen, und zu widersprechen sich doch auch nicht getraut. Benjamin ließ sich dadurch nicht beirren, seine Rede folgendermaßen fortzuführen.

„Daß sich die Gottesbegeisterung der christlichen Sendboten nicht durch Gefahren zu Lande, Gefahren zur See, nicht durch dräuende Todesgefahren, nicht durch Folter, Marter und durch die Schrecken der grausamsten Todesqual die ihrer harrten, sich zurückhalten ließen, die Leuchte des Evangeliums mit ungebeugtem Muthe und tausendfältiger Selbstaufopferung durch die Welt zu tragen, ist der Ausfluß der Kraft ihrer gläubigen Zuversicht auf das Wort ihres göttlichen Meisters, der da sprach: „Ich werde alle Zeit mit euch sein." Aber die Gewalt der Idee beherrschte auch die nichtchristlichen Völker, daß sie das, was sie für Wahrheit anerkannten, der übrigen Welt nicht vorenthalten wollten. Die Auhänger des Propheten von Mekka trugen mit fanatischem Eifer, in der einen Hand das flammende Schwert der Eroberung, in der andern Hand den Koran, den Islam durch die Welt. Selbst das Gebieth der Kunst und Wissenschaft wurde durch spätere, Kunst und Wissenschaft begünstigende dichterische und romantische Charaktere unter den Kalifen, angebaut und bereichert. Ja, der Heide nahm seine Hausgötter, seine Bildung, seine Sprache, seine philosophischen Ideen auf seine Wanderzüge mit, und suchte mit seinen geistigen Errungenschaften die Länderstriche zu berei-

chern, wo er sich niedergelassen, sich eine neue Heimath zu gewinnen, wenn Uebervölkerung oder andere Verhältnisse ihn gezwungen hatten, der ursprünglichen Heimath für immer Lebewohl zu sagen."

„Bei diesem allgemein sich kundgebenden Streben, von dem Reichthum seines eigenen Ideenvorrathes auch andere zu bedenken, und ihnen mitzutheilen, mit dem Lichte seiner Kultur und Civilisation in die Nacht der Barbarei anderer hinein zu leuchten, und sie zu zerstreuen, ja andern sogar vor dem Altare im Tempel neben sich einen Platz einzuräumen, bei dieser allgemeinen Bekräftigung des Satzes: „Geben ist seliger denn nehmen" verschloß nur einzig und allein des Juden eigennützige Selbstsucht von jeher geizig ihre Hand."

„Die Summe dessen, was die Juden seit Jahrtausenden zur Veredlung und Bildung des Menschengeschlechtes beigetragen, ist bald znsammengezählt. Es ist zum Erröthen, wie wenig dessen ist. Daß zumal von den Juden großartige Versuche ausgegangen wären, andere Völker zu sich herüber zu ziehen, die Kenntniß des einigen wahren Gottes unter die Heiden zu verbreiten, davon ist keine Spur in der Geschichte."

„Sage nicht, daß die Juden, so wie sie ungestört in der Ausübung ihres Glaubens sein wollten, dagegen auch andere in ihrer Meinung nicht beirren wollten. Der in ihre Herzen eingewachsene Sonderungsstolz der Idee, das vor allen auserwählte Volk zu sein, und ferner das thalmudische Mährchen, Gott habe mit dem Gesetze einen Umzug bei allen Völkern gehalten, auch ihnen die Wohlthat der Gesetzgebung anbiethend, und daß alle Völker es zurückgewiesen, nur die Juden allein es angenommen hätten, weshalb alle Völker außer den Juden von dem Himmel ausgeschlossen seien, erzählt eine andere Geschichte von dem Geiste der Duldnng

der Juden. Den Heiden die nach Jerusalem kamen anzubeten, war kaum im äußersten Vorhofe im Tempel ein Platz angewiesen, und die Samaritaner wußten die Juden alter Abstammung nur wegen ihrer Irrthümer zu hassen und zu verabscheuen, sie znm Bessern zu bekehren, das wäre für die Altgläubigen so viel gewesen, als durch die Berührung eines Aases sich zu verunreinigen."

„Glaubs gern mein Alter, daß es dir recht wäre, wenn du mich beschwatzen könntest, von der Vergangenheit abzusehen. Diese eben ist es ja, die mit aufgehobenem Finger warnt vor der, falschen Münze der Versprechungen künftiger gemeinnütziger Leistungen, mit denen als Kaufpreis sich die Juden in das Hausrecht gleicher Berechtigung mit den christlichen Staatsbürgern einschmuggeln möchten. Welchen plötzlichen und wunderbaren Umschwung der Gesinnung, müßte man bei einem Volke voraussetzen, wollte man von ihm eine bessere Zukunft hoffen, das eine solche Vergangenheit hinter sich hat?"

„Denn sieh an die Juden, wie viele Jahrhunderte sie gewöhnt haben, zu leben. Sieh' sich sie nur an, wie sie comme il faut, wie sonst kein anderer, es verstehen, die Welt für sich fröhnen zu lassen. Der Jude steht des Morgens auf, und bindet seine Tphilim um. Wer hat das Leder dazu gegerbt? der Christ. Er greift zum Sider, daraus zu beten. Wer hat das Papier dazu bereitet, wer das Papier bedruckt? Wieder der Christ. Er schneidet nach verrichtetem Gebete das Brot zum Imbiß? Wer hat den Acker bestellt, auf dem es gewachsen? Abermals der Christ. Wessen ist die Sprache, die der Jude radebrecht? des Christen ist sie, von dem er sie entlehnt. So ist außer dem nackten Leben nichts an dem Juden, und um den Juden, von dem Kleinsten bis zum Größten, vom Scheitel bis zur Fußsohle, nichts, nichts, was der

Jude hätte, wenn er es nicht schon fertig holte. „Ja, ja sich bedienen lassen.“ —

Leopold froh, das Benjamins Worte einmal eine Wendung genommen, wo er meinte die Kolbenstreiche glücklich pariren zu können, fiel Benjamin in die Rede:

„Wie sonderbar du redest. Als wenn der Jude, wenn er was bedarf, nur so zum Christen hinzugehen brauchte, gib mir das und das, und der Christ dem Juden das Verlangte ohne Widerrede umsonst geben müßte. Was der Jude sich vom Christen holt, sei es was immer, muß der Jude mit seinem guten Gelde bezahlen. Braucht der Jude die rohen Produkte der Natur und die Gegenstände der Industrie, die der Christ erzeugt, so nimmt der Christ nicht minder des Juden Seckel in Anspruch. Wo wollte der Christ seine Sachen absetzen, wenn der Jude nicht für alles sein Kundmann wäre?“

„Bezahlen, mit seinem guten Gelde muß der Jude, alles bezahlen. Mit seinem guten Gelde! muß der Jude bezahlen.“ Wo nimmt der Jude sein gutes Geld her? Steigt er in die Schachten des Gold- und Silberbergwerkes, und holt die verborgenen Schätze herauf? Rüstet er Handelsflotten aus, und besteigt er in Person das Schiff als kühner Seefahrer noch unentdeckte Inseln und Welttheile mit ihren Reichthümern aufzufinden, wie ein Cortez und Pizzaro mit dem Golde und Silber neue Welttheile, die verarmte Christenwelt zu bereichern? Sein gutes Geld, mit dem der Jude dem Christen alles bezahlt, hat der Jude dem Christen früher heraus filoutirt. Ja, ja auf das „Bezahlen“ legt ihr einen besondern Accent. Mit eurem stinkenden Gelde bohrt ihr euch, wie jener Wurm, der sich unter der Rinde des Baumes in das Mark einbohrt, und ganze Wälder verwüstet niederlegt, in das Herz des Christenthumes ein, und verwü-

stet dessen Moralität, und blendet sogar die Gerechtigkeit auf beide Augen, daß es schon längst zum Sprichworte unter den Christen geworden: „Mit einer Hure und einem Juden ist kein Prozeß zu gewinnen.“ Des Juden ungerechter Mamon ist des Juden Messias. Von dem hofft er daß er ihm sein Jerusalem im Herzen des Christenthumes wieder aufbauen werde, von dem hofft er, daß er ihm die Herrschaft über die Welt erringen werde. In seinem Gelde hält sich der Jude für allmächtig, und baut auf diese Allmacht mehr seine Hoffnung, als auf die Allmacht des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs, der die Kinder Abrahams, Isaaks und Jakobs zu seinem auserwählten Volke sich auserkohren hat [105]). Gib nur auf das dich Breitmachen mit der Unentbehrlichkeit des Juden mit seinem Seckel für den Christen. Die christlichen Länder strafen dich Lügen, wo von dem Juden samt seinem Seckel keine Spur ist, und doch gut bestehen, ja viel besser bestehen, als die Länder wo der 70. Mensch ein Jude ist. Pfui über deine Unentbehrlichkeit des Juden, weil er krampfhaft fast immerfort mit seinen Händen seinen Geldbeutel umschlossen hält, wie auf allen Gemälden des Abendmahles der Verräther Judas sitzt, den Beutel festhaltend, in welchem das Blutgeld der 30 Silberlinge liegt, für welche er seinen Herrn und Meister an die Juden verkauft hat. Von allen diabolischen Mächten, ist die niederträchtigste, verderblichste, die der Geldmacht.“

„Aber dem Juden ist nichts gelassen als der Gelderwerb durch den Handel. Der Zutritt zu den Aemtern ist ihm verschlossen, Handwerke zu treiben stehen ihm tausend Hindernisse im Wege, liegende Gründe zu kaufen und diese mit seinen Händen zu bearbeiten, ist ihm vom Staate verboten. Womit soll er sein Leben fristen, nimmst du ihm auch den Handel?“

Bei diesen Worten Leopolds riß Benjamin Leopold von der Bank auf, faßte ihn bei den Schultern, und drehete ihn mit dem Gesichte gegen Süden, wo ein Kranz von Weinbergen das flache Land in einem Halbkreise umschloß, mit der Hand nach jener Seite hinzeigend:

„Was siehst du dort?"

„Den Weinberg deines Ohms Rebb Chajem Broches."

„Nicht dorthin schau. Mit dem Reichthum meines Ohms, und bei solchen ausgebreiteten Geschäften würde auch ein Christ nicht selber in seinem Weinberge arbeiten, sondern es vortheilhafter finden, ihn durch gedingte Winzer bearbeiten zu lassen. Mehr links halte dich, welchen Weingarten siehst du dort?"

„Sannele's Jomtew's Weingarten liegt dort."

„Und wer arbeitet in Sannele's Jomtew's Weingarten?"

„Der alte Fabian."

„Siehst du die Probe ist gemacht. Es ist hier zu Lande den Juden erlaubt, Weingärten zu kaufen. Warum man ihnen gerade Weingärten zu kaufen erlaubt hat? das weiß ich nicht, das mag auf sich beruhen. Jedenfalls liegt in dem Geist des Gesetzes, welches den Juden hier zu Lande erlaubt einen Weingarten zu besitzen, die Absicht, den Juden eine neue Nahrungsquelle aufzuthun, und es ist wirklich nicht abzusehen, warum der Jude der einen Weingarten hat, nicht eben so gut von seinem Weingarten sollte leben können, wie so viele Christen davon leben müssen, die nichts weiter haben als ihren Weingarten, aber um davon leben zu können, ihn auch mit ihren eigenen Händen bearbeiten müssen? Aber nein, den steifen, altbekannten hartnäckigen Nacken zu der Erde nieder zu beugen, bei der Feldarbeit in dem Brande der Sonne, das hält der Jude unter seiner königlichen Würde, und

widerstrebt noch mehr seiner Faulheit. Der Jude ist ein herabgekommener Hidalgo, je bettelhafter, desto impertinenter, aufgeblasener verfault er in Trägheit, immerdar auf der faulen Haut liegend, gebettet auf dem Miste seiner eingebildeten Würde. Er nagt lieber an dem Hungertuche, als er seine Würde vergibt, sich mit seiner Hände Arbeit redlich zu ernähren. Ein Sannele Jomtew's, der nichts weiter hat als seinen vom Vater ererbten Weingarten, dem kein Mensch mehr ein Dutzend Sacktücher anvertrauen will, daß er „in Dorf gehen könnte"[106]), der die ganze liebe Woche nichts zu thun hat, der theilt den Ertrag seines Weingartens zur Hälfte mit dem alten Winzer Fabian, damit dieser den Weingarten bearbeite, und er Zeit behalte, mit auf den Rücken gelegten Händen, in der Judengasse herumzuschlenkern, und die ganze Woche von Schabbes zu Schabbes zu verlungern. Du hast nach dem Weinberge des jüdischen Millionärs hingeschaut, und ihn gesehen von Christenhänden bearbeitet; ich habe dich mit dem Gesichte nach dem Weingarten des Judenbettlers hingekehrt, auch dort bemerktest du einen Christen den Boden mit dem Schweiße seines Angesichtes bethauen. Sagt dir dies nicht zu Genüge, wie weit es bald mit den Christen kommen würde, wäre es den Juden gestattet, liegende Gründe an sich zu bringen? Der Jude wäre in kurzer Zeit durch seine Wucherkünste Herr alles Grundbesitzes, und der Christ der Helote, der Sklave, der Taglöhner des Juden, der dem Juden gegen geringen Taglohn dessen Weinberge, Aecker und Wiesen bestellen, dessen ausgedehnten Forsten bewirthschaften müßte."

„Man hat dem Juden die Werkstätten der Handwerker geöffnet, welche Professionen lernt er? Höchstens daß er ein Schneider, Goldarbeiter, Siegelstecher oder Steinschneider wird. Diese erfordern wenig Anstrengung, und entfrem-

den ihn dem Schacher nicht. Zu den schweren, wenig Gewinn bringenden, oft mit Lebensgefahr verbundenen Gewerken des Schuhmachers, Grobschmiedes, Zimmermannes, Maurers, Ziegeldeckers entschließt sich der Jude nicht. Und gut, daß es so ist; denn gegen die Konkurrenz mit den Juden könnte der Christ nicht aufkommen, und die Profession würde bald aufhören für den Christen ein goldener Stab zu sein."

„Und noch eine gefährlichere Konkurrenz droht dem Christen von dem Juden." —

„Apropos beinahe hätte ich es vergessen dir zu sagen, die Chronique scandaleuse der Khile ist mit einem höchst interessanten Beitrag bereichert worden. Figder Roiseles ist richtig ein Schöps[107]), er hat sich im Wirthshause überraschen lassen, gerade wie er mit dem gesegnetsten Appetite die zweite Portion Schweinbraten zu Leibe nahm."

„Der schlechte Kerl!"

„Wenn Figder Roiseles nur nicht durchgegangen ohne seine Doppelporzion Braten zu bezahlen, finde ich nichts Schlechtes an der Geschichte."

„Was nichts Schlechtes, nichts Schlechtes?" eiferte Leopold. „Wenn ein Jude Schweinfleisch frißt, hat er den Glauben abgethan, und ein Mensch ohne Glauben ist auch ein Mensch ohne Treue. Was ist einem solchen sein Wort? Er gibt es schon mit Vorwissen, es zu brechen. Was liegt einem solchen Menschen daran dein Glück zu morden? Sein Gewissen ist ein verderbter Wachthund, der nicht einmal knurrt, wenn der Dieb beim Haus einsteigt, weil ihm der Dieb einen Brocken niedriges persönliches Interesse vorgeworfen, an dem er würgt, und die Schnauze von Sinnlichkeit vollgestopft nicht aufthun kann, die Leute im Hause aufzulärmen, daß sie dem Einbruche währen können. Ein solcher Mensch wird stehlen, rauben und morden, wenn nicht die

Furcht vor dem Galgen besser Buße predigen kann als sein stummer Hund von Gewissen. Moralische Verbrechen aber auf die nicht Kerker, Galgen und Rad stehen, wird er ungescheut verüben. Er wird seines Bruders Weib oder Tochter verführen, und seiner schlechten Triumphe sich noch berühmen."

„So, so."

„Deine eigene Worte haben Dich gerichtet, mein lieber Leopold! Somit hast du mich selber auf den Boden gestellt auf dem ich dir gründlich darthun kann, daß unveräußerliche Rechte den Christen verbieten, mit dem Juden sich staatlich zu verbrüdern, und daß es ein Verkennen seiner heiligsten Interessen, und ein Preisgeben derselben ist, wenn der Christ den Juden sich bürgerlich gleich stellt."

„Denke dir, es fänden sich zwei Menschen welche falsches Zeugniß ablegten, auf welches dein Vater oder dein Bruder durch Henkershand sein Leben enden müßte. Die blutig ungerechte That wäre geschehen, und noch im Tode hätte der unschuldig Geopferte seinen Nachkommen oder Verwandten als ein heiliges Vermächtniß hinterlassen, ihn an seinen Mördern nicht zu rächen, sondern ihnen großmüthig zu vergeben, wie er selber ihnen verziehen, und noch für sie gebetet hat, daß ihnen Gott nicht die Blutschuld zurechne. Daß von solcher hochherzigen, ja heiligen Gesinnung gerührt, die Nachkommen oder Verwandten des unschuldig Sterbenden sein Vermächtniß auch heilig hielten, und nichts gegen die falschen Zeugen unternähmen, läge durchweg nicht im Bereiche der Unmöglichkeit. Das Beispiel welches ihnen vorleuchtete wäre zu glanzvoll. Allein, daß sie so weit gingen, mit denjenigen die an diesem gewaltsamen schmachvollen Tode ihres nächsten Angehörigen Schuld waren, ein enges Freundschftsbündniß einzugehen, mit ihnen unter

einem Dache zu wohnen, mit ihnen in einem Bette zu schlafen, mit ihnen von einem Teller zu essen, mit ihnen aus einem Becher zu trinken, dies wäre wohl nicht denkbar. Im Gegentheile es wäre natürlicher, daß sie sich von aller Gemeinschaft mit ihnen enthielten, und daß es noch Generazionen und Generazionen von Nachkommen oder Verwandten kalt überlaufen würde, wenn ihnen ein Abkömmling von denen, an deren Händen das Blut ihres Ahns klebte, unter die Augen träte."

„Gibst du das zu?"

„Ich wüßte nichts dagegen einzuwenden," entgegnete Leopold, „fahre nur fort ich bin begierig wo das hinaus soll."

„Nun das leuchtet dir ein, daß selbst Jahrhunderte nicht im Stande sind, die Blutspuren von einem meuchlings Gemordeten zu verwischen. An einer solchen Stelle wo solches Blut vergossen worden, wächst kein Gras mehr, wie sollen da erst Sympathien erblühen zwischen den Todtschlägern und denen welchen der Erschlagene so nahe gestanden?„ „Was ist jedoch ein gemordeter Bruder, gegen einen gemordeten Gott?"

„Christus von Nazareth aber ist den Christen eine göttliche Person, der Sohn Gottes, gleicher Wesenheit mit Gott dem Vater, und jedes Kruzifix welches die christliche Andacht an die Wand des Wohnzimmers hingehängt, jedes Bild des Gekreuzigten, welches am Wege aufgerichtet ist, welches ihm vom Altare, von der Decke der Kirche herab entgegen trauert, erinnert den Christen, daß die Juden es waren, welche ihren Herrn und Gott an das schimpfliche Kreuz zu dem schaudervollsten Tode gebracht haben. Welche schamlose Stirne also setzt es von Seite der Juden voraus, wenn sie von den Christen verlangen, daß ihnen der

Christusmord gänzlich vergessen und vergeben sei, und daß der Christ den Juden brüderlich in die Arme nehme. Dieses ist nicht weniger als die Zumuthung, daß die Christen Christum verläugnen. Und doch ist ihnen die ungeheuere Blutschuld von den Christen vergeben und vergessen, so weit sie vergeben und vergessen werden kann. Und wem verdanken die Juden diese Großmuth? Dem Versöhnungsworte des am Kreuze sterbenden Heilandes. „Vater vergib ihnen, sie wissen nicht was sie thun," verdanken die Juden soviel. Ja was es diesen Worten göttlicher Liebe verdankt, unmöglich könnte es das Judenthum verkennen, wäre sein Herz nicht von jeher in Undank versteinert; doch ich will dirs vorrechnen. Denk an den Wald von Kreuzen, dessen schauderhafte, den Triumph des Siegers schändende Erinnerung, der jüdische Geschichtsschreiber und kaiserliche Speichellecker, Josephus Flavius, trotz seiner niederträchtigen Kriecherei vor des Kaisers Schatten, in seiner Geschichte zu unterdrücken, doch nicht über sich vermag. Denk an diesen Wald von Kreuzen, den der Eroberer Jerusalems, mit dem Namen „des Gütigen" von der Geschichte geehrt, hat pflanzen, und Juden zu Hunderten daran verbluten hat lassen. Denk an die Tausend und Tausend ausgeweideter Judenleiber, welcher die losgelassene Soldateska des Eroberes von Jerusalem, während noch das Leben in ihnen war, aufschlitzte, um nach Gold in ihren Eingeweiden zu wühlen [108]). Schau hin auf die Stellung der Juden unter andern Völkern, die noch heut zu Tage ihren eisernen Tyrannenfuß den Juden auf den Nacken gesetzt halten, unter Völkern, die nicht einmal ihren Haß und ihren Hohn gegen das unglückliche Volk damit entschuldigen dürfen, daß sie dem unterdrückten Volke vorhalten könnten: „Du hast mir meinen Gott gemordet," und vergleiche damit die Lage der Juden unter den Christen."

Noch einmal bemerke ich, daß finstere Zeiten, die noch nicht zu dem vollen Bewußtsein des Göttlichen im Christenthume, der allumfassenden Liebe, gekommen waren, die Juden eine Zeitlang mißhandelten, mit dem Raube an ihrem Eigenthume sich die Hände befleckten, wie ich wieder nicht unberührt lassen darf, daß oft die Juden selber Schuld daran waren. Hat man aber nicht früher die überall Ausgejagten zu Tode Gehetzten in den christlichen Ländern gastlich aufgenommen? Hat man sie nicht, die gedachten einzelnen Stürme der Aufregung ausgenommen, überall ruhig gewähren lassen? Was wird besonders jetzt gethan, um das jüdische Volk aus seiner Versunkenheit zu heben, und ist ihnen nicht von jeher das Kostbarste, was der Christ nach seiner Meinung gewähren kann, der Eintritt in die Kirche angeboten worden? Wird nicht in der Kirche an demselben Tage, an welchem die Kirche den Tod ihres Stifters betrauert, für dieselben Juden, die ihn zu Tode gebracht, gebetet, daß sie erleuchtet werden, in die Kirche einzugehen. Und ist nicht noch jedem der Juden, der in die Kirche eingetreten, alsbald seine Abstammung vergessen, und ihm alle Rechte, und Begünstigung des christlichen Staatsbürgers eingeräumt worden? Des Kaisers Ferdinand I. Leibarztes, des im Judenthume gebornen Florentiners Richi's Sohn, saß als Propst von Trient schon in dem Kirchenrathe von Trient, und desselben Juden Ricchis Geschlecht blüht noch heute in den Grafen von Sprinzenstein [109]). Von andern vielen bekehrten Juden, die mit hohen weltlichen- und Kirchenwürden bekleidet, sogar in der Umgebung des obersten Kirchenhauptes lebten, bewahrt nicht minder ehrend die Geschichte das Andenken. Halte dagegen das Loos Derjenigen, die von dem Judenthume sich zum Islam bekehrt haben. Wie trübselig war dies. Die zu hoffenden Freuden des Himmels waren ihnen natür-

lich von Herzen gegönnt, damit sie aber durch keinen Seitensprung auf Erden einen Salto mortale über die himmlischen Seligkeiten hinweg machen könnten, wie wurden jene armen Teufel von dem Teufel Mißtrauen ihrer neuen Glaubensgenossen geritten, und mit straff angezogenen Zügeln, so kurz gehalten, daß nur ein bischen Bocken rein unmöglich war. Das Hundeleben, welches diese, weiß Gott? aus welchen Interessen Bekehrten führen mußten, ließ sie gewiß sich sehr zurücksehnen nach den Fleischtöpfen Egypti des verlassenen Judenthums. Getraut, das ist wahr, wird anfänglich auch christlichen Renegaten, sehr wenig, indessen weiß man doch von sehr vielen solcher Abtrünnigen, die mit den glänzendsten Würden im Felde, wie im Divan betraut wurden, während von jüdischen Renegaten, die in der Moschee besonderes Glück gemacht hätten, sehr wenig bekannt ist. Erkläre dir dieses wie du kannst."

„Was aber erregte eine solche Theilnahme für die Juden im Christenthume? Die Messiasidee ist es. Denn der volle Inhalt der Worte als Christus schon das Haupt zum Sterben neigte, und noch sprach: „Vater! vergib ihnen, sie wissen nicht was sie thun," ist: sie hoffen schon lange auf den Messias, und morden doch den Messias der schon gekommen ist. Und ist nicht die tausendjährige nichterfüllte Hoffnung der Juden, auf den zu kommenden Erlöser ein Zeugniß der bereits erfüllten Erlösungshoffnung der Christen? Muß nicht die Ruine eines Volkes, von keinem anderen Strebepfeilern von ihrem völligen Einsturze aufgehalten, als durch die lebendige Hoffnung auf den Erlöser, die Ruine eines Volkes, das nur von jener Hoffnung getragen, trotz allen Bedrückungen seinen Glauben nicht aufgegeben, ein besonderes Interesse erregen? Und muß nicht diese Zähigkeit, trotz der so lange nicht erfüllten Hoffnung an dem Messiasglauben festzuhalten, die Unverwüstlichkeit und

Wahrheit der Lehre, von der Nothwendigkeit der Erlösung, welcher der Angelpunkt aller Offenbarung ist, bezeugen? Muß dieses nicht die Juden-Volksruine den Christen gewissermaßen ehrwürdig machen? Ja, legt dieses Volk, bei aller seiner Feindseligkeit gegen das Evangelium, nicht unwillkührlich seine Finger auf das Evangelium, und beschwört die Wahrheit des Evangeliums, das die Prophetie seines Geschickes enthält, von dem göttlichen Munde des Bausteines ausgegangen, den sie verworfen haben? Beschwört dieses Volk nicht, wider den Willen die Finger auf das Evangelium gelegt, daß auch die letzte große Hoffnung des Christenthumes von dem einen Hirten und der einen Heerde endlich in Erfüllung gehen, und daß auch die zerstreuten Juden von Ost und West, von Nord und Süd kommen werden, freiwillig auf die Göttlichkeit und Wahrheit des Evangeliums zu schwören? Doch bis dorthin muß die Ruine des Judenthumes als Ruine stehen bleiben. Wollen es die Christen selber versuchen, diese Ruine wieder aufzubauen, mit andern Bausteinen, als welche die Kirche dazuliefert, werden sie es mit demselben Fluche für sich selber thun, welcher dem drohte, der das in Schutt gelegte Jericho wieder aufzubauen sich unterfangen wollte. Denn mit welchem Rechte wollen die Christen durch voreilige Emanzipation der Juden das Recht ihrer Kinder, frei zu sein, beeinträchtigen, da ich es noch einmal wiederholen muß, daß der von den Christen sich gänzlich gleichgestellten Juden Diener, die Kinder derselben Christen sein werden, die so übergroßmüthig die Juden erhoben haben?"

„Was wir einstweilen wollen dahingestellt sein lassen," entgegnete Leopold; „indessen wirst du mir bevor du von deiner eingebildeten Gefahr, von den freien Juden für die freien Christen weiter sprechest, schon eine Frage noch erlauben müssen.

„Laß hören."

„Du hast selbst eingestanden, und mit nicht übel plausiblen Gründen diese Erscheinung erklärt, daß die Christen ein gewisses Interesse an den Juden nehmen, ja, auch du, der wie ich, wenn ich es nicht schon längst gewußt hätte, aus unserer heutigen Unterredung mehr als mir lieb ist wahrnehmen mußte, so sehr mit den Christen simpathiesirst, verweigerst nicht deinen Stammgenossen eine gewisse Theilnahme. Nun ist es meine Ansicht, daß nach vorliegenden Thatsachen, von der Freilassung der Juden bei weitem keine so große Gefahr für das christliche Europa drohe, als von der Freilassung der heidnischen Negersklaven, für die außereuropäischen christlichen Colonien. Dennoch habe ich dich nie mit solcher Leidenschaftlichkeit gegen die Emanzipation der Negersklaven deklamiren gehört, als ich dich jetzt halb gezwungen losdonnern hören mußte gegen die Einräumung von bürgerlichen Rechten für die Juden. Warum willst du die historisch merkwürdigen Juden, deine Zeugen für das Evangelium weniger begünstigt wissen, als die obskuren Negersklaven?"

„Weil meine obskuren Negersklaven in ihrem Rechte sind, deine lichten Juden aber nicht."

„Wenn ich als Colonialminister im Ministerrathe der Staaten säße, welche in dieser Angelegenheit zumeist betheiligt sind, und es würde die Negerfrage verhandelt werden, weißt du, weil du schon eine Erklärung verlangst, weißt du, wie ich in der Sache sprechen würde? Durch die urplötzliche aufeinmalige völlige Freigebung der Negersklaven, würde ich sagen, sind unsere Pflanzer allerdings gefährdet, und durch die Colonien auch das Mutterland. Ob es ferner für die einzelnen Individuen der Negersklaven selber, wie sie einmal jetzt moralisch beschaffen sind, wenn ihnen die volle persönliche Freiheit

zurückgegeben wird, eine Wohlthat sei? wage ich kaum zu entscheiden. Also Gefahr, große Gefahr für alle Parteien ist jedenfalls vorhanden, und von diesem Standpunkte aus würde ich, wäre ich ein Komisminister, der sein Gewissen in seinem Ministerportefeuille unter] Verschluß hält, die Freilassung der Negersklaven widerrathen. Indessen, was solche zarten diplomatischen Gewissensfragen betrifft, habe ich das Glück oder Unglück, nehmen Sie es, meine Herren, wie Sie wollen, ein Minister aus feinerem Pastetenteige gebacken zu sein. Als eine solche exzentrische Ministernatur habe ich das Apparte, gefunden zu haben, daß bei Schlangenwindungen die Diplomatie zuletzt doch immer das Schicksal der Schlange hat, die sich auf dem Bauche fortwindet. Es kommt einmal die Zeit, daß jene in Schlangenwindungen fortschleichende Diplomatie so, wie es nicht selten einer wirklichen Schlange geschieht, von einem tüchtigen Knittel, von einem muthigen und kräftigen Arm geführt, so derb eines über den Kopf bekommt, daß sie in demselben Augenblicke noch an den Folgen des starken, unvermutheten Schlages verreckt, als sie ihren tödtenden Schlangengiftzahn in eine ehrliche Ferse einhauen wollte. Dagegen habe ich es durch eine lange geschichtliche Erfahrung bewährt gefunden, daß Ehrlichkeit, und dem Rechte sein Recht lassen, die beste Staatskunst sei, die am sichersten und geschwindesten zum Ziele führt. Darum behaupte ich ehrlich und offen, und werde meine Behauptung so lange vertheidigen, als noch ein Blutstropfen in meinen Adern pulsirt, allen Negersklaven, von dem hochbetagtesten, abgelebten Greise bis zu dem neugebornen, von schwarzen Sklaveneltern gezeugten Säugling, muß ihre persönliche Freiheit in pleno restituirt werden."

„Aber die Gefahr, die Gefahr dabei, wie wollen Sie die verantworten?"

„Darauf antwortete ich eben so entschieden, als meine Behauptung aufgestellt ist:

„Wenn ein Staat muthwillig sich in einen ungerechten Krieg einläßt, muß er sich auch selber zuschreiben, wenn er in Gefahr kommt, von dem muthwillig gereizten Feinde besiegt, und ausgeplündert zu werden, und hat noch obendrein das Menschenblut, welches unnöthigerweise vergossen worden, das Glück von Tausenden, welches zerstört worden, zu verantworten. Der scheußlichste aller ungerechten Kriege aber ist der, welcher gegen das heiligste Recht, welches dem Menschen von Gott gegeben worden, geführt wird, wenn man auf des freigebornen Menschen Freiheit ein Attentat unternimmt. An einem solchen himmelschreiendsten aller Kriege betheiligt sich ein Staat, der im ganzen Umfange seines Gebietes, und dehne sich dieses von einem Meere zum andern, nur einen einzigen Menschen in Sklavenfesseln geschlagen duldet. Der Staat würde sich als Helfershelfer des Diebsgesindels, als Diebstahlhehler, als einen Feind der Sicherheit des Eigenthums seiner Bürger betrachten, wenn er einen Dieb, der dabei ergriffen worden, wie er ein Sacktuch aus einer Tasche gezogen, die der Schneider nicht in des Ergriffenen Kleid geschnitten, unbestraft mit dem gestohlenen Taschentuche laufen ließe. Er zwingt den Dieb, das Gestohlene zurückzugeben und sich damit nicht begnügend, bestraft er ihn obendrein für den Angriff auf fremdes Eigenthum. Aber daß Tausenden und Tausenden von Menschen ihr Theuerstes, die Freiheit geraubt werden dürfe, das soll ihm zustehen, zuzulassen? Hat sich ein Staat in einen solchen Vernichtungskrieg heiligen Menschenrechtes eingelassen, so hat er auch die Schuld mitzusühnen, wenn die Zeit kommt, daß ihm eben von den Zeitverhältnissen wegen des ungeheuerlichsten Verbrechens derb ins Gewissen geredet wird, und der Wiederersatz des

Raubes gebieterisch von ihm gefordert wird. Er mag zusehen, wie die Gefahr für seine Existenz zu paralysiren, die aus jener Schadloshaltung ihm erwachsen könnte; doch von der Gefahr sich abhalten lassen, dem Beschädigten zu seinem guten Rechte wieder zu verhelfen, das darf er nicht. Im Gegentheile, er muß diejenigen, die von dem Raube leben, zwingen, den Raub fahren zu lassen, wenn sie es nicht gutwillig thun wollen.

„Was ferner den Sklavenhalter, den Sklavenzüchter selber betrifft, ist etwa der Schwarze freiwillig zu ihm gekommen, und hat ihn gebeten: „Du, gib mir täglich nur eine Schüssel Maniok, und bei besonderen Gelegenheiten einen Schluck Rum, und eine Hundehütte, um Abends unterzukriechen, dafür will ich dein Sklave sein, meines persönlichen Rechtes mich gänzlich begeben, daß es dir freisteht, meine Kräfte durch übermenschliche Arbeit und die grausamsten Mißhandlungen zu erschöpfen? Ist der arme Neger nicht mit Gewalt aus seinem Vaterlande fortgeschleppt, oder durch teuflische Künste um seine Freiheit bestohlen worden, und eine Menschenseele wie ein Stück Vieh ver- und gekauft worden? Und wenn auch, wenn ein unwissender Neger mit einem solchen unsinnigen Ansinnen zu dem Pflanzer käme, daß er ihn zum Sklaven annehme, wäre jener nicht in seinem Gewissen gehalten, ihm zu antworten: „Freund, das kann ich nicht thun; denn du selber hast das Recht nicht, deiner persönlichen Freiheit dich zu entäußern?"

„Will sich etwa der Sklavenhalter auf Vergunst und Nutzen des Staates berufen, wenn von oben herab seinem schändlichen Gewerbe eher Vorschub geleistet, als Einhalt gethan wird? Nun das Gewissen der Staatsgewalt ist bekanntlich wohl ein ellenweites, indessen so weit ist es doch nicht, daß das Staatsgewissen das individuelle Gewissen jedes

seiner Unterthanen besonders, und aller zusammen in sich fassen könnte. Des individuellen Gewissens Habeaskorpusakte ist von weit älterem Datum, als jede staatliche Einrichtung, von welchem Zuschnitte sie auch immmer sei. Darum muß der Staat jedem einzelnen Individuum sein eigenes Gewissen benebst persönlichem Bewußtsein belassen, und kann aus seiner Machtvollkommenheit keinem seiner Unterthanen das Recht patentiren, moralisch unrecht zu thun, so wenig als er einen Menschen zu einer moralisch unerlaubten Handlung drängen kann, und für beides die Verantwortlichkeit auf sich nehmen. Es wird daher nicht angehen, daß der Staat einen Staatsanwalt im Himmel anstelle, der von Staatswegen den Plantagenbesitzer vertheidige, so dieser von der Hand des Todes zum Quondam Plantagenbesitzer gemacht, vor Gottes Gericht als Angeklagter steht, daß er als Sklavenhalter auf die gräulichste Weise das siebente und achte Gebot übertreten habe. Die himmlische Jury spricht ohne lange oder kurze geheime Berathung ihr: „Schuldig des höllischen Feuers" über Jeden aus, der den Nacken seiner Mitmenschen, ob weiß, ob farbig, in das Sklavenjoch gezwängt, unbekümmert um das Staatsrecht. In ihrem Pönalkodex steht einmal, in Sachen des Gewissens ist Jeder für sich verantwortlich, und das Gewissen sagt Jedem, was Recht oder Unrecht sei, und gegen jedes Privilegium, welches eine Oberherrlichkeit, und heiße sie wie immer, ertheilen will, nur eines der unveräußerlichen Menschenrechte zu verletzen, schreit das Gewissen laut sein „Veto." Hier ist Unwissenheit kein Entschuldigungsgrund, und dieser Paragraph verdammt auch jeden Sklavenhalter. Uebrigens, meine Herren, ist die augenblickliche Gefahr, die aus der Emanzipation der Neger droht, lange nicht so groß, als der bleibende Gewinn, der einem Staate daraus erwächst, wenn er rücksichtslos aus Achtung

vor dem Recht, dem Unterdrückten zu seinem ihm vorenthaltenen Rechte verhilft."

„Darum sage ich: „Heil, Heil den edlen Männern, die zuerst sich erhoben, diesen blutigen Schandfleck aus dem Christenthume wegzuwischen, die zuerst sich erhoben für die Abschaffung der scheußlichen, Christenmenschen absonderlich schändenden Negersklaverei. Ich würde darauf antragen, diesen Männern ein Monument zu errichten, wäre die Sache nicht zu groß und heilig für die Eitelkeit eines Monumentes von Menschenhänden errichtet. Der Himmelslohn für den Muth seine Pflicht zu erfüllen, den Unterdrückten gegen seinen mächtigen Unterdrücker in Schutz zu nehmen, soll durch keinen Abschlag irgend einer irdischen Belohnung geschmälert werden."

„So Freund Leopold, würde ich sprechen, wenn ich als Kolonialminister in einem Ministerrathe säße."

„Da ich aber zufällig kein Minister bin, und es nur mit meinem freundlichen Herrn Vetter zu thun habe, füge ich noch auf des Herrn Vetters Anfrage hinsichtlich meiner warmen Vertheidigung der Negermenschenrechte, während ich meinen weißen und weisen Glaubensbrüdern, Vettern und Muhmen mit Unrecht weniger gerecht mich erweisen soll, nur noch dieses hinzu:

„Der Neger, dieser rohe Naturmensch, hat seine moralische Gebrechen, weil auch für ihn, der so gut ihr Sohn ist, als der in seiner Schönheit tadelloseste Antinous von kaukasischer Raçe, Mutter Eva von dem Apfel gekostet hat. Aber der naturwüchsige, unverdorbene rohe Natursohn von Neger hat sittliche Vorzüge und Anlagen, die ihn in manchem Stücke über die so bevorzugte, hochgebildete weiße Haut stellen. Von seiner Gutmüthigkeit, von seinem Gefühle der Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, von seiner Treue, Hingebung und

Aufopferung für den, der sich ihn durch eine Guthat verpflichtet hat, könnte der Neger einen guten Theil dem Weißen abtreten, und behielte noch einen Ueberfluß den Weißen zu beschämen. Mit welcher Anhänglichkeit, die bis zur Hingabe des Lebens geht, kettet der Neger sein Schicksal an das seines Herrn, der ihn gut und freundlich behandelt? Der Neger der für seinen Herrn in den Strassen Lissabons bettelt, ist in der Lebensgeschichte des unsterblichen portugiesischen Dichters Camoens ein Charakter, der sehr, sehr verdunkelt und in Schatten stellt, des großen Dichters Zeitgenossen, die undankbar ihn, der auch ein ritterlicher, tapferer Degen, nicht weniger schön für des Vaterlands Ruhm gekämpft, als sein Dichtergenie dasselbe verherrlichte, verhungern und in einem Winkel eines Hospitals verkommen ließen. Der Neger wird als Heide aus seinem Vaterlande fortgeschleppt, und als Heide betritt er die Plantage, deren Boden er mit seinem Schweiße und mit seinem Blute düngen soll. Die offene Kriegserklärung gegen das Christenthum trägt er trotzdem nicht auf der flachen Hand, obwohl ihm von Vorneherein, durch die grausame Härte seiner christlichen Peiniger, die Aufrichtigkeit der Liebe verdächtigt wird, welche das Christenthum als seine Grundfeste predigt. Im Gegentheile, sein Herz ist empfänglich für das Wort des Evangeliums, sein Geist ein dankbarer Boden für den Anbau christlicher Wahrheit, die Berichte aller Missionen anerkennen dieses mit vielem Lobe, und gar mancher wackerer Arbeiter im Weinberge des Herrn hat sich aus Negersklaven herausgebildet."

„So weit für den Neger in deiner Parallele zwischen Negern und Juden."

„Jetzt aber müssen wir die Sache umkehren, und auch dem Juden sein Recht anthun. Da frage ich dich, als Antwort und Gegenfrage auf deine Juden- und Negerfrage, wel-

cher Christ hat nur einen Juden gewaltsam seinem Vaterlande entrissen? Welches christliche Land hat nur die Juden eingeladen: „Lieber Jude komm und laß dich auf gute Bedingungen, welche dir anstehen bei mir nieder, denn ich brauche dich sehr zu meinem Wohle, und hat die eingegangene Bedingungen treulos nicht eingehalten? Sind sie nicht zu den Christen gekommen, wie die alten Kananiter zu ihren Ahnen, mit abgerißenen Kleidern und verschimmelten Wasserschläuchen, und haben mit gar flehentlicher Geberde gebeten, laßt uns unter euch wohnen, und mit Holzspalten und Wassertragen des Schachers nur ein Stück Brot für die Leibesnothdurft unter euch gewinnen? Man hat sie aufgenommen, und das Holzspalten und Wassertragen des Schachers hat sich als ein sehr einträgliches Gewerbe ausgewiesen. Nun sie von der Arbeit der Herrn des Landes reich geworden, nun sich ihre Bäuche von dem Fette und Marke des Landes, an dem ihre gierigen Mäuler mit Heißhunger gezehrt haben, feist gerundet haben, werden sie übermüthig. Daß sie noch hinterlistiger als die alten Kananiter bei denen sie in die Schule gegangen, als die Kananiter, die doch wenigstens dieses für sich haben, daß sie die Eroberer von denen sie gewaltsam ausgetrieben wurden, mit List wider zu ihrem Vaterlande hinaus drängen wollten, daß sie, sage ich, noch hinterlistiger als die Kananiter und schändlich undankbar, schon lange im Stillen Verrath sinnen, die Einwohner der christlichen Lande zu verderben, von denen sie einst in ihrem tiefsten Elende mitleidig aufgenommen wurden, dies mögen die Juden läugnen, wenn sie können. Sie mögen es läugnen wenn sie können; aber sie können nicht. Denn es ist mit ihren Wühlereien wie mit dem Wühlen des Maulwurfes unter der Erde. Wenn auch der Maulwurf in der Tiefe im Finstern wühlt, der aufgeworfene Hügel der mitten in

der grünen Wiese schwarz hervorsteht, nicht von einem einzigen grünen Hälmchen überwachsen, schwarz wie das Thier welches ihn aufgewühlt hat, zeugt zur Genüge welch ein schädliches Ungeziefer in der Tiefe im Finstern sein Unwesen treibt. Die Humanität der neuesten Zeit hat sich auch der Juden erinnert, und hat ihnen nun allmählich aus ihrer Verkommenheit empor zu heben, gewisse Zugeständnisse als freiwilliges Geschenk edelmüthig gemacht. Aha, schreien jetzt die Juden zum Danke dafür, das Christenvolk geht ins Gewissen, nnd erinnert sich was es uns schuldig ist, und schreien immer lauter, perfid und unverschämt genug, das genügt nicht, sie müssen alle Rechte herausgeben, die sie uns gestohlen haben."

„Ja, sie haben Rechte, die armen unterdrückten Juden, wer will es in Abrede stellen? Nur heraus damit."

„Haben sie nicht das Recht den einigen wahren Gott, der sich von ihnen als seinem auserwählten Volke, ausschließlich hat in Pacht nehmen lassen, nach ihrer Weise zu dienen? Ist dieses Recht nicht so uralt und so allgemein anerkannt, daß selbst in Zeiten, in denen eine christliche Confession der Andern das Recht der freien Religionsübung streitig machte, dieses Recht den Juden ungeschmälert blieb? Gehört es aber nicht zu der jüdischen Religionsübung, sich bei dem Gebete gen Osten mit dem Gesichte zu wenden? Doch wie soll dies immer geschehen können, so lange es den Christen frei gestellt bleibt, auch gegen die Gegend nach Sonnenaufgang hin, wenn es ihnen so gelegen und zweckmäßig scheint, ihre Kirchthürme zu bauen, und mit ihren himmelhohen und massiven Kirchthürmen die Aussicht gen Osten nach Jerusalem hin, zu verbauen und zu versperren? Ist dies nicht ein Eingriff in das Recht der freien Religionsübung der Juden? Stehen überhaupt nicht die christlichen Kirchen

den Juden überall im Wege? Also nieder mit den Kirchthürmen, die den Juden die freie Aussicht gen Osten nach Jerusalem hin versperren. Wegen der Kirchen, die den Juden überall im Wege stehen, mag es einstweilen sein Bewenden haben. Ihrer auf gute Art los zu werden, ist der beste Anfang gemacht. Die Heu-, Korn- und Bettenmagazine, die ursprünglich Kirchen gewesen, berechtigen die Juden, in Bezug auf die Verminderung der christlichen Kirchen, zu den schönsten Hoffnungen. Fährt die Aufklärung in dieser Weise fort, die Kirchen in Scheunen umzugestalten, so steht zu erwarten, daß die Juden bald die Freude erleben werden, zu sehen, wie die Christen sich werden in Scheunen versammeln müssen, wenn sie werden Gottesdienst halten wollen. Nur vorerst, wie es sich gebührt, den Juden in diesem Punkte zu ihrem Rechte verholfen, und die Kirchthürme aus dem Wege geräumt. So lange dies nicht geschehen ist, haben die Juden Recht, wegen Beeinträchtigungeu in ihrem Rechte laut zu schreien.„

"Gehört es nicht vorzüglich zum jüdischen Kultus, die Sabbate zu feiern? Was unterstehen sich dann die Christen, am Sonnabend mit ihren großen Kirchenglocken den Sonntag einzuläuten, und die Sabbatruhe der Juden zu stören? Was brauchen die Christen überhaupt Glocken in ihren Kirchen, da in den Synagogen auch keine sind? Können sie nicht ihre Kirchendiener darauf einrichten, es zu machen, wie der Judenschames an Wochentagen, wenn es Kirchzeit ist, an den Thüren mit zwei Schlägen zu klopfen, um die Juden nicht zu beirren, und an Sonn- und Feiertagen in die Kirche zu rufen? [110]) Wozu die Verschwendung und die Großthuerei mit den lärmenden, die Sabbatruhe der Juden widerrechtlich störenden Glocken? Wahrlich, sie thäten besser daran, die Glocken einzuschmelzen, und die Glockenspeise in Münzen um-

zuprägen, damit sie doch etwas hätten, einigermaßen den Ausfall an Gold- und Silbermünzen zu decken, die, Gott sei Dank, bald alle in den koscheren Judenhänden sein werden."

„Wie lange noch werden die Christen nicht anfhören, wie alle schlechten Zahler, nur in kleinen Raten, Bruchtheile schier, die Schuld abzutragen, und das ganze große Kapital wie mit Zangen zähe zurückzuhalten? Die Juden dürfen jetzt auch die Schulen der Christen besuchen, sogar ihre Universitäten beziehen. Die Universitäten, zu deren Gründung die Juden gottlob! keinen löcherigen schimmligen Pfennig beigetragen, sind sicherlich nicht von den Fürsten mit kaiserlichen, und viele sogar mit päpstlichen Privilegien, gestiftet worden, damit die Judenjugend der Christenjugend in den Hörsälbänken die Plätze versitzen. Darum ist es so viel, als wenn es in den Stiftungsurkunden ausdrücklich bemerkt wäre, daß, da die jungen Juden nicht in die Bänke hineingehören, und die Schulen ihnen doch offen stehen sollten, ihnen die Plätze auf den Kathedern vorbehalten sein müssen. Warum ist bis zur Stunde noch keine einzige Katheder mit einem Juden besetzt? Wie thun doch die Christen besonders in diesem Stücke dem guten Rechte der Juden Gewalt an, und stehen sich dabei selber im Lichte. Welcher Kopf ist mehr erleuchtet, welche Zunge ist beredter, der Wissenschaft bis auf den Grund zu dringen, die abstraktesten Lehren interessant, anziehend und flüssig vorzutragen, als der von Natur aus findiger, scharfsinniger Judenkopf, als die geläufige Judenzunge?"

„Ist es nicht die Pflicht einer jeden Regierung, die für das Wohl des Staates besorgt ist, die Zügel der Verwaltung in die geschicktesten, kräftigsten Hände zu legen? Wie versündigen sich also die Regierungen an dem Wohle des Staa-

tes, und an dem den Juden zustehenden Rechte, daß nicht nur nicht eine einzige Minister- oder wenigstens Staatsraths- und Hofrathsstelle einem Juden anvertraut ist, sondern daß die Juden von jeder öffentlichen Staatsbedienstung ausgeschlossen sind? Ist eine solche, für beide Theile verderbliche Gewaltthätigkeit nicht unverantwortlich?"

„Wenn beißende Satyre", entgegnete Leopold, „den richtigen Standpunkt der Dinge zu verrücken, die Macht haben würde, hätte dein Swift, aus dem du mir so Vieles mittheiltest, schon längst aus den Pferden Kutscher, und aus den Kutschern Pferde gemacht."

Benjamin biß sich in die Lippe bei diesem Hiebe auf seine frühere Swiftsucht, that aber, als wäre er nicht getroffen, und fuhr ruhig fort:

„Ah, du willst Ernst, nun, ich kann auch ernst mit dir sprechen. Die Sache ist auch ernst.

„Wenn der Engländer zu dem Oesterreicher, der Oesterreicher zu dem Engländer, der Franzose zu dem Deutschen, der Deutsche zu dem Franzosen kommt, die doch sammt und sonders Christen sind, und sich in ihrem Lande häuslich niederlassen wollen, wird, wenn nicht erhebliche Gründe dagegen sind, es Keinem verwehrt. Verlangt jedoch einer von diesen in dem neuen Vaterlande, kaum daß er sich in demselben ansässig gemacht, auch schon das Bürgerrecht in der Ausdehnung, wie es die Eingebornen genießen, so wird ihm dieses verweigert. Erst nach Jahren, ja nach Generazionen, oder für ganz besonders ausgezeichnete Dienste dem neuen Vaterlande geleistet, erlangen solche Einwanderer das Bürgerrecht. Natürlich, man will Bürgschaft haben, ob der Fremde nicht was Böses im Schilde führe, ob er sonst kein für das Wohl des Landes gefährlicher Charakter sei, und nicht mehr als billig ist es, daß der Fremde, der als Sohn

adoptirt werden will, vorerst durch seinen Lebenswandel die Probe bestehe, ob er dem adoptirenden Vaterlande keine Schande machen werde? So wird es in den freiesten und freisinnigsten Ländern gehalten; überall wird zwischen Asyl-, Gast- und Bürgerrecht ein Unterschied gemacht. Nur der Jude will, daß ihm zu Liebe eine Ausnahme gemacht werde. Kaum fällt es ihm ein, sich nach bürgerlicher Gleichstellung mit den Christen gelüsten zu lassen, nach einer Vergangenheit, die dir selbst so böse schien, daß du mich aus derselben gern herausdrängen wolltest, ohne alle Garantie für eine bessere Zukunft, so streckt er schon nach allen staatsbürgerlichen Vorrechten, wie nach seinem guten Eigenthume, seine habgierige Hand aus. Da aber der christliche Staat ihm zuruft: „Halt! begnüge du dich einstweilen mit den Zugeständnissen, die ich dir bereits gemacht, das Andere ist so wichtig, daß ich mich erst eine Zeit besinnen muß, ehe ich es aus den Händen lasse", schreit der Jude überlaut: „Mein gutes Recht wird mir räuberisch ungerecht vorenthalten."

„Das ist mit den Absichten, die der Jude dabei hat, eine solche Keckheit, die ihres Gleichen in der ganzen Geschichte nur einmal hat, die Keckheit, mit der Judas der Verräther, in dem Augenblicke, als er seinen Herrn und Meister verrathen wollte, zu demselben liebevollen Herrn und Meister hintritt, und ihn mit dem Friedens-Bruderkusse begrüßt."

„Judas, mit einem Kusse verräthst du deinen Meister?!"

„Judenthum, mit dem Kusse des Anbotes brüderlicher Vereinbarung willst du das Christenthum verkaufen und verrathen? Nur zu Christenthum! lasse dich nur berücken von dem süßen Bruderkusse, und schreibe es dir selbst zu, wenn du von dem Bruder, den du auf- und angenommen, anstatt alle innigere Gemeinschaft mit ihm zu fliehen, wenn auch du

von dem falschen Bruder brudermörderisch ans Kreuz genagelt wirst. Ich sage dieses laut, und wollte daß es so laut wäre, daß die ganze Christenheit es hörte, und wollte mein Herzblut bis auf den letzten Tropfen zum Opfer bringen, daß die Christenheit meinen Warnungsruf nicht so unbeachtet verhallen ließe, wie einst das unglückliche, seinem Schicksale verfallene Illion, die Warnung, der unglückseligen Kassandra, das hölzerne Riesenroß vor den Thoren, in dessen Bauche der Verrath und der Untergang der Götterstadt geharnischt und gepanzert steckte, nicht in die Stadt zu ziehen."

Benjamin machte hier, von der Aufregung mit der er die letzten Worte gesprochen hatte erschöpft, eine kleine Pause. Diese wollte Leopold benützen, um etwas zu entgegnen. Als Benjamin es bemerkte, legte er Leopold die Hand auf den Mund, und sagte: „Ich bitte dich, gedulde dich noch ein wenig, und gestatte mir, früher auszureden, bevor du antwortest."

„Du hattest früher mir eingeworfen, ich hätte erst zu beweisen, daß die Juden es nicht ehrlich meinen, und daß das Eingehen der Christen auf die Forderungen der Juden den heiligsten Interessen der ersteren den Gnadenstoß geben würde. Darauf könnte ich dir kurzweg antworten, daß vieles in der Wahrheit gegründet ist, ohne daß es möglich ist, die Gründe dafür auf die flache Hand hinzulegen, daß vieles ist, wie es ist, ohne daß man sich's selber, geschweige anderen zu erklären vermögend wäre."

„Schau, man sperrt den ertappten Dieb ein, henkt den ergriffenen Raubmörder, weil neben der Gerechtigkeit, welche die Strafe für das Verbrechen verlangt, die gefährdete bürgerliche Ordnung und die Moral es erfordern, daß solche verbrecherische Menschen auf immer, oder auf eine Zeit lang

unschädlich gemacht, und wie möglichst durch die Züchtigung sittlich gebessert werden. Und doch sind der ertappte Dieb oder ergriffene Raubmörder, welche die Gesellschaft gebrandmarkt aus sich ausstößt, die gefährlichsten und zumeist verbrecherischen Menschen noch nicht. Die legalen Schurken, die angesehen und hochgeehrt in Glacéhandschuhen die Salons zieren, die Ordensbänder, Uniformen, und den Priestertalar tragen, so viele **Dii minorum gentium** der bürgerlichen Gesellschaft, die als ordentliche Männer und Frauen bei der Stadt gelten, sind häufiger gefährlicher und verbrecherischer als der ertappte Dieb, der in Eisen und Banden im Kerker festgehalten, als der Raubmörder, der den schimpflichen Tod auf dem Hochgerichte stirbt. Du begegnest einem solchen Charakter zum ersten Male in deinem Leben, und schon beim ersten Zusammentreffen mit ihm läßt dir, ein unerklärliches Etwas in deinem ehrlichen Innern, unheimlich in seiner Nähe werden. Du riechst ihnen an das Blut des von ihnen gemordeten Glückes der Schuldlosen, du ertappest sie mit deinem Geistesauge bei dem Verrathe des Vaterlandes, dein in Gott versenkter, frommer, milder und demüthiger Sinn beinzichtigt sie doch unwillkührlich als Heuchler, die täglich den Altar berauben, schänden und entweihen. Dir schaudert, je mehr du mit ihnen in Berührung trittst, desto peinlicher und bedrückender wird in dir die Ahnung, du habest mit den verruchtesten Teufelsgenossen zu thun, und noch mehr als du ahnst, wird einst das Gericht am jüngsten Tage von ihrer Schändlichkeit aufdecken. Gehe aber jetzt hin und klage sie des Meuchelmordes, der Fellonie und Profanation an, du wirst als Verläumder beschämt dastehen; das gelindeste was dir geschehen könnte, wäre daß du ihnen abbitten müßtest. Gerichtlich kannst du ihnen nichts Böses nachweisen, und die Welt geht nur auf den Schein, darum schützt sie den, der

bei der niederträchtigsten Versunkenheit klug den Schein zu retten verstand, und der Reelle, der unter der Maske des Scheines das Teufelshorn entdeckt hat, muß verlieren. So gezeichnet könnte ich dir auch den Juden hinstellen, wenn ich auch in Verlegenheit wäre, in dem Steckbriefe, durch welchen ich auf ihn fahnden wollte lassen, das Verbrechen anzugeben, weßhalb er dem Gerichte auszuliefern sei."

„Dies mögen, lieber Benjamin, lauter geistreiche Bemerkungen und Vergleichungen sein, darauf verstehe ich mich nicht mit meinem hausbackenen Alltagsverstande. Was kann man viel von einem solchen verlangen, darum wirst du es diesem meinen über die Gewöhnlichkeit sich nicht erhebenden Hausverstande auch schon zu gute halten, wenn es ihm nicht einleuchten will, daß die Juden der ganzen Welt sollten Sand in die Augen gestreut haben, und von der ganzen verblendeten Welt du der einzige hellsehende sein solltest, der den Juden hinter ihre Schliche gekommen ist."

„Weise gesprochen, Ew. Liebden! Herr Vetter Leopold! jetzt muß ich mich gefangen geben. Aber so geschwind nicht, ein klein bischen wirst schon noch warten."

„Wer sagt dir, daß ich von der ganzen Welt der einzige bin, der die Juden kennt? Das Gegentheil davon wird dadurch bewiesen, daß der Großhandel der Welt im ganzen sich doch noch sträubt, Moses und Aaron zu Mitcompagnons auf- und anzunehmen."

„Uebrigens geht es einem großen Theile der Welt mit den Juden so wie den Malern mit dem Verräther Judas. Die Zusammenstellung des Judas mit dem Juden wird dich nicht verdrießen. Es liegt so viele Aehnlichkeit in den Namen."

„Du kannst kein Blatt der Darstellung des letzten Abendmahles sehen, auf welchem der Verräther nicht abcon-

terfeit ist, mit rothen Haaren, krumgebogener Banditennase, einem abschreckenden Aeußern, und besonders darf der Beutel in der Hand nicht fehlen, um ihn vollkommen zu bekennzeichnen. Ich halte dies für einen großen Anachronismus. Das ist eine Darstellung von hintenher, ein Lesen des Buches von rückwärts. Weil die Geschichte des Verrathes jetzt allen bekannt ist, wird er vorgestellt, als säße er unter den Aposteln mit allen Inzichten des Verrathes im Gesichte. Dies wiederspricht der Geschichte und aller Vermuthung gänzlich. Ich stelle mir den Verräther Judas gerade mit einem sehr einnehmenden, gleißnerischen, ehrlichen, sein verfaultes Inneres glücklich und vollkommen verhüllenden Aeußern vor. Denn vor allem wird Judas in der evangelischen Geschichte als der Seckelmeister des Apostelkollegiums aufgeführt. Er bestiehlt das Collegium drei Jahre, und Niemand, außer dem Meister der ihn durchschaut, ahnt was von dem stinkenden Geize und verruchten Diebssinn des apostolischen Rentmeisters und Schaffners. Dann, wie sie bei dem letzten Abendmahle im vertrautesten Kreise sitzen, sagt der Meister: „Einer aus euch wird mich verrathen," und sie haben so wenig eine Ahnung davon, daß diese Worte den wirklichen Verräther Judas angehen könnten, daß jeder eher an sich denkt, und diese Worte auf sich bezieht. „Meister bin ich's?" frägt jeder von ihnen. Der Meister erklärt sich deutlicher, und sagt: „Wer mit mir zugleich den Bissen in die Schüssel taucht, der ist es, und bezeichnet somit Judas, der mit ihm zugleich eintauchte. Die Apostel erkennen ihn trotz dem nicht als den Verräther. Kaum waren jene Worte gesprochen, so entfernt sich Judas, um ihren Herren und Meister zu verrathen; und die übrigen Apostel lassen ihn ruhig hinausgehen, weil sie glauben er habe einen Gang, um noch etwas für das bevorstehende Osterfest zu besorgen. Erst als die Blutthat

schon geschehen war, und sich Judas aus Verzweiflung erhenkt hatte, begreifen die Apostel, daß Judas der von dem Meister bezeichnete Verräther sei, und daß er immerdar ein Dieb gewesen. Als solchen schildert ihn denn die evangelische Geschichte, und man bekommt den Verräther auf allen Darstellungen des Abendmahles mit einer Diebs- und Galgenphysiognomie vorgestellt zu sehen. Nicht anders mit den Juden. Man sieht sie im Leben, auf Gemälden, in Komödien auftreten mit dem Barte um das Kinn, den Dreispitz auf dem Kopfe, in Schuhen und Strümpfen, den Quersack über die Achsel geworfen, den leibhaftigen alten „Handele wos" und lacht darüber, und vergißt über das Lachen das ganze Arsenal von Perfidie, welches in des Juden Quersacke verborgen steckt, den er zur Erlustigung der lachlustigen christlichen Welt, über die Achsel geworfen hat. Er läßt sie lachen, ruft unbeirrt sein „Handele wos," bei dem es sich um das Wohl der Welt handelt, und denkt sich, wer zuletzt lacht, der lacht am besten. Das Lachen des Juden aber wird dem Christen viele viele Thränen kosten, und die Keckheit mit der er bei seiner Forderung jetzt schon auftritt, ist Beweises genug, wessen sich der Christ von dem Juden zu versehen hat. Ich kann dir keinen triftigeren Beweis geben. Genügt er dir nicht, mir gleich viel. Doch der Christen wegen, an deren Ohr vielleicht das Wort einst schlägt, welches ich jetzt zu dir spreche, füge ich noch hinzu, die Frechheit mit der die Juden bürgerliche Rechte fordern, und die Schuld ungerecht vorenthaltenen Rechtes den Christen zuschieben, gleicht nur der blutigen, mörderischen, kaltherzigen Schurkenfrechheit der Priester, die das Blut Christi um 30 Silberlinge von Judas abgemarktet haben, und diesem allein die Schuld des ungeheuerlichen Verrathes zuschieben, mit den Worten: „Was geht das uns an, sieh du zu", als Judas in seiner Verzweif-

lung das Blutgeld ihnen vor die Füße wirft mit dem Geständnisse: „Ich habe unschuldiges Blut verkauft."

„O die Juden sie sind nach beinahe zwei tausend Jahren nicht aus der Art geschlagen, sie verstehen den Handel noch immer so gut wie ihre Ahnen, die Priester ja noch besser als diese. Die Priester im alten Jerusalem hatten in Bezug auf Christus gesagt: „Es ist besser, daß ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk in Gefahr kommt, und die Juden von heute sagen, es ist besser daß alle christlichen Völker zu Grunde gehen, als das einzige auserwählte Volk Gottes nicht zu seinem Ziele gelange."

Benjamin legte die Hand auf Leopolds Schulter und sagte:

„Vetter Leopold laß dir ein Wort im Vertrauen ins Ohr sagen. Die materia peccans, wie die Aerzte sagen, des krankhaften Gelüstes, welches dich und die andern ergriffen hat, die noch an den Messias glauben, und in der Messiashoffnung wurzeln, ist die zarte Angelegenheit von wegen des Wartgeldes, über welches, wie du weißt, der alte Rebb Nosse Hillel's mir so lichtvolle Aufschlüsse gegeben. Der rohe Rebb Noße Hillel's ist genügsam, er nimmt nur den Beutel der Christen in Anspruch, um die Reisespesen nach Jerusalem zu gewinnen, wenn der Meschiech kommen sollte, das auserwählte Volk der Zioniden nach Zion zurückzuführen. Dein und der anderen Sinn, die noch in dem Messiasglauben und in der Messiashoffnung wurzeln, und doch schon mehr von der Cultur geleckt sind, und von den Freiheits-Ideen der Neuzeit angezogen haben, dein und der andern Sinn steht höher. Ihr wollt die Minister-, die Beamteten-, die Richter- und weiß Gott, was für andere Stellen, mit denen dermalen nur die Christen betraut sind, und von welchen ihr ausgeschlossen seid, ausschließlich in euere Hände bekommen,

um auf dem Rechtstitel euerer gegründeten Ansprüche auf das Meschiech=Wartgeld, euch an dem Christenvolke bis auf den letzten Heller, und noch etwas darüber, mit den Zinsen von den Zinsen bezahlt zu machen. Ihr wollt die oberherrliche Gewalt in euere Hände nehmen, um auf diese Weise die Axt an die Wurzel des Baumes zu legen, und das Christenvolk durch Chikanen, Ränke, und Machinazionen unterjochen, damit der Meschiech bei seiner Ankunft gethane Arbeit finde, das Szepter Judas über alle Völker der Erde zu strecken. Der Plan ist fein angelegt."

„Indessen da handelte sich noch immer um die untergeordneten materiellen Interessen. Doch was ist die Verarmung an Geld und Gut, ja die Einbuße der weltlichen Herrschaft gegen die Verarmung am Geiste?"

„Rufe dir, ich bitte dich, ins Gedächtniß zurück, ich werde es jetzt sehr gut brauchen können, mit welcher Entrüstung du es aufgenommen, daß Figder Schweinebraten genossen habe. Denn du hast sehr wohl bemerkt, daß wer für sich allen Halt im Glauben verloren habe, auch jeden Stüzpunkt im geselligen Leben ermangle. Das blos natürliche sittliche Gefühl in Menschen ist zu viel Flugsand-Boden, daß die Gesellschaft ein maßives Haus des Zu= und Vertrauens darauf bauen könnte. Es ist eben lose wie der Sand, den jeder darüber hinfahrende Wind da und dorthin verweht, und unfruchtbar wie der Sand in dem nichts wurzeln kann als höchstens Haidekraut. Kann dein Gewissen falsch sein, und dich irre leiten, daß dich deine Skrupulosität Sündengespenster bei hell lichtem Tage sehen macht, während du anderseits wieder das verkörperte Unrecht für weniger achtest als den Schatten an der Wand, nicht zu gedenken, daß der Mensch es dahin bringen kann die Stimme des Gewissens völlig in sich zu ersticken, wie soll nicht das Gefühl ein blinder Füh=

rer sein können, der mit einem Geblendeten an der Hand im Finstern herumtappt, daß zuletzt beide in eine Grube fallen und im Schlamme liegen bleiben? Und kann die Stimme des Gewissens erstickt werden, wie soll nicht noch mehr das Gefühl abgestumpft werden können? Das Mitleid welches nur so bloß ein Ableger des sympatetischen Gefühles, und nicht mit der Wurzel des göttlichen Gebotes der Nächstenliebe ins Herz gesenkt ist, kann in solche schale Sentimentalität verquicken, daß sich einer über den Tod eines altersschwachen Müllerefels nicht trösten kann, während ihn die Nachricht von dem Tode seiner Mutter gar nicht berührt. Wenn dein Charakter nicht gefestigt ist in der Uebung des göttlichen werkthätigen Glaubens, der nirgends ohne Altäre besteht, auf welche Opfer gelegt werden müssen, wirst du für die Noth des Bruders allenfalles eine reich gefüllte Thränendrüse haben, sie schmerzlich bewegt zu beweinen, aber ihm nur einen Löffel Wasser helfend darzureichen, zu dieser Bewegung wird jeder Muskel deines Armes erschlappt sein. Wenn nicht das göttliche Gebot: „Du sollst nicht Böses mit Bösem vergelten“, und, „liebe auch den, der dich haßt,“ der Eisenpanzer um deine Brust ist, der alle Hiebe, Stiche und Stöße spottet des sogenannten Weltschmerzens über der Welt Verkommenheit, sondern blos die Lebensphilosophie des guten Herzens deine Lebenssonne und dein Lebensprinzip ist, wirst du, trotz deiner Theorie des guten Herzens, praktisch ein finsterer grausamer Menschenhasser sein. Dein gutes Herz ist ein armer Taglöhner. Am ersten Abend an dem ihm der Liedlohn nicht prompt ausgezahlt wird, brummt er, am zweiten raisonnirt und flucht er laut, am dritten macht er schon den Versuch, den vorenthaltenen Liedlohn mit Haue und geschwungenem Spaten sich zu holen, wenns auch blutige Köpfe beim Arbeiterkrawall absetzen sollte, darauf ach-

tet in seiner blinden Wuth der um Taglohn Arbeitende nicht. Der Metallgehalt des guten Herzens löst sich auf in dem Scheidewasser der Enttäuschung, wenn dem guten Herzen nicht überall ein simpatiesirendes gutes Herz wieder entgegenschlägt, wie das weiche, und verweichlichte gute Herz geträumt. Was sich niederschlägt in dem Präparate, ist ein schmutziger erdichter Bodensatz gemeiner Bosheit. Wie soll auf einen Menschen, dessen moralischer Werth eigentlich nur papiernes Kredit-Geld ist, das heute einen bloßen Nominalwerth hat, und morgen schon ausser Kours gesetzt ist, im Haushalte der Gesellschaft als auf einen Nothpfennig in bösen Tagen gerechnet werden können? Das bloße natürliche sittliche Gefühl ist ein Strohwisch, ein Funke steckt ihn an, und der brennende Wisch fährt, von einem Windzuge getrieben, durch den Kamin hinaus, und setzt dir den rothen Hahn auf das Dach deines Hauses, ehe du dich dessen versiehst. Denn kurz, mit einem Worte, wenn du das Gute und Böse nur so herausfühlen willst, sitzt dir die Moralität in den Fingerspitzen, und der ausgebildeteste Tastsinn des Blinden ersetzt lange nicht den Sehsinn gesunder Augen, welche die Pracht und den Glanz der Sonne sehen. Und die Sonne, die Alles belebend in das Leben hineinleuchtet, ist der göttliche Glaube, und das gegebene göttliche Gesetz, das einzig und allein in allen Vorkommnissen des Lebens die nie irreleitende Richtschnur ist. Wenn dir also, mein Leopold, vor einem Menschen bangt, der des Glaubens bar ist, kann ich dir nicht anders als beipflichten."

„Nun sind den Juden die christlichen Schulen geöffnet worden, und viele machen Gebrauch von der Erlaubniß zu studiren. Aber betrachten sie diese Studirenden und Studirte unserer Stammgenossen. Schon an den wenigen aus unserer Bekanntschaft kannst du wahrnehmen, daß sie bereits

um den positiven Glauben gekommen sind. Es ist dies wahrlich nicht die Schuld der christlichen Schulen, noch des Beispieles, das sie dort vor Augen haben. Es ist dies die Folge und der Fluch der Halbheit, und Rückwirkung des leidigen Schachergeistes, der den jüdischen Jüngling auch auf die Universität begleitet. Seine ganze Kraft konzentrirt sich nur in dem sogenannten Brotstudium, weil ihm die Wissenschaft nur eine Milchkuh ist. An die vorbereitenden bildenden Wissenschaften, die eigentlich diejenigen sind, die gelehrt werden, um zu verhüten, daß aus dem Gelehrten nicht ein bloßer gelehrter Handwerker werde, läuft der studirende jüdische Jüngling nur [illegible] viel als nöthig ist, um in das Fachstudium eintreten zu können, und dieses schnelle Vorbeilaufen reicht gerade hin, um ihn den Glauben zu verdächtigen, in dem er geboren worden; aber tiefer, gründlicher zu forschen über die Wahrheit des Glaubens überhaupt, liegt für den Judenjüngling in denselben kein Anreiz. Er kennt zu wenig davon, weil er sich in der nicht brotgebenden Wissenschaft zu wenig aufhält, ihn drängt's ja nur nach den seiner Meinung nach reellen Studien. Bei diesen langt er schon wankend im Glauben an, und wird, bis auf eine und die andere edle Natur ausgenommen, von dem Materialismus des Brotfaches so verschlungen, daß der Magen der Sitz seiner Seele, der Bauch sein Gott, und die Schnüre des Geldbeutels die Fühlfäden seines Gewissens werden. Anderseits mag auch dies mit dem Fluche zusammenhängen, der schon seit so langer Zeit auf dem Geschicke des Judenvolkes lastet, daß selbst das ausschließlich geistige, mit einem besseren Wollen verbundene Streben des Juden der Welt verderblich wird. Der geniale Brillenschleifer Spinozza, der materiell ein Armer bleiben wollte, um in der Wissenschaft als ein Krösus zu glänzen, hatte zwar nicht das tragische Geschick des lydischen Krösus,

beinahe auf dem Scheiterhaufen zu enden, aber seine wissenschaftlichen Bestrebungen wurden für Viele ein Scheiterhaufen, der ihren Glauben in den Flammen verzehrte. Er beschenkte die Welt mit dem aufgewärmten heidnischen Pantheismus, der heut zu Tage in so vielen Köpfen spuckt."

„Ich meine aber, daß das Christenthum genug zu verwinden hat an dem Dorn im eigenen Fleische, an den Ungläubigen, die aus seinem Schoße hervorgehen durch die halbverdaute, oberflächlich zu Leibe genommene philosophische Wissenschaft, was braucht es noch den Unglauben der Juden zu emanzipiren, um sich zuletzt von demselhen beherrschen zu lassen? Siehst du denn nicht den Rückschlag, den die verdorbene jüdische studirende Jugend, die immer mehr und mehr zunimmt, auf die übrige Masse der Juden nothwendig wird üben müssen? Für jetzt hast du schon die Bescherung der Schöpsen, von denen, obwohl Keiner weiß, was aus ihnen machen, und die nichts weniger als Fakultätsgelehrte sind, doch so viel gewiß ist, daß sie außerhalb allen positiven Glaubens stehen. Welches Grauen muß erst einen ankommen vor der immer steigenden Fluth der Irreligiosität, und somit der Unsittlichkeit, die das Judenthum zu überschwemmen droht durch die Propaganda, die seine Studirenden und Gestudirten durch ihren Umgang, und durch Verlockung zu gotteslästerlicher und schöngeistiger frivoler Lektüre unter ihren Stammgenossen machen, bis es so weit kommen wird, daß in keinem christlichen Wirthshause eine Schinke zu erlangen sein wird, die nicht ein Jude schon angenagt hätte, keine Knackwurst anzubrechen sein wird, aus der nicht ein Jude herausspringen wird, der sich heimlich in dieselbe einbeißen wollte, und eine gewisse Abtheilung der Hospitäler, die man nicht gern vor keuschen Ohren laut nennt, von Juden überfüllt sein wird. Diese Elemente soll

das Christenthum so gutwillig in sich aufnehmen? Dies hieße gleich so viel als alles bessere Gefühl, alle höhere Idee der Seligkeit und der Heilshoffnung, an den jüdischen Materialismus und diabolische Gottlosigkeit verrathen, und die Tugend der christlichen Jung= und Ehefrauen an die schamlose Frivolität der Juden verkuppeln. Wie will das Christenthum diesem Verderben einen Damm entgegen setzen, wenn es den einzigen Damm, der das Verkommen seiner heiligsten Interessen verhindern könnte, wenn es den Damm der bürgerlichen Ungleichheit, durch die es sich noch so ziemlich die Juden als Parias der Gesellschaft vom Leibe hält, mehr durch die unverschämte Keckheit der Juden, als durch die unausweisliche Nothwendigkeit gewisser Zeitverhältnisse eingeschüchtert, niederreißt, und dann füglich nicht vermeiden kann, dem jüdischen Bruderbürger den Zutritt in sein Haus zu gestatten?"

„Gelingt es den Juden, den Christen bürgerliche Rechte abzulisteu und abzudrohen, dan wehe den Christen, und wehe auch den Juden."

„Diese tiefe Herabwürdigung wenn sich die Christen der Juden, die numerisch und geistig so tief unter ihnen stehen, nicht mehr erwehren können, ich betrachte sie als eine Verblendung und eine Züchtigung, die Gott ihrer Sünden wegen über die christlichen Völker verhängt hat. Denn daß den jetzigen nocht nicht emanzipirten Herrn des Geldes später emanzipirten respektive Geldherrn, den jüdischen, hoch= und wohlgebornen Geldaristokraten, auch die Herrschaft über den Grundbesitz überliefert werden wird, ist noch nichts. Daß sie sich mit dem materiellen Besitze auch auf das geistige Gebiet werfen, die Herrschaft über die schlechte Presse an sich reißen, und durch ihre literärische Wühlereien und Umtriebe die Existenz eines jeden Staates in Frage stellen werden, ist schon etwas, doch nicht alles. Wer wird sich gegen die Tirannei und Ter=

rorismus der schlechten Presse in den Händen der Juden erheben können, wenn jeder verdorbene Student von einem Judenbuben sein Brot als litarärischer — hätte bald gesagt, Lumpe — „Lumpensammler," vulgo „Journalist" wird suchen, und in die Welt hineinschreiben wird können, was Zeugs hält, da Niemand ihn wird heißen dürfen, s'Maul halten, weil der quondam Mistfinke von einem Judenbuben, dermalen als ein Herr Judenbube sich bläht? Auch das wie gesagt, ist noch nicht alles. Aber daß Juden es wagen werden, Juden die jetzt in einem fort plärren, nur keinen Gewissenszwang, literärisch die Scheiterhaufen der Inquisition anzuzünden, und Christenthum und christliches Dogma in ihre Untersuchung zu ziehen, und die Heerden zu dem literärischen Autodafe einzuladen, mit dem sie die Hirten der christlichen Heerden zu vernichten werden streben, weil diese Hirten sich weigerten Jesum Christum zu verläugnen, um sich zu der Lehre zu bekennen des Teufelssynedrium der beschnittenen Heiden von jüdischen Skribenten, das ist schon so viel wie alles. Daß Juden es wagen werden, literarische Dragonaden loszulassen, den Altar in der Kirche zu einer Gosse zu machen, und die Diener des Altares durch die Gosse zu ziehen; daß von dem Gifte der Syphilis durch und durch infizirte, bei lebendigen Leibe halbverfaulte Juden, angeblich aus keuscher Besorgniß für die Gefahren der Versuchungen, denen die priesterlichen Zölibateurs bei dem Fortbestehen der Verpflichtung der Enthaltsamkeit ausgesetzt sind, im Grunde aber sich blos hergebend zu der Kuppelei, entnervte Wüstlinge durch den pikanten Reiz wieder aufzustacheln, mit der in Aussicht gestellten Möglichkeit, den Hochwürden zu dem würdigen Hörnerschmucke zu verhelfen, die wüthigsten Zölibatsstürmer sein werden, dies ist schon so viel wie alles [111]). Daß aber endlich die Gottverfluchte

chlechte jüdische Presse alles aufbiethen wird, den letzten Stab auf den sich die geplagte Menschheit stützt, jeden Rest von positivem Glauben, und die einzige Hoffnung die ihr noch geblieben sein könnte, die Hoffnung und der Trost die nur allein die geoffenbarte Religion gewähren kann, aus der Hand zu schlagen, das ist mehr als alles [112])."

„Und es wird nicht eher Ruhe sein in der Welt, bis kein Mensch mehr nur ein gedrucktes Blatt, geschweige ein gedrucktes Buch wird lesen wollen, weil die schlechte Sudelei doch nur von einem schlechten Juden ist, oder weil die Blutsauger, die Juden, den Christen nicht einmal einen Groschen gelassen, sich Brod für ihren Hunger, viel weniein Buch zu kaufen. Und es wird nicht eher Ruhe sein in der Welt, bis die ganze Christenwelt, wieder ausgesöhnt mit Gott, und müde der niederträchtigen jüdischen Tirannei, wie ein Mann sich erheben wird, das verhaßte Judenjoch abzuschütteln, und mit den schlimmsten aller Zwingherrn, mit den jüdischen Zwingherrn ins Gericht zu gehen."

Leopold erblaßte schier bei diesen Zornworten Benjamins und sagte erschrocken:

„Mensch du wirst doch nicht einen Kreuzzug predigen wollen gegen dein eigen Fleisch und Blut?"

„Ich einen Kreuzzug predigen, o, der blödsichtigen Einfalt! Glaubst du daß ich die Christen zu einer Sünde reizen wolle? und den Fluch einer Todsünde würde der Christ auf sich laden, der räuberisch von dem ungerechten Mamon der Juden einen Theil an sich brächte, der verbrecherisch vom Judenblute vergießen würde. Das ganze Judenvolk mit

allen seinen Schätzen könnte das Gewicht einer solchen Schuld nicht aufwiegen. Es möge den Juden ihr Mamon belassen bleiben, er brächte den Christen keinen Segen, und die Christen werden auch die Juden unbehelligt lassen, wenn nur die Juden Ruhe geben. Die Pflicht der Nächstenliebe hat der Christ auch gegen die Juden; aber er hat auch Pflichten gegen sich selbst, und Nothwehr ist auch eine Pflicht. Wenn der jüdische, nicht mehr zu ertragende Uebermuth durchaus in einem Kampfe auf Leben und Tod zurückgewiesen werden will, hat er für die Folgen selber einzustehen. Denke an den Uebermuth des würtembergischen Juden Süß, in dessen Folge sein Blut über sein eigenes Haupt gekommen ist."

Als Leopold den Namen Süß nennen hörte, fuhr er zusammen, als wäre er von einem giftigen Skorpion gestochen worden, und ließ das Haupt auf die Brust sinken. Das schreckliche Ende dieses Juden Süß, des allmächtigen Finanzmannes, der seine Allmacht abscheulich mißbrauchte, war damals noch in frischem Andenken, und zu der Zeit die Hinrichtung eines Juden so was außergewöhnliches, daß der Tod eines Juden, der auf dem Hochgerichte starb, die ganze Gesammtjudenschaft durchzuckte. So Leopold zu treffen, lag aber durchaus nicht in Benjamins Absicht. Darum trat er vor ihn hin, hob ihm das Haupt sanft in die Höhe, und sprach in versöhnendem Tone:

„Leopold! zürne mir nicht, so wehe wollte ich dir nicht thun durch das unbedachtsam ausgesprochene Wort. Glaube auch nicht, daß ich den Werth und die Hoffnungen der Juden gänzlich verkenne und mißachte. B:n ich ja dir herzlich und aufrichtig in Freundschaft zugethan. Kannst du dich in diesem Stücke über mich beklagen?"

Leopold reichte Benjamin die Hand hin. Dieser ergriff sie und drückte sie, also weiter sprechend:

„Dies ist mir ein Trost, und ich hoffe du werdest mich besonders in den letzten wenigen Vertrauungsworten, die ich dir noch mitzutheilen habe, nicht mißverstehen. Ich weiß, daß viele schöne, ja edle Keime in dem Schooße des Judenthums verborgen liegen, mögen sie diese sich ruhig entwickeln lassen. Gewiß, sie werden nicht ohne Blüthen und ohne Frucht wieder verdorren. Warum soll ein Jude meinetwegen nicht Präsident eines Ministerkonseils werden können, bloß weil er Jude ist, wenn er die Fähigkeiten dazu besitzt, und Garantie für sein redliches Wollen leisten kann? Dies wäre doppeltes Unrecht. Nur nicht Rechte fordern wo kein Recht ist, nur nicht vordrängen, wo Bescheidenheit und Mäßigung vor allem angezeigt sind, nur nicht schleichen, da Offenheit und der gerade Weg der beste ist. Zeigt in uneigennützigen Dienstleistungen für das allgemeine Wohl, daß ihr dankbar seid für das, was ihr von dem Christenthume bereits genossen, und die lohnende Annerkennung von Seite der Christenheit wird zuletzt auch nicht ausbleiben. Nur einmal weg, um des Himmelswillen, mit dem alten Schachergeiste, der überall fragt: „Wos solls kosten, wos geben Se dafür?" der von jeher alles verdorben hat. Thut nur ihr redlich das Euerige, Gott und die Welt werden auch das Ihrige thun, und das Judenthum wird noch einer schönen Zukunft entgegen gehen. Ich hoffe es so aufrichtig wie du, weil ich meine Abstammung nie verläugnen werde, wenn es auch mich unwiderstehlich zum Christenthume hinüber zieht. Mein Entschluß steht fest, das sage ich dir vertrauend auf deine Freundschaft und Verschwiegenheit. Dann mag geschehen, was immer, einen Freund wirst du in jedem Lebensverhältniß unverändert in mir finden."

Benjamin reichte Leopold die Hand, und die Freunde gingen schweigend auseinander, da es Abend, und Zeit zum abendlichen Trauergottesdienste des Erinnerungstages an Jerusalems Fall geworden.

Anmerkungen.

Anmerkungen.

[1]) „Ä Kriee soll me noch der trogen.“ „Sterben sollst du, ist gewiß ein Christ, weiß der Sünder nicht, daß heute Tische b'ow ist.“

Bei den alten Orientalen war, wie aus der Bibel sattsam bekannt ist, die Sitte, bei großer Trauer die Kleider zu zerreißen. Diese Sitte hat sich zum Theile bei den Juden erhalten. Wenn einem Juden, Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder oder Schwester stirbt, macht er einen Riß in das Oberkleid, faßt die Ränder des Risses mit schwarzem Bande ein, und betrauert den Todten sieben Tage auf der Erde sitzend.

„Ä Kriee (Riß) reißen oder trogen,“ ist also eine Metapher für Sterben. Nur mit folgendem Unterschiede. Sagt der Jude zu Jemandem „du sollst dir eine Kriee reißen, so wünscht er damit, daß derjenige, dem er diesen Fluch angehängt, den Tod des Vaters, der Mutter, eines Sohnes, einer Tochter, eines Bruders, oder einer Schwester zu betrauern haben möge. Sagt er dagegen: „Eine Kriee soll man nach dir oder deinem Kopfe tragen, so wünscht er, daß der Verfluchte selber sterben möge, und die hinterlassenen nächsten Verwandten dessen Hingang betrauern sollen.

[2]) „Mawsig sein“ sich im Gebete durch eine Ansprache, oder Antwort unterbrechen, was dem Juden verboten ist.

[3]) u. [4]) Die nähere Erklärung in dem Kapitel „die Barmizwe“, hier nur so viel. Auf den Jüngling, der in der talmudistischen Wissenschaft so weit fortgeschritten ist, daß er an dem Feste seiner Barmizwe, seines dreizehnten Geburtstages, in der Synagoge öffentlich einen Vortrag von seiner eigenen Konzeption zu halten im Stande ist, werden große Hoffnungen gebaut. Minder Befähigte, oder minder Fleißige sagen bei dem Festmahle im Hause ein Beschättel, d. i. halten einen Vortrag, den ihnen ihr Lehrer aufgesetzt, und sie bloß memorirt haben.

5) „Merene" corrumpirt für „Marenu, von Mara" Herr also unser Herr.

Die Juden haben drei Grade wissenschaftlicher Auszeichnung, die erste und niedrigste ist die des „Chowers" ähnlich unserem Lizenziat. Dieser Grad wird jedem Juden der drei Jahre verheirathet ist, leidiglich hebräisch lesen kann, und eine gewisse Taxe zahlt, auf bloße Anmeldung des Ortsrabbiners von dem Oberrabiner der Provinz ertheilt. Unverheirathete Talmudschüler welche diesen Grad erlangen, müssen sich schon besonders ausgezeichnet haben, und erhalten eine Art von Diplom. Der Titel des Chowers ist „Rebb" corrumpirt für „Rabb" Meister.

Der zweite Grad ist der des Merene — „Baccalaureus." Wer nach diesem Grade strebt, muß sich persönlich beim Oberabbiner stellen, und sich einer strengen Prüfung aus dem Talmud unterziehen. Besteht er diese Prüfung glücklich, erhält er ein Diplom, wodurch er befähigt wird, „Dajen" Richter in religiösen Angelegenheiten zu sein, bei Vakanz, oder zeitweiliger Abwesenheit des Rabbiners, in einer Gemeinde die Stelle des Rabbiners zu vertreten, und dessen Funktionen zu verrichten. Im gewöhnlichen Leben wird auch der Merene mit Rebb angesprochen; wenn er aber ola le tora ist (S. das Kapitel, „die Barmizwe") wird der Merene „Merene Raw Rebb" (unser Herr, Herr Meister) aufgerufen.

Der dritte, und höchste Grad, ist der des „Rows" (Rabbiner) graduirter Doktor jüdischer Gottesgelahrtheit. Auch der Row bekömmt nach sehr strenger Prüfung den Gradus und das Diplom blos nur vom Oberrabbiner. Im häuslichen Leben wird der Row, „Rebbe (Rabbi)" mein Meister titulirt, aufgerufen mit seinem vollen großen Amtstitel wird er „Moire, Merene, Raw Rebb" (Mora, Marenu, Raw, Rabb." Hoher Herr, Unser Herr, Herr und Meister).

6) „Schul" Synagoge.

7) „Khile koidesch" (Kehile kadosch) heilige Gemeine, Versammlung, ecclesia, so wird in Urkunden, und auch in brieflichen Mittheilungen jede Judengemeinde von den Juden genannt.

8) „Jeschiwe" eine Art Akademie, die in jeder Judengemeinde besteht, der ein Rabbiner vorsteht. Jeden Vormittag an den Wo-

chentagen, Freitag ausgenommen, der als Erew-Schabbes, (Sabbatvorabend) Ferialtag ist, und ausgenommen die Neumondstage, die als halbe Festtage, auch Vacanztage sind, hält der Rabbiner Vorträge über den Talmud vor einer Versammlung von Bochrem; (Jünglinge, ledige Mannspersonen, Talmudjünger par excellence) das ist die Jeschiwe.

9) Schmoineoßer Lechuppe" achtzehn für die Chuppe (Chuppe Baldachin, Prozessionshimmel, unter welchem, unter freiem Himmel, die jüdischen Brautpaare zusammengegeben werden) so viel, als reif zum Heirathen.

Nach talmudistischer Verordnung soll der Jüngling mit achtzehn Jahren in die Ehe treten.

10) „Nedan" Morgengabe, welche die Braut dem Bräutigame zubringt.

11) „Schma Israel" (höre Israel) ist der Anfang eines Kapitels im Pentateuch, wo dem Juden eingeschärft wird, daß er nur an Einen Gott glauben darf. Dieses Kapitel ist auf Pergament geschrieben, in den Phylakterien eingenäht; dieses Kapitel muß der Jude früh und Abends beten, das ist sein letzter Stoßseufzer in der Agonie. Jene ersten Worte ruft er auch in seiner Seelenangst, wie der Christ den Namen „Jesu" anruft.

Wem ist nicht aus dem Evangelinm erinnerlich, welchen Lärm die Pharisäer schlugen, daß die Apostel am Sabbat Aehren pflückten?

12) S. die Note 5.

13) Wem dies eine dichterische Uebertreibung scheinen sollte, dem sei gesagt, daß der Herausgeber dieser Blätter, eine Woche vor der Drucklegung derselben, in der Folterkammer Bocher Abrahams, in dem Zimmer nemlich, wo Benjamin gemartert wurde, gesessen ist.

14) Der Jude ist mit seinem Talmud geistig noch mehr befangen als der Mohamedaner mit dem Coran. Der glaubt nur, daß er kein anderes Buch als den Coran zu kennen brauche, weil alles, was auf die zu erlangende Seligkeit Bezug hat, darin enthalten wäre, und daß, was drüber hinausgeht den Gläubigen nichts angehe. Daß aber der ganze Inhalt bändereicher Bibliotheken im Coran liege, daß er alles erschöpfe, was nur der menschliche Geist ersinnen kann, dies zu glauben fällt dem Mohamedaner im Traume nicht ein. Spreche aber dem Juden von der scharfsinnigsten neuesten Entdeckung, welche vor-

ausgegangene Jahrhunderte für Zauberwerk angesehen hätten, er kommt dir gleich angestochen mit seinen: „Wos chidesch (welche Neuigkeit), das sagt der Talmud schon auf dem und dem Omed (Folioseite). Alle Geheimnisse der Natur und des menschlichen Forschungsgeistes, sie stehen in seinem Talmud verzeichnet. Gewiß wird es ein hochgelehrter Rabbiner herausgrübeln, daß schon der steinreiche Rabbiner Chimche, während der Zeit der babylonischen Gefangenschaft, ein Dampfschiff von seiner eigenen Erfindung mit Eisenbahnschienen nach Amerika befrachtet habe. Einem wissenden Rabbi ist es möglich, aus seinem Talmud Alles zu beweisen.

15) Anspielung auf ein höchst satyrisches Freskogemälde an der Façade über dem Thor auf einem Hause in der innern Stadt Wiens.

16) Es ist unter den talmudischen Büchern ein Traktat, der mehr als hundert Folioseiten umfaßt, über den wichtigen Streitpunkt zwischen der Schule Schamai, und der Schule Hillel, ob ein Ei, welches an einem Feiertage gelegt worden, an demselben Tage genossen werden darf? Die Schule Schamai erlaubt es, die Schule Hillel verbietet es aus dem Grunde, weil es doch für die Henne eine knechtische Arbeit war, das Ei zu legen, und der Jude so wenig sein Hausthier, als auch sogar seinen Nicht-Juden-knecht für sich am Sabbat eine knechtische Arbeit verrichten lassen soll. Und siehe, die Schule Hillel ist aus diesem Grunde im Recht geblieben. Das Ei, welches an einem Feiertage gelegt worden, darf an demselben Tage nicht genossen werden.

17) Tnach zusammengezogen aus **Tau**, **Nun** und **Kaw**, mit der Interpunktion Patach (A), den Juden kurzweg für **Tora**, **Nabiim**, **Chsubim** (Gesetz, Propheten, Chronisten), von welchen jenes Tnach die Anfangsbuchstaben enthält, wie unsere Bibel der Gesammtname für die heil. Urkunde des A. und N. Testamentes.

18) „Wie aber hätte er selber á Nowe, der Alles wissen muß.“ Dies zeigt zur Genüge, was für unklare Begriffe der Jude von Offenbarung und Inspirazion hat. Der Prophet ist nur in dem untrüglich, was ihm inspirirt worden ist, und weiß nur das mehr als Andere, was ihm speziell geoffenbart wurde. Im Uebrigen kann der Prophet so gut irren, wie ein anderer Mensch, und ist seine Wissenschaft nur in dem Maße ausgebreiteter, als die Anderer, in welchem er in seiner Bildung

den Andern voraus ist. Hierin werden wohl wenige Propheten über ihre Zeit gestanden sein. So auch ist wohl Alles, was in den inspirirten Büchern der heiligen Schrift enthalten ist, historisch wahr, aber nicht Alles moralisch wahr und recht. Wenn Rachel bei der Zeltsuchung nach den gestohlenen Hausgötzen, welche ihr Vater Laban anstellt, sich auf den Sattel ihres Saumthieres setzt, und sich entschuldigt, sie könne wegen gewisser weiblicher Umstände nicht aufstehen, so ist und bleibt dies eine Lüge. Sie will nur nicht aufstehen, weil ihr Vater sonst die gestohlenen Hausgötzen unter dem Sattel finden würde, und ich möchte den Kasuisten sehen, der durch diesen Umstand aus der Bibel beweisen wollte, daß eine Lüge, in der moralischen Bedeutung des Wortes (nicht Alles, was unwahr ist, ist darum schon auch eine Lüge) oder ein Diebstahl in gewissen Fällen aufhören könne, unmoralisch zu sein.

Noch weniger wird Alles biblisch gut geheißen, was von den Patriarchen in der Bibel erzählt wird, daß sie so oder so gesprochen oder gehandelt haben. Die hingestellte Thatsache, daß der Patriarch so gesprochen oder gehandelt habe, ist unumstößlich wahr. Es ist keine dichterische Fikzion, daß irgend ein Patriarch, bei einer gewissen Gelegenheit, dies oder jenes gesprochen oder gethan habe; die Worte sie werden von des Berichterstatters Fantasie oder Ueberlegung, mit Wissen und Willtn die Geschichte zu alteriren, dem Patriarchen nicht in den Mund gelegt, die Handlung nicht unterschoben. Der Patriarch hat wirklich so gesprochen, hat wirklich so gehandelt, wie mit aller geschichtlichen Unparteilichkeit erzählt wird. Der Geschichtschreiber wußte es aus bester Quelle, und konnte und wollte nicht anders schreiben, als es ihm bekannt war. Er stellt das Faktum nackt hin, will es aber nicht durch die Persönlichkeit des Patriarchen entschuldigt wissen, wenn es nicht zu entschuldigen ist. Der Doppelbetrug Jakob's, wie er seinen Bruder Esau um das Erstgeburtrecht, und um den Erstgeburtsegen bringt, wird einfach erzählt; kein Wort von einem Entschuldigungsgrund dabei. Im Gegentheile, die moralische Gerechtigkeit wird im Verlaufe der weiteren Geschichterzählung gerettet. Keiner seiner Väter hatte mit so vielen Bedrängnissen zu kämpfen, wie er, und er selber klagt in Aegypten dem Pharao, daß seine Tage weniger, und seine Leiden mehr und bitterer ge=

wesen, als die seiner Väter. Wie aber der König David von dem Propheten Nathan wegen des Ehebruches mit der Bethseba und des Mordes an Uria coram genommen worden, ist Jedem bekannt, der nur etwas von der biblischen Geschichte weiß.

19) „Das koscher Chaserfüßel rausstrecken", eine von jenen bezeichnenden Redensarten, die des Juden aberwitzigen Dünkel von seinem Selbstwerthe als einzig auserlesenes Volk, dem selbst die unvernünftige Kreatur huldigt, ganz charakterisirt, bedeutet so viel, als den Scheinheiligen machen.

Es ist bekannt, daß den Juden von vielen Thieren unerlaubt ist zu essen. Von den Säugethieren dürfen nur diejenigen auf seinen Tisch kommen, die Wiederkauer sind, und gespaltene Klauen haben. Wo nur eines der Merkmale vorhanden ist, das bleibt unrein. Aber nur des Juden halber, lehren die Rabbiner, existirt die ganze Welt in dem Grade, daß selbst das unvernünftige Gethier sich darüber kränkt, von dem Glück ausgeschlossen zu sein, den Weg alles Fleisches, der Verwesung entgegen, durch des Juden Magen zu gehen. Nun wäre schon das Schwein (Chaser) dadurch eines der unreinen Thiere, daß es kein Wiederkauer ist, wenn es auch Moses nicht besonders namhaft gemacht hätte unter den verbotenen Thieren. Aber der große Gesetzgeber hat es für gut befunden, das Schwein als besonders verpönt mehrmals besonders speziell herauszuheben. Darüber kränkt sich das Schwein sehr, und streckt, wenn es sich lagert, grunzend den Fuß mit gespaltener Klaue vor, zu zeigen, daß es wenigstens von dieser Seite koscher sei, Mosen gleichsam zum Vorwurf seiner Unbilligkeit, warum er gerade das Schwein so sehr verabscheut, das doch wenigstens einen koscheren Fuß hat, während andere Thiere, die nicht so sehr von ihm beschämt worden sind, mehrmals beim Namen besonders gerufen zu werden als unkoscher, nicht einmal dieses Prärogativ der Koscherheit an sich hätten. Mit diesem Ausstrecken des koscheren Fußes also bezeichnet der Jude das Scheinheiligthum. Es soll auch wirklich das unschuldig so gekränkte Schwein, wegen dieses koscheren Fußes, einen Apologeten gefunden haben, an Rabbi Moses Maimonides, einem der ausgezeichnetsten Lehrer der jüdischen Hochschule in Spanien, arabischen Antheils, dem sozenannten Rambam. Dieser soll in

einem Traktat bewiesen haben, daß von der einen Seite des Schweines erlaubt sei zu essen, wenn der Schlächter beim Schlachten nur die koschere Seite des Schweines trifft, und die andere, unkoschere, lebendig in die Wälder laufen läßt. **Se non é vero é ben trovato.** Der in der That scharfsinnige Maimonides scheint einmal eine Satyre losgelassen zu haben mit diesem seinen Traktate, wenn er ja existirt, und echt ist. Ich wüßte es nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Wie übrigens in den Chaserkopf (Schweinskopf), mit dem der Jude die höchste Potenz der Dummheit bezeichnet, die Kenntniß gekommen, daß es ein unreines Thier sei, und wie ferne sein Leidwesen dabei ungeheuchelt sei, von echtgläubigen Judenmägen nicht digestirt zu werden, und also einige Millionen Male weniger in Gefahr zu schweben, daß ihm der Lebensfaden gewaltsam vor der Zeit abgeschnitten werde, dies zu untersuchen, bleibe als preiswürdige Preisaufgabe, bis ein Schach Wampum mit sultanischer Munifizenz eine Akademie der Wissenschaft gründet, und reich dotirt.

[20]) „Seht mir den Achberosch." „Achberosch" (Kahlkopf) nennen die Juden die Diebe, von dem Verfahren in manchen Ländern, den Zuchthäuslern die Haare abzuscheren, wenn sie ins Zuchthaus gesteckt werden.

[21]) „Das Schma blöckend." In der Judengemeinde gibt es invalide Männer und Weiber, die Pensionäre des Ortes, die unvermögend durch Alter oder Bresthaftigkeit des Leibes sich das Brot zu verdienen, auf die Mildthätigkeit der Genossenschaft angewiesen sind. Diese Leute haben natürlich nichts Anderes zu thun, als früh und Abends in die Synagoge zu gehen, und in den Sommermonaten den ganzen Tag auf dem Platz herumzustehen, an der Ortschronik webend, und im Winter hinter dem Ofen zu sitzen. Aber ihr eigentliches Geschäft ist das Seelenschnappen. Wenn nemlich eine Judenseele zum Auslöschen ist, werden diese Leute schnell herbeigerufen, über „den Sterbenden zu sogen", d. h. die Todtengebete zu verrichten, und genau aufzupassen, bis der letzte Athemzug gethan, damit sie der ausfahrenden Seele geschwind, so lange sie noch im Zimmer herumflattert, das Behüt' dich Gott nachschreien. Einmal beim Tempel draußen, wäre es zu spät, und ohne Fahrnisse käme die Seele, würde jener

Nachruf versäumt werden, an den Ort ihrer Bestimmung nicht an. Die Widde ist des Juden Beichte, ein langes Sündenregister-Formular auf alle nur erdenklichen Fälle eingerichtet, daß von A bis Z herabregistert wird. Bei jedem Alchet („Wegen der Sünde", so beginnt jedes spezielle Benennen einer Sünde in jenem Beichtspiegel) wird mit großem Pharisäergeräusch laut, daß es dröhnt, an den Brustkasten geschlagen. Die Widde wird an den Bußtagen, am Neujahrs- und Versöhnungsfeste, und in **periculo mortis** gebetet. Ist der Sterbende zu schwach, selber dieser letzten Pflicht nachzukommen, verrichten sie die Seelenschnapper für ihn. Wenn der zehnte Theil von dem wirklich begangen worden wäre, dessen sich der Sünder in der Widde anklagt, es müßten alle Juden schon längst gehenkt sein. Denn sie bekennen sich zu nichts weniger, als zu Mord und Brand, der gräulichen andern Verbrechen nicht zu gedenken, von deren Existenz ein Kind nicht einmal eine Ahnung haben kann. Das Schma, von welchem in der 11. Anmerkung gesprochen worden, wird dem Sterbenden vorgesagt bei dem letzten Athemzuge.

22) „Der Anblick des Todtenengels" u. s. w. Die Juden glauben, in demselben Momente, in welchem der Mensch verscheiden soll, stelle sich der Engel des Todes (Malchemowes) zu Häupten des Bettes, und macht mit dem Chalew (Schlachtschwert) einen Zug, als wolle er dem Patienten die Gurgel durchschneiden. Darüber erschrickt dieser, reißt den Mund auf, und will um Hilfe rufen. Diesen Augenblick benutzt der Malchemowes, ihm drei gallbittere Tropfen, von dem Schwert herabfließend, einzuflößen, woran er aufschnappt. Behält der Kranke Geistesgegenwart, nicht zn erschrecken, das Maul nicht aufzureißen, muß der Tod unverrichteter Dinge abziehen, und ein anderes Mal wiederkommen. Einmal versieht's der Mensch doch, und muß die bitteren Tropfen schlucken. Der Malchemowes darf halt die Geduld nicht verlieren, muß es bei einem solchen, der gar nicht daran will, öfter versuchen. Ungeduldig werden, kurzen Prozeß machen mit dem Schlachtmesser, und dem Juden, wie einem Ochsen der Schlächter, die Kehle abschneiden, darf er durchaus nicht. Die Juden hätten also auch ein Präservativ gegen den Tod, für den der Christ kein Kraut wachsen läßt. Nur

Schade, daß der Malchemewes zuletzt doch pfiffiger ist, als ein Tonnerebonemkopf. Bis jetzt ist noch kein Beispiel vorgekommen, daß ihm ein Jude mit der Zeche durchgegangen, und ihm ausgekommen wäre, es müßte denn sein der ewige Jude, und der möchte wieder gerne sterben, und kann nicht sterben. So geht's! Unter andern soll ein jüdischer Spaßvogel dem Tode dadurch eine Galgenfrist abgelistet haben, daß er die Schlafmütze über die Füße zog. Der Tod kommt, stellt sich zu Füßen, weil er von der Schlafmütze getäuscht, meint, daß da der Kopf liege, und wartet, und wartet, kein Maulaufreißen erfolgt. Da ihm seine Geschäfte anderwärts hinabrufen — nach talmudischer Statistik soll der Tod in jeder Minute einen Menschen liefern — muß er einstweilen sich trollen. Während dem genas der Kranke.

23) „Seiner gestrengen Ehrwürden Rabbi Schmul." (S. über die Titulatur der Rabbiner die 5. Note.)

24) „Adonai." Das Wort „Jehova" dürfen die Juden nicht aussprechen; sie sagen dafür „Adonai", mein Herr.

25) „Doch hier darf ich knieend." Den Juden ist es verboten, überhaupt niederzuknien, um so weniger wäre es ihnen gestattet, auf den Knieen liegend ihr Gebet zu verrichten. Dies Alles aus dem einfachen, triftigen Grunde, weil die Christen beim Gebete niederknien.

26) „Schimschele Narr." Einer der bekanntesten jüdischen Schalksnarren. Von dieser interessanten Persönlichkeit wird ausführlich im Kapitel „die Chasene" gesprochen.

27) „Ihr einzig Kadeschl." Das Kadesch, Todtengebet für die Verstorbenen, sollen nur die Söhne des Verstorbenen verrichten. Darum jüdische Eltern vorzüglich Söhne zu erhalten wünschen, damit nach ihrem Hinscheiden ein ganzes Jahr hindurch, und an den Jahrestagen ihres Ablebens das Kadesch nachgesagt werde. Da Benjamin der einzige Sohn der Frau Rachel war, so war Benjamin der einzige, der ihr das Kadesch beten durfte im Falle des Absterbens, also ihr einzig Kadeschl. Schon aus diesem Grunde mußte Frau Rachel mehr als auf ihre übrigen leiblichen Kinder, die, nur Töchter, das Kadesch nicht sagen durften, auf Benjamin große Stücke halten.

28) „Scholet." Den Juden ist es verboten, an ihrem Schabbes

Feuer anzumachen, und zu kochen. Die Speisen müssen daher am Freitag gekocht werden. Da sie aber am Schabbes auch nicht aufgewärmt werden dürfen, wird der Backofen geheizt, die Speisen in hermetisch verschlossenen Töpfen in den Ofen geschoben, der dann auch hermetisch verschlossen wird. So dünsten die Speisen von Freitag Abends bis Sonnabend Mittags, wo dann die Schabbesgoite, ein armes Christenweib, welches der Jude dingt, Freitag Abend die Lichter zu putzen, und den Schabbes über die Gänse zu mästen, einen Brief zu öffnen, wenn zufällig einer auf der Post kommen sollte, — auch dieses ist den Juden verboten, am Schabbes zu verrichten, — und andere Handleistungen für ihn zu thun, den Ofen öffnet, und die Speisen heraushebt, die dann die Köchin oder die Hausfrau auf den Tisch setzt. Solche im Dunste gar gewordenen Speisen sind des Juden „Scholet", auf den er sich die ganze Woche freut. Die Bestandtheile des Scholet sind Eier, die der koschere Jüd mit Zwiebeln vor der Suppe verzehrt, dann Suppe mit Bohnen, darauf kommt die größte Delice des Scholet, „die Kugel", eine Mehlspeise, eine Art Pudding, auf die Kugel folgt das Rindfleisch, nach dem Rindfleisch Graupen (Gerstengrütze) mit einer Gans-keule oder einem Gansrücken, und den Beschluß macht bei reichen Juden ein Gans- oder Entenbraten mit Salat. Den Scholet zu verdauen, gehört ein guter Magen.

29) „Verhören." Examiniren aus dem, was in der Woche gelernt worden.

30) „Benschen", wahrscheinlich von benedicere, segnen. Freitag Abends und Sonnabend legen Eltern, Ohme und Tanten die Hände auf die Häupter ihrer Kinder, Neffen und Nichten, und segnen dieselben.

31) „Tephilim", Philakterien, Gebetriemen, mit einer Kapsel, in welche ein Kapitel aus dem Pentateuch, auf Pergament geschrieben, eingenäht ist. Diese Tephilim windet der Jude beim Morgengebete an Wochentagen um den linken Arm, und um das Haupt.

32) „Schachres", Morgengebet.

33) „Mußav" (Zugabe), Vormittagsgebet, welches aber nur am Sonnabend und an Feiertagen gebetet wird.

34) „Schuppe führen.“ Nähere Erklärung im Kapitel „Ä Chasene.“

35) „Baß“, Bassist.

36) „Klekoidescher“, heilige Gefäße. Zwei silberne Zylinder, einem Leuchter ähnlich, mit einem Knaufe in Gestalt einer Krone, und ein silberner Schild mit einer Kette, die an Sonnabenden und Feiertagen auf die hervorragenden Enden der Hölzer, um welche die Pergamentrolle der Tora gewickelt ist, aufgesteckt, und der Tora umgehängt werden. Mit diesem Schmucke wird die Tora von der Privatandacht der reicheren Juden versehen. Die „Klekoidescher“ sind daher Privateigenthum, und werden von dem Eigenthümer im Hause aufbewahrt. So oft sie gebraucht werden, holt sie der Synagogendiener aus dem Hause des Eigenthümers ab.

37) „Weiberschul.“ In den Synagogen sind die Weiber von den Männern abgesondert. Das Schiff der Synagoge, wo die Männer ihre Andacht verrichten, ist von der Abtheilung, in der die Weiber sitzen, durch eine Wand getrennt. Damit aber die Weiber sehen, und hören können, was in der Männerschule vorgeht, sind in der Scheidewand Fenster angebracht, die mit dünnen Holzstäben vergittert sind. Die Weiberschule ist eine Art geschlossenes Oratorium wie in unseren Kirchen.

Dieser Theil der Synagoge heißt mit Recht „die Weiberschule“, weil nur verheirathete Frauen bei den streng orthodoxen Juden in die Synagoge gehen dürfen. Ledige Weibspersonen sind, Simchestoire (davon weiter unten) ausgenommen, von dem Besuche der Synagoge ausgeschlossen. Diese müssen sogar am langen Tage ihre Andacht zu Hause verrichten. Am ersten Sabbat nach ihrer Verheirathung wird die junge Frau im Brautschleier mit großem Pompe von den verheiratheten Weibern in die Synagoge eingeführt, was sie das „Schulführen“ heißen.

38) „Lemmer, oder Al-Lemmer“, eine Erhöhung in der Mitte des Schiffes der Synagoge, mit einem Holz- oder Eisengitter eingefriedet, wo die Tora vorgelesen wird.

39) „Schächter“, der Mann, der das Befugniß hat, die Thiere zu schlachten, deren Fleisch genossen werden soll.

40) „Gabbe“, Bruderschaftsvorsteher. Die Einrichtung der Korpo-

rationen, Bruderschaften, zur Verrichtung von Liebeswerken, besteht auch bei den Juden. Die allgemeinste und verbreitetste dieser Bruderschaften, ist die Bruderschaft zur Bestattung der Todten, deren Mitglied fast jeder Jude ist. Der Gabbe dieser Bruderschaft, der von der Bruderschaft gewählt wird, hat gewöhnlich auch das Buch unter sich, in welches die Ole-le-tora-Assignaten eingelegt werden.

41) „Simchestoire." Der letzte Tag des Laubhüttenfestes ist Simchestoire (die Freude über die Gesetzgebung) zum Andenken an die Gesetzgebung. An diesem Tage werden auch die Kinder die noch nicht Barmizwe sind aufgerufen, und dürfen auch ledige Frauenzimmer in die Schule gehen.

42) „Chijew" (Obligirter). Wenn einem Juden ein Knäblein geboren wird, welches am achten Tage nach der Geburt beschnitten wird, muß er sammt den beiden Moilem (Beschneider) an den Sonnabend welcher zwischen dem Geburts- und Beschneidungstag fällt, ola-le-tora sein. Wird ihm ein Mädchen geboren, muß er den zweiten Sonnabend nach dessen Geburt sich aufrufen lassen, um dem Kinde bei dieser Gelegenheit einen Namen beilegen zu lassen. Zu demselben ist der Bräutigam am Sonnabende vor seiner Vermählung verhalten, der Barmizwe an dem Sonnabende welcher in der Woche fällt, in welcher er 13 Jahre alt geworden, und endlich der, welcher im Laufe der Woche einer Lebensgefahr glücklich entgangen ist. Weil nun bei solchen Gelegenheiten das Ole-le-tora sein, nicht bloße Devotion, sondern ein Obligo ist, wird dem dazu Verpflichteten das Bene des Aufgerufenwerden fast umsonst zugestanden. Das ist nicht mehr als billig.

43) „Ische Koich" so viel als vergelte es Gott, womit sich der Aufgerufene bei dem bedankt, der ihn hat aufrufen lassen.

44) „Morene." (S. die 5. Anmerkung.)

45) „Quarto-Korbenminche-Sider." (Abendopfer-Gebetbuch) Das Gebetbuch welches besonders für Frauen eingerichtet, mit beigegebener Uebersetzung des hebräischen Textes in jüdischdeutscher Sprache gedruckt ist. Gewöhnlich sind diese Gebetbücher in Quartformat.

46) „Fest-Jaimoid. „Jaimoid." (Es wird stehen, nemlich vor der Tora) so beginnt die Formel mit welcher der Schulsänger den

Ole-le-tora=Mann singend aufruft. An hohen Festtagen, und bei besonders festlichen Gelegenheiten wird das Jaimoid nach einer besondern Weise abgesungen.

47) „Bewoilbekumeseten" e. c. verschiedene Arten von jüdischen Grüßen. Wenn der Jude Jemanden besucht, und ihn bei Tische findet, sagt er: „Woilbekum" wohl bekomme es. Besucht er einen an Schabbes sagt er „gut Schabbes." Dem Eintretenden ruft der Besuchte entgegen: „Borechhabbe (Bnruch-habba) benedictus qui venit, gesegnet sei der da angekommen ist. Darauf wird geantwortet: „Borechnimze (Baruch-hanimza) gesegnet sei der, der da gefunden, angetroffen worden ist.

48) „Zwischen Minche und Mairew" „Minche" Abendgebet vor Sonnenuntergang. „Mairew" Abendgebeth nach Sonnenuntergang. (Vesper und Komplett.)

49) „Sagte sein Beschättel." Von Bschat, Erklärung, Erläuterung, Kommentation. (S. hierüber die 4. Anmerkung.)

50) „Schir." Der Vortrag den der Rabbiner seinen Jeschiwebochrem an Wochentagen über einen Traktat aus dem Talmuld im Hause hält, und die Art von Homilie mit zu Grunde gelegtem Texte aus der Bibel, welche besonders eifrige Rabbiner der Gemeinde Nachmittags an Sonnabenden ebenfalls im Hause halten, (Hauslehre) heißen Schir.

50) „Tägeßen." Die Talmudjünger, welche in die Jeschiwe ziehen, zu meist arme Teufel, sind auf Freitische angewiesen. Aber aus einer Art Aszetik, um sich zu verdemüthigen, machen auch Vermöglichere von solchen Freitischen Gebrauch. Weil ein so Talmudjünger jeden Tag bei einer andern Familie zu Gaste ist, nennen die Juden diese Art sich zn verköstigen „Tägeßen."

Was die obligate Krätze betrifft, ist das kein rechter Bocher, der sich mit keinem Zertifikat der Blüthe der Unreinlichkeit, der fast unheilbaren Krätze ausweisen kann.

51) „Un á koscherer Top" e. c. „Und ein koscherer Topf und ein koscherer Kochlöffel ist eine koschere Mariage," ein scherzhaftes Sprichwort bei den Juden, um anzuzeigen, daß alles zur Zufriedenheit der Partheien in Ordnung sei.

52) „Gemachter Bocher" selbstständiger Jüngling.

53) „Galech" (Geschorener) wird jeder katholische Geistlicher bei den Juden von der Tonsur genannt.

54) „Nur Wahnwitz meinte sie." Der Uebertritt eines Juden zum Christenthume, bei Lebzeiten seiner Eltern, muß besonders der Mutter schmerzlich sein. Denn die Juden behaupten, daß ein von einem Juden gezeugtes Kind unmöglich seine Religion abschwören könne. Also liegt darin, wenn ein Jude sich taufen läßt, eine indirekte Anklage gegen seine Mutter wegen eines begangenen Ehebruches, und zwar eines Ehebruches mit einem Christen. Da aber Frau Rachel nothwendig am besten wissen mußte, daß der orthodoxe, koschere Merene Raw Rebb Jude wirklich der Vater ihres Benjamins gewesen, so konnte sie sich natürlich nicht anders denken, als daß in einem Anfall von Irrsinn Benjamin auf den verrückten Einfall gekommen, „zum Galech zu lasen," Der Wahnsinn kümmert sich, bei seinen extravaganten Sprüngen, den Henker um Vaterschaften.

55) „Wohnt doch Ihr Gastfreund" da die Juden bei Christen nicht speisen dürfen, und an vielen Orten die Passage nicht so stark ist, daß es sich auszahlen würde, eine öffentliche Gastwirthschaft aufzuthun, so haben die Juden die stillschweigende Uebereinkunft getroffen, daß sie gegenseitig auf Reisen bei ihren Geschäftsfreunden, oder andern Bekannten einkehren. Uebrigens hält es der Jude schon als Orientale für eine Tugend, „machnes oirech" zu sein, d. i. Gastfreundschaft zu üben, besonders gegen arme Reisende.

56) und 57) „Scholemlechem Bocher" rc. „Grüß euch Gott Junge!" was ist das für eine Lebensart (Derecherez, Weltgang Weltsitte) vor dem „Grüß Gott," „Behüt Gott" zu sagen. Ist das ein Gast! Wenn mir nicht schon der Töpfer den Ofen eingeschlagen hätte, würde ich ihn einschlagen „Scholemlechem" corrumpirt für „Salem lecum" der Friede sei mit euch, ist der Gruß, mit dem der Jude den Reisendem empfängt, indem er ihm die Hand biethet. Der Gegengruß ist „Scholem" (Salem) Friede.

„Beschißchem" ein Wort dessen Etymologie zu geben der Herausgeber nicht im Stande ist, und noch weniger zu übersetzen vermag, ist der Abschiedsgruß mit dem der Abreisende sich em-

pfiehlt, in dem er dem Zurückbleibenden die Hand biethet. Der Andere entgegnet ebenfalls „Beschischem" und fügt noch hinzu „Find á Mázie" Mach einen guten Fund. Der Jude muß es also für keine Pflicht halten, das Gefundene wieder zurückzugeben an den, der es verloren hat.

„Wenn mir der Töpfer" ꝛc. Wenn der Jude einen seltenen Gast bekommt, sagt er im Scherze, er werde den Ofen einschlagen? Wahrscheinlich will er damit sagen, seine Freude über die Ueberraschung sei eine wahnsinnige, so daß er den Ofen einschlagen könnte.

58) und 59) „Is dos derhört worden." Ist das erhört worden. Bei dem Leben meines Hauptes (so wahr ich lebe) ich könnte ungehalten sein über eine solche Rede. Ungelegen! Meint das Jüngelchen in Noße Hillels Hause wäre weiter kein Raum, wenn er zwei Zimmer für die Hochzeit herrichten läßt. Nun, was thut man damit? Rebb Jude Rebb Jossels Junker muß man schon was zu gute halten. Und jetzt weiter keine Umstände du bist wie zu Hause.

60) „Hot nit á mol" Hat nicht einmal ein Musikant noch eine Geige angerührt, und kommt schon ein Gast, und bringt Droschesche nk (vom Drosche schenk die Erklärung weiter unten im Texte) ich meine gar eine goldene Wiege.

61) „Auch Champagnernesech." Nesech (Nesek) ist eigentlich die Libation, welche die Heiden den Göttern zu Ehren auf die Erde ausgossen, das Weintrankopfer, welches den Götzen dargebracht wurde. Von solchem Weine zu kosten war den alten Juden als Theilnahme an Götzenopfer, nach dem ausdrücklichem Gesetze Moses, unter Todesstrafe verpönt. Den Talmudistischen Juden aber ist Neßech (unkoscherer Wein, von dem zu trinken nicht erlaubt ist,) jeder Wein, der von einem Christen gekeltert worden, von dem ein Christ gekostet hat, Neßech wird sogar der koschere Wein, wenn ein Christ das Gefäß mit der Hand berührt, in welchem der Wein aufbewabrt wird.

NB. Wenn durch die Berührung des Gefäßes, in welchem der Wein aufbewahrt wird, der koscherste Wein Neßech wird, so möchte ich doch wissen, was aus den Juden werden soll, die durchaus sich innigst brüderlich mit den Christen verschmelzen, und doch Juden bleiben wollen?

62) „Trefes essen sie" „Trefes" (Trefeth) ist das Aas eines Thieres welches von einem wilden Thiere zerrissen worden ist. Die Ueberreste eines solchen zerrissenen Thieres zuzubereiten, und davon zu essen, ist dem Juden doppelt verboten, da er schon durch die Berührung eines Aases sich verunreiniget. Darum, um anzuzeigen, wie sträflich es sei, von Speisen zu genießen die ein Christ bereitet hat, nennt der Jude solche Speisen: „Trefes." „Trefesessen" ist gleich bedeutend mit: Bei den Christen speisen.

63) Galcheschreben sie." Lateinisch, rein deutsch sprechen, so wie die Geistlichen sprechen. Auch das soll der strengorthodoxe Jude nicht. Daher das Sträuben der Orthodoxen gegen das Einführen von Gebetbüchern in rein deutscher Sprache in die Synagogen.

64) „Pfefferkränzlech, Mackemnicklech" ꝛc. Bis auf die Pfeffererbsen und Pfefferbohnen jüdisch nazionale Luxus-Backwerke. Diese delikaten Bäckereien einzeln und genau zu beschreiben sieht sich der Herausgeber leider ausser Stande. Ich sage leider, denn ich weiß bestimmt, daß ich mir den Dank aller Luxusköchinen und herrschaftlicher Köche verdienen würde, könnte ich wenigstens von und zu den absonderlich appetitlichen Mackemniklech (Mohnnikel, Mohnkindlein) eine Zeichnung und Rezept der Bereitung beidrucken lassen. Die Pfeffererbsen und Pfefferbohnen sind veritable getrocknete Erbsen und Bohnen, die im Wasser halb gar gekocht, ohne andere Zuthat, als daß sie stark gepfeffert werden, so genossen werden. Bei festlichen Gelegenheiten bei denen etwas mehr getrunken wird, fehlen beim Desert diese gepfefferten Bohnen und Erbsen nie. Darauf schmeckt ein Trunk. Uebrigens muß man den Juden mit dem Barte, etwa die polnischen Juden ausgenommen, die den Brantwein nicht verachten, und ein gutes Maß desselben gut vertragen können, nachsagen, daß sie sich im Genusse geistiger Getränke selten übernehmen. Ein Vollsäufer von Profession zu mal ist eine höchst seltene Erscheinung unter ihnen. „Er ist ein Schickernik," einer der sich gern berauscht, ein Säufer, ist ein großmächtiger Klecks in der Conduitenliste eines Juden. Einem solchen vertraut Keiner seiner Stammgenossen.

65) „Heute Nacht nach Awdole." Wenn der Abendstern und und noch zwei andere Sterne am Himmel sichtbar werden, wird das Wochen-Mairewgebet verrichtet, und es ist Schabbesausgang. Darauf wird die neu eingetretene Woche, — Bei den Juden beginnt der Tag nach Sonnenuntergang, und dauert bis zu dem nächsten Sonnenuntergang — mit „Awdole machen" eingeläutet. Es wird nämlich eine buntfärbige aus mehreren einzelnen Kerzen zusammengeflochtene lange Wachskerze, die „Awdole" angezündet; und dem jüngsten Sohne in die Hand gegeben. Dieser stellt sich mit der brennenden Awdole zur Rechten, wenn er noch ganz klein ist auf einen Sessel, an die untere Ecke des Tisches, auf welchem gewöhnlich gespeist wird, links steht der Hausvater, ein Glas mit Wein gefüllt, in einer Hand haltend, in der anderen die Besombüchse, eine Büchse in der verschiedene Gewürze liegen. Der Hausvater spricht den Segen über die brennende Awdole, über den Wein, sagt im singenden Tone ein bebesonderes Gebet, spricht wieder einen Segen über die Gewürzbüchse, die für diesen Gebrauch besonders bestimmt, von Silber kunstreich gearbeitet ist, (diese Büchse heißt mit dem jüdisch technischen Ausdrucke der „Hodes") riecht daran, und läßt auch jeden Einzelnen der Umstehenden riechen. Darauf nimmt er die Awdole und löscht sie aus, indem er sie wagrecht gesenkt über den Tisch hält, den Wein über die brennende Flamme ausschüttet, und den glimmenden Docht dreimal in den verschütteten Wein eintaucht. Dabei sorgt er, so vielen Wein auszugießen, daß ein Theil desselben von dem Tische auf die Erde hinabrinnt. Wahrscheinlich soll dies den überströmenden Ueberfluß bedeuten, mit welchem das Haus im Laufe der Woche gesegnet werden soll. So wird Awdole gemacht. Wenn das geschehen, werden noch einige besondere Gebete gesagt, die Woche beginnt, der Jude darf wieder Geld in die Hand nehmen, was an Schabbes, ausgenommen gewisse Schaumünzen, Thaler und Dukaten, die im Verkehre weniger vorkommen verboten ist, Geld einnehmen und ausgeben, und Geschäfte machen.

66) Jedenfalls wurde der Chosen." Während der Periode ehelich zusammen zu kommen, ist bei den Juden ein gräuliches Verbrechen. Wenn diese, und gewisse Reinigungstage vorüber sind, muß erst das Weib sich im Bade (die Tuck, von unterducken)

vollständig reinigen, dann erst darf die eheliche Pflicht wieder geleistet werden. Ein solches Reinigungsbad im Hause in einer Wanne zu nehmen, würde nicht ausreichen, dazu gehört eine fließende Quelle, in der das Weib kopfüber mit dem ganzen Leibe dreimal untertauchen oder unterducken muß, wie eine Duckente. Es besteht daher in jeder Judengemeinde ein besonderes Haus, gewöhnlich ist es die Amtswohnung des Gemeindeschächters, in dessen Raume eine Quelle in eine Art von Bassin gesammelt ist, deren Wasser in Wintertagen durch eine gewisse Vorrichtung gewärmt werden kann. Dieses Haus heißt von seiner Bestimmung die Tuck, wo auch die Schächterin als Tuckerin angestellt ist, die furchtsamen Weiber, die so was allein zu unternehmen nicht die Courage haben, dreimal unter zu tauchen. Am Vorabende der Hochzeit muß auch die Braut in die Tuck gehen, um sich zu reinigen. Ohne dieses dürfte das Beilager in der Brautnacht nicht gehalten werden.

Das „Ius primae noctis“ bestand im Mittelalter darin, daß wenn ein Höriger oder Leibeigener eine Jungfrau heirathete, der Dynast, zu dessen Herrschaft der Leibeigene gehörte, das Recht hatte, in der Brautnacht bei der Braut die Stelle des Bräutigams einzunehmen. Wollte, oder konnte der Herr von diesem Rechte keinen Gebrauch machen, mußte der Bräutigam statt dessen dem Herrn ein Gewisses zahlen.

67) „Die sie heute zum letzten Male.“ Am Hochzeittage werden der jüdischen Braut die Locken und Haarflechten abgeschnitten, sie braucht auch dieselben weiter nicht. Denn keine koschere „Jüdene“ (verheirathetes Judenweib) darf sich barhaupt sehen, oder nur ein Härchen von dem natürlichen Haarwuchse unter der Haube hervorquillen lassen, ja auch wenn sie allein ist, darf sie das Haupt nicht unbedeckt haben.

Dieses rabbinistische Gebot gründet sich auf den Umstand daß Rebekka auf ihrem Brautzuge, als sie eines Mannes von Ferne ansichtig wurde, und ihr Eleazar gesagt hatte, jener Mann sei sein junger Herr, ihr bestimmter Bräutigam, augenblicklich den Schleier herabgelassen habe. Damit soll Rebekka angedeutet haben, daß verheirathete Frauenzimmer den Kopf immer verhüllt haben müssen.

Sonderbar, sollen die Rabbinen, welche den Talmud verfaßt, gesammelt und kommentirt haben, den näheren einfacheren Grund, warum sich Rebekka verschleierte, als sie Isaaks ansichtig wurde, nicht gekannt haben? Sollen sie wirklich nicht gewußt haben, daß es im Orient unsittlich sei, wenn sich ein Frauenzimmer, ob jung oder alt, verheirathet oder unverheirathet, unverschleiert vor einem fremden Manne sehen läßt? Sollten die Rabbinen die Sitten der orientalischen Länder, in welchen die meisten von ihnen lebten, wirklich so wenig gekannt haben? Sollten die Rabbinen, die allwissenden Rabbinen wirklich so wildfremd in ihrer eigenen Archäologie gewesen sein?

Wie Schade für die Jesuitenriecher, die Alles, was ihnen nicht gefällt, jesuitisch nennen, daß dazumal als das Verhüllungsgebot von den Rabbinen gegeben worden, der Jesuitenorden noch nicht bestand. Da hätten sie doch Recht gehabt zu sagen, daß der Coup, Jungfer Braut Rebekka sich verschleiern zu lassen, damit alle Judenfrauen von ihrer Ur-ur-urbabe (Ahnfrau) lernten, daß sie gehalten seien, zeitlebens ihren koscheren Eheweibkopf unter einer doppelten Kopfverhüllung dunsten zu lassen, und das allgemeine Gebot der Kopfverhüllung für alle Judenfrauen zu geben, auf den Grund zurückzuführen, daß Rebekka sich verschleierte, da hätten sie doch, meine ich, doch Recht gehabt zu sagen, daß dieser Coup von einem verkappten Jesuiten ausgeführt worden sei, der sich in das Synedrium unter die Rabbinen eingeschlichen hatte.

68) „Für den schmeckedegen gestupelt Eisekel" Für das wohlriechende (ein Ausdruck der Zärtlichkeit) blatternarbichte Isaakchen. Die Juden lieben es besonders ihre Bekannten nach körperlichen Gebrechen, die diesen anhaften, zu bezeichnen. Solche Spitznamen haben für die Betheiligten nichts Entehrendes.

69) „Deren Volk in Goles schmachtet" -„Goles" Gefangenschaft, so bezeichnen die Juden, die untergeordnete bürgerliche Stellung, welche sie in der Welt einnehmen, seit der letzten Zerstörung Jerusalems. So lange das Goles dauert, darf der Jude keine, besonders keine häusliche Familienfreude ungetrübt genießen, ohne mit irgend was, sich die Freude zu verbittern durch

die Erinnerung an den Fall Jerusalems. Darum muß die Braut am Hochzeittage viel weinen, und wird dem Bräutigam, ehe er unter die Chuppe geführt wird. (S. weiter unten im Texte) Asche auf das Haupt gestreut.

In Talmud wird, eben als Belege, daß es dem Juden in Goles nicht zieme, der Freude sich zu sehr hinzugeben, von einem Matadorrabbi erzählt, daß er, bei einem Hochzeitmahle zu Gaste sitzend, als er sah, daß die Freude zu laut wurde, und ungestört anhielt, plötzlich den kostbarsten goldenen Becher, den man vor den Rabbi als den ausgezeichnetesten Gast hingestellt hatte, ergriff, und ihn zerrbrach. Als der, der den Schaden davon hatte, verdrießlich seine Verwunderung über diese Wunderlichkeit des Rabbi äußerte, sagte dieser kaltblütig: „Wir sind in Goles, und euere Hochzeitgäste sind so ausgelassen lustig, möge sie der zerbrochene Becher an unser zertrümmertes Glück erinnern, und ihre Lust etwas mäßigen.“

70) „Die Männer vereinigten sich mit dem Chosen zu Minje.“ „Minje“ ist der Privatgottesdienst außerhalb der Synagoge im Hause abgehalten, zu dem sich wenigstens 10 mündige Mannspersonen vereinen, und von denen der Geeigneteste den Chasen (Vorsänger, Vorbeter) macht. Solche Privatgottesdienste werden gehalten im Hause, wo eines wegen Krankheit verhindert ist, in die Synagoge zu gehen, besonders an Schabbes. (An hohen Festtagen, besonders an den Neujahrstagen und am langen Tage, wo alles in der Synagoge erscheinen muß, und sogar die Familien, welche einzeln als Branntweinhäuser-Pächter oder Eigenthümer solcher privilegirten Giftspelunken auf Dörfern wohnen, in die Khile ziehen, um dem öffentlichen, feierlichen Gottesdienste in der Synagoge anzuwohnen, sind solche Privatgottesdienste streng untersagt. (An solchen Tagen, muß der Kranke, wenn er unmöglich in die Synagoge gehen kann, sich schon allein behelfen, und für sich seine Andacht aus dem Machser — besonderes Festtags-Gebetbuch — verrichten). Ferner werden solche Privatgottesdienste in einem Trauerhause durch sieben Tage, früh und Abends gehalten, weil die nächsten Leidtragenden, die den Hingeschiedenen sieben Tage auf der Erde sitzend betrauern müssen, auch nicht ausgehen dürfen, und das Kadesch nach dem Ge-

bete für den Verstorbenen doch gesagt werden muß. Auch an den Anniversarien wird Minje gemacht, um sicherer das Kadesch sagen zu können, um die Conkurrenz zu vermeiden. Denn da das Kadesch für einen Verstorbenen ein ganzes Jahr gesagt werden soll — so lange dauert die Trauerzeit bei den Juden — so ist es nichts Ungewöhnliches, daß in einer Gemeinde mehrere Trauernde zugleich das Kadeschsagen in der Synagoge ansprechen, wo dann der, welcher blos den Jahrestag des Hinscheidens seines Vaters oder seiner Mutter trauernd begeht, vielleicht zurückstehen müßte. Endlich wird Minje gemacht, früh und Abend, im Hause wo ein Bräutigam seinen Hochzeittag hat, auch wenn die Hochzeit an einem Orte gefeiert wird, wo eine Synagoge ist.

71) „Die verheiratheten Weibsleute.“ Auch bei Minje dürfen die Weiber sich nicht unter die Männer mischen. Die unverheiratheten Frauenzimmer brauchen gar nicht zu beten, einzelne Festtage ausgenommen, von welcher Dispens Gebrauch zu machen, sie sich gar nicht weigern. Gar wunderselten, daß ein Judenmädchen „davent“ (aus dem Gebetbuch betet.)

72) „Mit der ersten Unterführerin.“ Bei den Juden sind vier Beistände, zwei männliche und zwei weibliche, die männlichen für den Bräutigam, die weiblichen für die Braut. Diese führen den Bräutigam und die Braut unter die Chuppe, d. h. gehen ihnen zur Rechten und Linken, wenn sie aus dem Hause über die Straße zur Trauung unter die Chuppe im feierlichen Aufzuge sich begeben, und heißen daher Unterführer und Unterführerinnen.

73) „Gings wieder an ein Hopsen.“ So wie Sprache und Tracht entlehnen die Juden, auch die Tänze von den Christen unter denen sie zerstreut wohnen. Nur „Torkeln“ hin- und herwanken, von einer Seite auf die andere sich wiegen, scheint die originale Erfindung eines jüdischen Balletmeisters zu sein. Was aus dem Kalemaiketanz machen, bei welchem Volke ihn als Nationaltanz zu suchen, weiß der Herausgeber in der That nicht, nur so viel weiß er sich aus seiner frühesten Jugend zu erinnern, daß er gar oft von jungen Judenmädchen ein Liedchen trällern hörte, welches mit den Versen begann:

„Kalemaike tanz' ich gern
Mit ein'm schönen jungen Herrn."

Vielleicht leitet dieses Jemanden von unsern verehrten Lesern oder Leserinen auf die Spur, und gibt uns gütig Aufschluß. Wir werden jede Mittheilung über diesen wichtigen Gegenstand dankbar entgegennehmen, sie redlich benützen, bei der zweiten Ausgabe, so „der Jude mit dem Barte" das unverdiente Glück haben sollte, eine zweite Ausgabe zu erleben — diese zweite Ausgabe wäre dem Juden mit dem Barte gewiß sehr lieb, so abhold er sonst schon jeder ersten Ausgabe ist — und werden es nicht versäumen, den Namen des gefälligen Einsenders oder der Einsenderin, der sicherlich nicht minder dankbaren Nachwelt für die gedruckte Unsterblichkeit zu überliefern.

74) „Er betet Rosche — schone Schmoine — eßre." Schmoineeßre die achzehn, ein Gebet welches aus achzehn Segnungen besteht, und jeden Tag dreimal, und an Sonnabenden und Feiertagen viermal gebetet wird. An Sonnabenden und Feiertagen ist die Fassung des Gebetes anders als an Wochentagen. Roscheschone = Schmoineßere ist jenes Gebet, welches für die Neujahrstage, welche auch Bußtage sind, eingerichtet ist. Deshalb betet der Bräutigam vor seiner Copulation wo er Reue und Leid erwecken, und als Büßender sich darstellen soll, jenes Gebet.

Von der Widde wurde in der ein und zwanzigsten Anmerkung gesprochen.

75) „Schaichen" Wenn ja die Ehe ein Civilkontrakt sein soll, wie viele behaupten, welche das Sakramentale in derselben wegläugnen, ist sie es gewiß bei den Juden, dem Heirathen ein Geschäft ist, und Braut und Bräutigam eine Waare sind. Es gibt auch daher eigene Heirathsmäkler (Schatchen) bei den Juden welche die Paare, von welchen sie glauben, daß dieselben für einander passen, zusammenkuppeln. Nach der Größe der Morgengabe und des Leibgedinges, wird auch die Größe des Kuppelpelzes bemessen, der Mäkler bekommt von jedem Hundert des Kapitals der Mitgabe gewisse Perzente.

76) „Tnoemmohl." Wenn die Eltern der Brautstand=Candidaten Handel eins sind, werden die Ehepakten aufgesetzt, und die

Verlobung gefeiert. Daß Festessen bei dieser Gelegenheit heißt das Tnoemmohl.

77) „Vorerst mußte sie Chale nehmen.“ Wie bekannt, mußten die Juden im Judenlande von allen Früchten den Priestern und Leviten den Zehent geben. Diesem zum Andenken wird, wenn in einem Judenhause Brot oder Barches (Feiertags-Weißbrot) gebacken wird, ein Stück von dem Teige weggenommen, und mit dem übrigen Brote in den Ofen geschoben. Ehe das neugebackene Brot zum Genusse angeschnitten wird, legt die Hausfrau das abgesonderte zu dem übrigen Brote, und spricht einen Segen darüber, daß heißt man Chale nehmen. Diese Chale darf nur von Priestern genossen werden. Die Braut nimmt an ihrem Hochzeittage über die Barches, welche für das Hochzeitmahl bestimmt sind, zum ersten Male Chale.

78) „Dorfmoz.“ Spitzname für Judenmädchen, die auf dem Dorfe aufgewachsen sind.

79) Hare at mechudesches li betabat hase.“ „Somit traue ich dich mir an mit diesem Ringe.“ Bei den Juden wird also jede Ehe durch Prokurazion geschlossen, auch im Beisein des Bräutigams.

80) „Der Chosen tritt.“ e. c. die Bedeutung dieses mystischen Gebrauches konnte der Herausgeber nicht ermitteln.

81) „Das junge Poor Volk.“ Der Jude nennt ein Ehepaar „a Poor Volk,“ wahrscheinlich aus dem frommen Wunsche, daß von dem Paare eine Nachkommenschaft abstammen soll so zahlreich wie ein Volk.

82) „Sei das Brautstehlen im Brauche.“ In gewissen Gebirgsgegenden ist es Sitte, daß die Brautleute aus dem Hause, wo sie mit den Hochzeitsgästen versammelt sind, in die Kirche zur Kopulation von der Pfarrgeistlichkeit geleitet werden. Der Pfarrer führt den Bräutigam, und der Hilfspriester die Braut. — Wo zwei Hilfspriester sind, oder ein dritter Geistlicher auf Verlangen des Brautpaares eingeladen wird, geht die Braut von zwei Geistlichen begleitet in die Kirche. — Nach der Kopulation begibt sich der Hochzeitszug in derselben Ordnung in welcher er in die Kirche gezogen war, in das Hochzeitshaus zurück. Aber auf dem Rückwege müssen die Hilfspriester, welche die

Braut führen, ein besonderes achtsames Auge auf diese haben; denn es suchen die lustigen Bursche ihnen die Braut zu entführen, oder wie die Leute sagen „zu stehlen." Gelingt dies, so wird die Braut in ein Wirthshaus gebracht, wo dann lustig gezecht wird, und der eigentliche Brautführer, der nur auf dem Kirchwege sein Ehrenamt den Geistlichen abgetreten hat, und den Tag über für die Braut haften muß, hat auch die Ehre für die Brautstehler und sämmtliche Helfershelfer die Zeche als Lösegeld zu zahlen, wenn er die Braut zurück haben, und dem armen trostlosen Strohwitwer von Bräutigam wieder zuführen will.

83) Trotz ihren vielen religiösen Händewaschungen. Der Jude genießt nicht einmal ein Stück trockenes Brot bevor er nicht die Hände gewaschen hatte, und „moize" gemacht hatte. „Moize" (corr. von Hamoza der hervorgebracht hat) ein Wort aus der Segensformel, welche der Jude über den Bissen Brod spricht, den er abgebrochen, oder abgeschnitten hat, und Gott für die Wohlthat dankt, daß er das Brot aus der Erde hat hervorwachsen lassen. Auch wenn der Jude mit den Seinen zu Tische sitzt, darf nach dem Händewaschen Niemand ein Wort sprechen oder etwas anrühren, wenn er nicht früher über den Bissen Brot den der Hausvater ihm abgeschnitten hatte, „moize" gemacht hat. Ferner soll sich der Jude auch die Hände waschen bevor er betet, weshalb in der Vorhalle einer jeden Synagoge ein Waschbäcken angebracht ist. Ein Handtuch zum Abtrocknen nebenbei hinzuhängen, so weit erstreckt sich schon die Gemeindemunfizenz nicht mehr; das fehlende Handtuch muß Jedem sein Sacktuch ersetzen. Geht der Jude über Feld und es wird Betenszeit, so bückt er sich nieder, wenn kein Wasser in der Nähe ist, und reibt die Hände an das thauige Gras, oder sonst an den Boden. Auch durch das Reiben der Hände an einer Wand wird das Waschen der Hände ersetzt. Endlich wäscht auch der Jude die Hände wenn er bei Seite gegangen ist, und „sagt: aischer jozer" (Ascher jazar, der geformt hat) d. i. preist Gott in einem kurzen Gebete, in welchem jene Worte vorkommen dafür, daß er in seiner Klugheit den Menschen so bewunderungswürdig zweckmäßig erschaffen habe.

Man sieht, daß der Jude bei keiner Gelegenheit mit Händewaschen, Segens- und Gebetsformelnsprechen geize.

34) „Sein „gut Johr" zurück." Wenn der Jude mit „gut Morgen" „Gut n'Owent" (guten Abend) „gut Nacht" oder „gut Schabbes" begrüßt wird, dankt er mit „gut Johr." Der Jude kann also auch, wenn er nur nicht in den Sack dabei zu steigen braucht, sehr großmüthig sein. Nur einem einzigen Juden der Gemeinde B*** wird nach — erzählt, er sei so mißgünstig gewesen, verdrießlich zu werden, wenn ihn Jemand grüßte, weil es ihn ärgerte ein geboten „gut morgen" mit den wucherischen Zinsen eines ganzen „guten Johrs" zurückgeben zu müssen. 360 Percent sind freilich zu viel. (Das Judenjahr ist ein Mondenjahr. Die Juden haben bis auf den heutigen den Tag verbesserten gregorianischen Kalender nicht angenommen.)

Und jener Neidhard, welcher für ein „gut Morgen" kein „gut Johr" zurückgeben wollte, war, wie die Khilekronik von B*** berichtet, des koscheren Merene Raw Rebb Jude Rebb Jossels, Nebenbuhler, als dieser sich um die koschere Bsule (Jungfer) Rachel bewarb, sie in dritter Ehe heimzuführen.

35) „Mit en Ponem Schabbes." „Schabbes machen." heißt im eigentlichen Sinne Alles herrichten und vorbereiten, was für den Schabbes nöthig ist, oder auch den Schabbes einläuten, Lampen und Kerzen anzünden, beten, und früher die Schabbeskleider anziehen; im metaphorischen Sinne heißt es, in der Woche so viel Geld verdienen, als nöthig ist, um Alles einzukaufen, was an Schabbes auf den Tisch kommt.

36) „Asen Ponem á Schubezze." „Schubezze" ist ein schwarzer Talar, mit einer gefältelten weißen Halskrause darüber, welchen der Jude mit dem Barte an vielen Orten, an Sabbath- und Feiertagen anzieht, wenn er in festlichem Schmucke in „die Schul" gehen will. Nur der Rabinner trägt auch an Wochentagen eine solche Schubezze beim Schulgange.

37) Mit á mol á n'Arbe Kanfeß." „Arbe Kanfeß" (Viereck) jenes Kleidungsstück der Juden an dessen vier Enden die Schaufäden hängen. Es hat ungefähr die Form eines Hosenträgers, wie ihn die Bauern in vielen Gebirgsgegenden über der Weste tragen, wenn man sich die beiden Querstreifen, welchen die Längenstreifen, in denen die Knopflöcher sind, vorn und hinten verbinden, als einen breiten Laz denkt, hinabreichend bis zu den

Knopflöchern. An den vier Enden dieses Arbe Kanfes sind Löcher angebracht, durch welche die Schaufäden (Zizes) gezogen sind. Diese Schaufäden sind, wie ich glaube, sieben Wollenfäden mannigfach verknotet, und mit einem andern Wollenfaden am obern kürzern Ende vielfach umwunden, die untern längern Enden laufen in eine Art von Quaste aus. Die eleganteren Juden, welche sich schämen, ihr Judenthum so zur Schau zu tragen, haben an den vier Enden des Arbekanfes ein Täschchen, in welches sie die Zizes zusammengerollt stecken, damit sie nicht zwischen den Frack= oder Rockschößen verrätherisch in die Welt hineingucken, und den Elegant als Juden bekennzeichnen, wenn es nicht das Gesicht schon thut. Deshalb auch tragen sie nur ein Mignonarbekanfes auf dem bloßen Hemde unter den andern Kleidungsstücken versteckt. Die Juden mit dem Barte aber halten, wie auf ihren Bart, auch auf ihre Zizes viel, und lassen sie frei herabwallen, und tragen ein kolossales Arbekanfes, häufig aus einem alten Taleth geschnitten. Die Chasidim (Asketen) tragen sogar das Arbekanfes statt einer Weste.

Die Zizes (Schaufäden) werden des Morgens beim Morgengebet an einer gewissen Stelle des „Schma" geküßt. Das heißen sie „Zizesbenschen." Zizesbenschen muß auch der unmündige Knabe, wenn er auch die Tiphilim nicht umwinden darf.

Das Arbekanfes wird auch vor dem Schlafengehen mit den übrigen Kleidungsstücken nicht abgelegt. Es ist eine Art Talismann gegen die boshaften Streiche der Scheddim (Kobolde). Von diesen hat Niemand was zu fürchten, der ein Arbekanfes umgehängt hat. Die weiblichen Individuen müssen sich schon unter den Schutz der Männer stellen, die ein Arbekanfes tragen; denn den Frauenzimmern ist es untersagt, sich mit einem Arbekanfes zu putzen. Das ist zu heilig, der weiblichen Eitelkeit zu dienen.

83) „Beim Chosengeschenk." Chosen= und Kalegeschenke sind die Liebespfänder an goldenen Halsketten, Perlenschnüren, goldenen Uhren, Ringen, und anderen Kostbarkeiten, die Bräutigam und Braut gegenseitig austauschen. Ein Paragraph in den Ehepakten, welche bei der Verlobung entworfen werden, setzt fest, wie hoch der Geldwerth dieser Geschenke sich belaufen soll. So

viel der Bräutigam hergibt, ebensoviel soll er von der Braut zurückempfangen. „Geht der Schidech o", d. h. wird die Parthie rückgängig, brechen Bräutigam und Braut mit einander, so geben sie sich wechselseitig ihre Geschenke wieder zurück, bei welcher Gelegenheit es nicht selten Streit absetzt, indem zuweilen eines oder das andere vorgibt, es sei ihm ein Stück unterschlagen worden.

89) „Chomezgete Borche." Könnte man übersetzen Vogelscheuche. Am letzten Tage des Osterfestes gegen Abend verfertigen die jüdischen Gassenjungen eine Strohpuppe, schleifen sie lärmend durch die Judengassen, und zerreißen sie zuletzt unter großem Geschrei und Gelächter. Dies geschieht Alles aus Freude, daß sie mit Anbruch der Nacht wieder Chomez, gesäuertes Brot, werden zu essen bekommen. Wie bekannt, dürfen die Juden an ihrem Osterfeste durch volle acht Tage kein gesäuertes Brot genießen. Die Stelle des gesäuerten Brotes vertreten ungesäuerte „Mazes", dünne Osterflecken. Auch zu den Klößen und anderen Mehlspeisen und Backwerk, die sie an den Ostertagen bereiten wollen, dürfen sie kein gewöhnliches Mehl nehmen, dieses müssen ebenfalls dünn gestoßene, oder zerriebene Mazes vertreten. Daß man sich in acht Tagen solche Speisen abißt, und froh ist, wieder in ein Stück gesäuertes Brot beißen zu dürfen, ist leicht begreiflich. Der Chomezgete Borche ist daher eine Freudendemonstration, die man dem Muthwillen der lieben Judenjugend mit gesunden Mägen, welche feste Speisen verlangen, zu Gute halten muß.

90) „Ische koich." Das gewisse „Vergelte es Gott", welches man auch dem Prediger nach der Predigt zuruft.

91) „Moes zur Jeschuoßi." „Geld, der Hort meiner Hilfe", sind die Anfangsworte einer Erzählung, welche in die Gebete aufgenommen ist, welche beim Schabbesausgange nach Awdolemachen gebetet und gesungen werden. Dieses „Moes zur Jeschuoßi" wird besonders allegro in raschem Tempo abgesungen. Der Inhalt dieser Erzählung, deren Moral: „Wenn die Noth am höchsten, Gott am nächsten," ist folgender:

Ein eben so rechtschaffener, als armer Mann, der schon dem Verhungern nahe war, und sich gar nicht mehr zu helfen wußte, ging beinahe verzweifelnd in der Abenddämmerung durch die

Gasse. Da begegnete ihm ein Fremdemit einem Korbe. Dieser fragte den armen Mann, ob er ihm doch nicht für ein Trinkgeld den Korb tragen möchte. Der Arme bot sich mit Freuden dazu an. Doch kaum hatte er den schweren Korb aufgehockt, so verschwand der Fremde. Nach einigem Warten, ob der Fremde nicht wiederkommen werde, ging der Arme wieder nach Hause. Zu Hause angelangt, war er doch neugierig, zu sehen, was denn der Korb für eine Bescherung enthalte. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er den Korb mit Dukaten gefüllt fand. Jetzt, beim Schein der Lampe und dem Glanze des Goldes geht dem Armen ein Licht auf, daß jener räthselhafte Fremde kein Anderer, als der Prophet Elias gewesen sein könne, der ihm erschienen sei, um mit diesem überreichen Almosen ihm auf einmal und für immer aus der Noth zu helfen.

So ist denn auch der kurze Sinn der langen Rede jener Erzählung, welche der Jude so lustig am Samstagabend absingt, der Wunsch, es möge ihm ebenfalls im Laufe der Woche Elias der Prophet mit einem Korbe voll Dukaten erscheinen. Denn „Moes zur Jeschuoßi", Geld, der Hort meiner Hilfe, ist des Juden Alpha und Omega, welches ihm das Joch des Goles sehr erleichtert.

92) „Seimachn es oirech", sei gastfrei.

93) „Theil Zdoke", Theil Almosen.

94) „Kern Kajemes." Das „Kern Kajemes" ist eine Stiftung, welche vermögliche Juden machen, damit an ihrem Sterbetage für die Ruhe der armen Seele Almosen an die Armen vertheilt, das Jahrzeitlicht, sowohl die Oellampe im Hause, als auch die gelbe Wachskerze in der Synagoge angezündet werde, und daß die Gelehrten im Orte ein „Perek Mischnajes" (einen Abschnitt aus der gesammelten Mischna) lernen.

95) „Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt." Da Gott der König und Vater der Juden ist, und sie ihn auch in einer langen Litanei, die sie an den Neujahrs-Bußtagen, und am langen Tage abbeten gewiß tausendmal so nennen — jeder Satz der langen Litanei beginnt: „Owine, Malkene" (**Abinu, Malkenu**), unser Vater, unser König — so ist natürlich jeder Jude und jede Jüdin ein Prinz und eine Prinzessin von Geblüt, und als solche betrachten sie sich auch wirklich, und sind nicht wenig hochmüthig deshalb.

96) „Sliche", gewisse Gebete, welche vor Tagesanbruch vor dem gewöhnlichen Morgengebete in den Bußtagen verrichtet werden.

97) „Talesbeutel", der Beutel, in welchem das Taleth, der kleinere Beutel, mit den Tephilim und Betbuche aufbewahrt werden, den der Jude in die Synagoge mitträgt. Denn wenn der Jude sein Morgengebet in der Synagoge verrichtet, muß er auch dort die Thephilim umwinden, und nach vollendetem Gebete sie dort wieder abnehmen. Mit den Tephilim, um Arm und Haupt gewunden, über die Straße gehen darf er nicht.

98) „Jeden Montag und Donnerstag." Montag und Donnerstag sind eine Art von Bußtagen. An diesen Tagen wird nach dem Morgengebete eine Parsche aus der Wochensedre vorgelesen, und werden drei aufgerufen. Fromme Leute fasten am Montag und Donnerstag einen halben Tag, die Chasidim (Asketen) den ganzen Tag.

99) „Vom Finger Gottes geschrieben." Die Juden sagen, Gott hätte mit seinem Finger die zehn Gebote auf die beiden, Steintafeln so geschrieben, daß sie von beiden Seiten zu lesen gewesen, also in durchbrochener Arbeit. Die Steintafeln selber seien die kostbarsten Edelsteine gewesen, so daß Moses durch die Abfälle der Steine beim Behauen und Graviren derselben, welche der begünstigte Volkslehrer auflesen durfte, der reichste Mann im Volke wurde.

100) „Vom Sonnenuntergange des vorigen Tages." Die Fastentage sind bei den Juden sehr strenge. Es darf nicht ein Bissen Brot gekostet, nicht ein Tropfen Wasser genommen werden. Gewöhnlich beginnen die Fastentage mit Tagesanbruch, und dauern bis Abend, wann die drei ersten Sterne sichtbar geworden sind. Darum stehen Viele vor Tagesanbruch auf, und nehmen geschwind ein Frühstück. Nur die Faste an Tische-B'ow- und Langentage, als besonders strenger Kasteiungstag, macht eine Ausnahme. Diese beginnt schon mit Sonnenuntergang des Vorabendes.

101) „Denselben um's Ohr zu schlagen." „Wenn der Jude in den arabischen Städten aus seinem Ghetto in den von den Arabern bewohnten Stadttheil tritt, muß er die Pantoffeln von den Füßen ziehen, und selbe in der Hand tragen. Der erste beste

Gassenjunge, dem es gerade einfällt, reißt dem Juden den Pantoffel aus der Hand, und schlägt ihm denselben um's Ohr." So erzählte ein wackerer österreichischer Ingenieur-Offizier, der vor Kurzem erst aus Algerien heimgekehrt war, dem Herausgeber dieser Blätter.

102) „Allwöchentlich fein wegsalben." „Ueber das Haupt und Kinn soll dir kein Schermesser gehen", heißt es im Pentateuch. Deshalb ist es dem Juden, wenn er sich ja schon rasiren will, verboten, sich mit dem Rasirmesser den Bart abzunehmen. Die Stelle des Messers muß daher eine Salbe vertreten aus gelöschtem Kalk, der heiß gemacht, und in den etwas Aurumpigmentum geschüttet wird. Diese Salbe, von unausstehlich üblem Geruche, mit einem Hölzchen um Kinn und Wangen gestrichen, frißt den Bart sauber weg.

103) „Als er auf verbotenen Wegen ging." Es wird im Talmud einer Kourtisane erwähnt von ausnehmender Schönheit, die ihre Gunstbezeugungen um einen unverschämt hohen Preis verkaufte. Ihr Boudoir war so luxuriös eingerichtet, ihr Sündenlager so üppig, daß man zu demselben auf silbernen Stufen hinanstieg.

Diese Dirne zu besuchen, ließ sich ein reicher Rabbi hinreißen. Als er schon entkleidet auf dem letzten Stück Wege war, mit der Buhlerin zu sündigen, peitschten ihn die Schaufäden an seinen Arbekanfes, welches er vergessen hatte abzulegen, aufs Schmerzlichste. Dies brachte ihn zur Besinnung, daß er auf halbem Wege umkehrte, und sogar die Sünderin bekehrte. Diese war nicht undankbar, sie belohnte den Rabbi mit ihrer schönen Hand, und ihrem schönen Gelde, welches sie in ihrem Sündenerwerbe sich verdient hatte.

104) „Mit dem Abhube zu begnügen." Dieses bestätigen die allerneuesten Weltereignisse. Cremieux, der jüdische Advokat, seinem Glauben nach nichts mehr als ein beschnittener Heide, war kaum ins Ministerium der provisorischen Regierung der französischen Republik gewählt, als er schon die besten Stellen mit Juden besetzte. Und was jetzt in Wien vorgeht, ist auch Niemanden ein Geheimniß.

105) „Sich auserkoren." „Ich hab' dir nun genug verzählt; noch will ich dir sagen, daß ich jetzt nach Wien geh', mit Roth-

schild reden, und mit den reichen Leut', die dort wohnen. Sie sollen ihre Macht und ihren Reichthum dazu hergeben, um wieder Jeruschelaim aufzubauen. Ich weiß, Rothschild kann Alles, was er will, er wird auch das können. Es sagt mir was in meinem Herzen, ich geh' diesmal nicht umsonst. Rothschild ist ein guter Jüd' — er muß Jeruschalaim wieder aufbauen" (auf Aktien oder auf Lotterieloose?), sind ausdrücklich die Worte, welche Leopold Kompert (gewiß auch ein guter Jüd) in seinen Erzählungen: „Aus dem Ghetto", pag. 214) Rebb Mendl Wilna in den Mund legt. Das heiße ich doch deutlich und unumwunden gesprochen. Und sagt nicht der galizische Jude, weil er im Besitze des Geldes ist: Jech bin Porez? (Ich bin Herr).

106) „In Dorf gehen", so viel als hausiren gehen, weil die Juden mit ihren Waaren zumeist in den Dörfern hausiren, wo es selten Kaufläden gibt. Aermeren Juden, welche nicht das Vermögen haben, bei den Fabriksherren größere Einkäufe zu machen, geben die reicheren Juden, zum Theil gegen bare Bezahlung, zum Theil auf Borg, einige Waaren ab, damit sie „in Dorf gehen", und sich ernähren können. Wenn ein solcher Verschleißer borgt, und aufs Zahlen vergißt, bekommt er natürlich nichts weiter mehr geborgt.

107) „Figder Roiseles ist wirklich ein Schöps." Ueber die neuere jüdische Sekte der Schöpse, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts so ziemlich verbreitet war, schwebt ein undurchdringliches Dunkel. Ob sie Freimaurer, ob sie Freigeister außerhalb der Loge, auf eigener Faust gewesen? blieb unbekannt. Jedenfalls waren sie den Juden anrüchig als Leute, um deren Orthodoxie es schlecht bestellt wäre.

108) „Um nach Gold in ihren Eingeweiden zu wühlen." Nach Josephus Flavius wurde es einem römischen Soldaten bekannt, daß einer der gefangenen Juden sein Gold verschluckt habe, um es vor den Römern zu verbergen. Alsogleich fiel der Verdacht auch auf die andern Juden, daß sie auf gleiche Weise ihr Gold zu verbergen suchten. Sofort wurde vielen Tausenden der Unglücklichen der Leib aufgeschlitzt, damit das verschluckte Gold zu Tage komme.

109) **Denis, Catal. Cod.**

110) „In die Kirche zu rufen." Es ist in den Judengemeinden ein eigener Junge aufgestellt, unter der Woche mit drei Schlägen, zu Ehren der drei Patriarchen, Abraham, Isaak und Jakob, mit einem hölzernen Hammer an jede Thüre der Judenhäuser zu pochen, wann es Zeit ist, in die Synagoge zu gehen. Das heißen sie „in Schul klopfen." Am Sabbat und an den Feiertagen ist das „Schulklopfen" verboten. Dafür schreit der Kirchendiener aus, daß es Zeit sei, in die Schule zu gehen. Auch an Wochentagen darf nicht in die Schule geklopft werden, wenn eine Judenleiche noch unbegraben in einem Hause liegt.

111) „Dies ist schon so viel wie Alles." Was mußte Benjamin seit Channeles Hochzeit schon Alles gehört und gesehen haben, daß er jetzt eine solche Sprache führen konnte?

112) „Dies ist mehr als Alles." Daß leider der größte Theil von Benjamin's Voraussicht, über die schlechte Presse in den Händen der Juden, durch den Erfolg jetzt schon bestätigt ist, dies in einer Note nachzuweisen, wäre zu viel. Wir behalten es uns daher vor, diesen Gegenstand in einer eigenen Broschüre durchzuführen.

Franz Steckeler
Buchbinderei
8884 Höchstädt/Do.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Jude mit dem Barte, oder Lebensläufe eines Judenknaben Aus den hinterlassenen Schriften eines Convertiten

Wien 1848

Jud. 25 c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10570536-1